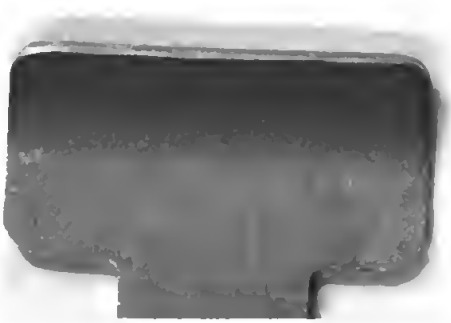
B: 19
2
360 2
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •



Neue

Römische Briefe

von

einem Florentiner.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

B.° 19
2
360 2
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •

Römische Briefe

von

einem Florentiner.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Neue

Römische Briefe

von

einem Florentiner.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

His ego nec metas rerum nec tempora pono,
Imperium sine fine dedi.

Virgil.

B 19. 2. 360 2

An

Auguste von Dewitz.

Ein leider bald unterbrochener Aufenthalt in Italien hat Sie mit jener Liebe zu dem schönen Lande erfüllt, die das unvergängliche Erbtheil Aller ist, in deren Seelen noch Begeisterung lebt und Lust am Genusse des nieversiegenden Reichthums von Natur und Kunst, und Dankbarkeit für diesen Genuß. Denn die Liebe zu Italien ist kein Schiboleth einer Partei: sie liegt zu tief, sie ist zu ernst und wahr, sie überdauert manche andere Neigung, sie kann ein ganzes Leben ausfüllen — sie thut es bei dem, der die vorliegenden Briefe schrieb, die Ihnen in der Erinnerung an Rom gewidmet sind.

Vor vier Jahren erschien das Werk, welchem das gegenwärtige sich anschließt. Wenn ich mir damals die Aufgabe gestellt hatte, mit dem mittelalterlichen Rom und seinen Geschicken im Zusammenhange, neuere Zeit und neuere Verhältnisse in administrativen, agronomischen, sozialen und artistischen Beziehungen zu betrachten und das Ganze, mit Hineinziehung des

eigentlich Oertlichen, zu einem Bilde abzurunden: so ſind es diesmal mehr abgeſonderte und ſpezielle Gegenſtände, die ich zur Erörterung und Darſtellung gewählt habe. Seit jene „Römiſchen Briefe" ans Licht traten, habe ich meiſt in Rom gelebt: an Stoff konnte es mir alſo nicht fehlen, denn wo wäre er reicher und mannigfaltiger als in der Stadt, die ihres Gleichen nicht hat? Der lange Aufenthalt mußte überdies nothwendig meine Anſichten von manchen Dingen modifiziren. Die Betrachtung der römiſchen Verhältniſſe mußte endlich zu vielen Parallelen Anlaß geben, die ich nicht nur nicht vermieden, ſondern zum Theil in ihren Einzelheiten ausgeführt habe, indem ich ganz Italien in den Kreis der Betrachtung zog. Während ich ſo von Rom in ſeiner allmäligen Entwickelung, von ſeinen mittelalterlichen Kunſtwerken, ſeinen Familien in früheren wie jetzigen Beziehungen wie in intereſſanten Perſonen und Vorfällen, ſeinen geiſtlichen Bildungsanſtalten, ſeinen Gefängniſſen und dem geſelligen Leben rede, reihe ich daran die Schilderung der näheren Umgebungen in Hinſicht auf Natur, Geſchichte, Eigenthumsverhältniſſe und Ackerbau, die Ueberſicht des Zuſtandes von Handel und Induſtrie, endlich Bemerkungen über die neuere poetiſche Literatur Italiens, über die Arbeiten der Italiener im Fache der geografiſchen Wiſſenſchaften, über die Stellung der Juden, über landwirthſchaftliche Zuſtände im Allgemeinen und was damit zuſammenhängt. Sie

ſehen, es iſt ein weites Feld, auf dem ich Aehren geſammelt habe. Umſomehr darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß Sie und Andere Stoff zur Unterhaltung wie zum Nachdenken in dieſen Blättern finden werden.

Denn ſo ſehr auch mit jedem Jahre die Literatur der Schriften über Italien zunimmt, ſo glaube ich doch, daß manches von dem hier Vorkommenden entweder noch nicht im Zuſammenhange, oder von einem allgemeinern Standpunkte aus, oder aber mit Berückſichtigung eines größern Leſerkreiſes, behandelt worden iſt. Vieles, wovon in dieſen Briefen die Rede, iſt in des Lyoner Deputirten Fülchiron Voyage dans l'Italie méridionale (2. Aufl. Paris 1844), namentlich in dem dritten Bande, der den Kirchenſtaat enthält, beſprochen. Erſt bei Beendigung des Druckes iſt dies Werk mir zugekommen, in welchem ich mich gefreut habe, in vielen Fällen übereinſtimmende Anſichten zu finden, und deſſen Verfaſſer großentheils die nämlichen Quellen benutzt hat, die mir geöffnet waren. Das Artiſtiſche und Geſchichtliche in ſeinem Buche iſt unbedeutend. Dagegen hat E. de la Gournerie in ſeiner Rome chrétienne ein anſprechendes, in Anordnung und Darſtellung gleichmäßig zu lobendes Gemälde der Geſchichte und Denkmale der chriſtlichen Stadt geliefert und der Schilderung dieſer Denkmale zwiefaches Intereſſe verliehn, indem er ſie in den Gang der religiöſen und politiſchen Begebenheiten

einflocht. Die neueſten religiöſen wie politiſchen Zuſtände, vom Tode Pius' VII. bis zur Thronbeſteigung Gregors XVI., erläuterte Artaud in ſeinen Lebensbeſchreibungen Leo's XII. und Pius' VIII.: er that es aber mit einer ſo läſtigen Breite und in einem ſo panegyriſchen Styl, daß dieſe Schriften der frühern über Pius VII. weit nachſtehn würden, auch wenn das Intereſſe des Gegenſtandes nicht ein unendlich geringeres wäre. Dieſe Bücher mögen Mängel haben, ſie mögen Manches in zu günſtigem Lichte erſcheinen laſſen, indem ſie die Darſtellung der Schattenſeiten vernachläſſigen: ihr Erſcheinen aber iſt willkommen zu heißen, weil ſie ein Gegengewicht bilden jenen Autoren gegenüber, die von Allem, was Rom und den Kirchenſtaat betrifft, wenn es nicht gerade der Himmel oder Kunſtwerke ſind, im wegwerfendſten Tone reden, denen Rom der Sitz des ewigen Dunkels iſt, die, nachdem ſie nicht immer auf die ſanfteſte noch anſtändigſte Weiſe zu den Ceremonien der heil. Woche ſich gedrängt, nach Hauſe gehn und nichts Eiligeres zu thun haben als abgedroſchene Fraſen über Götzendienſt und Abſurdität breitzuſchlagen, nicht müde werdend, die Gleichniſſe der Apokalypſe mit einem Eifer, den die Jahrhunderte nicht dämpfen zu können ſcheinen, auf den h. Stuhl anzuwenden. Es iſt namentlich England, welches dieſe Anti-popery-Literatur fortwährend durch neue Geiſteserzeugniſſe bereichert.

Doch ich will ſchweigen über dieſen unerfreulichen

Gegenstand. Den Standpunkt gegenwärtiger Briefe zu bezeichnen werden wenige Worte genügen. Gegen das, was in Rom vom Uebel ist, bin ich keineswegs blind gewesen und habe es nicht verschwiegen; das Gute habe ich freudig anerkannt. Ein langer Aufenthalt in einem Lande muß nothwendig Vieles unter einem andern Gesichtspunkte erscheinen lassen, als der des Touristen ist. Es ist möglich, daß mancher Eindruck verwischt wird: sollte aber das Gesammtbild nicht ein treueres sein? Ich hoffe und wünsche, daß es so Denen erscheinen möge, welche Italien kennen.

Weiter habe ich über das Buch selbst nichts zu sagen, ausgenommen, daß es mir nicht einfallen kann zu glauben, in diesen oft leichten Skizzen einen der mannigfachen Gegenstände erschöpft zu haben, von denen sie handeln. Die Form allein schon spricht gegen eine solche Annahme, und in manchen Fällen ist blos eine Anregung gegeben. Eine große Menge von Materialien aller Art, gedruckte wie handschriftliche, habe ich dabei benutzt, und verdanke namentlich Coppi, Morichini, Visconti, Litta, Repetti, Tommaséo, Nibby, Forti viel — Männer, die, mit Ausnahme der beiden Letztgenannten, zu den Lebenden gehören und zu denen ich meist in freundschaftlichem Verhältnisse stehe. Gern bekenne ich, wie viel ich Diesen und Andern schulde.

Während des Druckes ist eine der von mir berührten Fragen, die Gefängnißreform, Gegenstand der

eifrigſten und intereſſanteſten Discuſſionen geworden, in Italien nicht nur, ſondern (und dies in erhöhtem Grade) in Frankreich, wo die Kammerverhandlungen über dieſen Punkt noch nicht völlig geſchloſſen ſind, wenn auch über die Hauptſache, die Annahme des Zellenſyſtems für die Gefängniſſe, bereits entſchieden iſt. Wenn ich dieſes Gegenſtandes hier noch einmal gedenke, ſo geſchieht es, um deſſen gegenwärtigen Standpunkt in Italien in der Kürze zu bezeichnen. Während in beinahe allen Ländern die Nothwendigkeit einer Reform der Gefängniſſe, die ſtatt Corrections- häufig Corruptions-Anſtalten ſind, gefühlt und verhandelt ward, und ſelbſt ein Fürſt, der ſeitdem den Thron einer erleuchteten Nazion beſtiegen hat (Oscar von Schweden), in einer Schrift, welche viele Aufmerkſamkeit erregte, darüber ſich ausſprach: war es natürlich, daß Italien nicht zurückbleiben konnte. Der Graf Petitti di Roreto, k. ſardiſcher Staatsrath, dem vielleicht nur Dr. N. H. Julius in Berlin an Eifer gleichkommt, war der Erſte, der dieſem Gegenſtand ausführlichere Beſprechung widmete, in ſeinem: Saggio sul buon governo della mendicità, degl' Istituti di beneficenza, e delle carceri (Turin 1837). Ihm folgte der Neapolitaner F. Volpicella mit der Schrift: Delle carceri e del loro ordinamento (Neapel, 1838), dann kam Petitti's Hauptwerk: Della condizione attuale delle carceri e dei mezzi di migliorarla (Turin, 1840). Monſignor Morichini

in Rom, Marcheſe C. Torrigiani in Florenz, Graf A. Porro in Mailand u. m. A. haben ſodann dieſe Frage in verſchiedener Ausdehnung und in verſchiedenem Sinne beleuchtet. Bei der Gelehrtenverſammlung in Florenz, 1841, fand die erſte eigentliche Discuſſion darüber ſtatt; ſie wurde bei der Verſammlung zu Padua im folgenden Jahre wieder aufgenommen. Dann ließ Petitti eine neue Abhandlung drucken: **Della condizione esordiente della riforma delle carceri** (Florenz, 1843), und auf dem Congreſſo ſcientifico zu Lucca im vorigen Herbſte ſtattete die zu Padua mit der Unterſuchung dieſer Angelegenheit beauftragte Commiſſion einen, von Aleſſ. Porro verfaßten, ausführlichen Bericht ab, der in Mailand gedruckt ward (**Sulla riforma carceraria. Rapporto fatto al congresso scientifico di Lucca dalla commissione eletta nel congresso di Padova.**) Nach Verwerfung des Auburnſchen Syſtems nächtlicher Trennung und gemeinſamer ſtillſchweigender Arbeit, und der gemiſchten oder ekleftiſchen Methode, bei welcher der zu vieljähriger Einſchließung verurtheilte Sträfling von der immerwährenden Abſperrung zur gemeinſamen Arbeit übergeht (wofür Petitti ſtimmte), entſchied ſich dieſe Commiſſion für das Syſtem der abſoluten Trennung bei Tag und Nacht, als das einzige, welches der wechſelſeitigen Verderbniß ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg ſtelle, die Einwirkung des Gewiſſens auch bei den Verworfenſten

am meiſten entwickle und befördere, und bei dem Verurtheilten ſeine gegenwärtige Lage zu vollem Bewußtſein kommen laſſe, während es zugleich den ſchlimmen Einflüſſen der abſoluten Einſamkeit auf Sinn und Verſtand durch die dreifache Unterſtützung religiöſer Lehre, gewerblicher Unterweiſung, menſchenfreundlicher Tröſtung entgegenwirke.

Der Graf Petitti gibt eine Ueberſicht der gegenwärtigen Zuſtände des Gefängnißweſens in den verſchiedenen italieniſchen Staaten, welche als Schluß-réſumé hier ſtehn möge. Im Königreich Beider Sizilien wurde die Reform vielfach berückſichtigt und zwei Gefängniſſe nach dem Auburnſchen Syſtem, zu Avellino und Palermo, erbaut. Ein dieſelben normirendes Geſetz wird täglich erwartet. Im Kirchenſtaate finden wir ein etwas laxes Auburnſches Syſtem bei den Frauen und Knaben angewandt, bei den übrigen blos einige materielle Verbeſſerungen, „welche mehr ſchaden als ſie nutzen, weil ihre Wirkung bloße Erleichterung der Strafe iſt. Für religiöſen Unterricht iſt überall reichlich geſorgt: die Reſultate aber ſind ſehr ungenügend, da man die Gefangenen in der Unthätigkeit läßt und ſie folglich nur einem Zuwachs der Verdorbenheit ausgeſetzt ſind. Kein Reformgeſetz iſt bekannt geworden und man fürchtet, daß die ungünſtige finanzielle Lage des Kirchenſtaats einem ſolchen noch lange in den Weg treten werde.“ In Toscana hat man wenigſtens die Elemente zu einer

ſolchen Reform bereitet. Im Gefängniß der Murate zu Florenz hat man für die jüngern und die zu kürzern Strafen Verurtheilten die Abſperrung bei Nacht eingeführt. Das Gefängniß des Bargello für die unter Prozeß Befindlichen (im Palazzo del Podeſtà) hat alle Uebelſtände mittelalterlicher Kerker, und der Gedanke, daſſelbe ganz eingehn zu laſſen, kommt hoffentlich zur Ausführung. Das Caſtell von Volterra dient zum Zucht- und Correctionshauſe, mit unvollkommener nächtlicher Abſperrung. Zu S. Gemignano im Elſathal findet ſich das Frauengefängniß für ganz Toscana, deſſen Leitung jetzt, nach dem Plane des trefflichen Gouverneurs von Siena, Grafen Serriſtori, einer religiöſen Frauencongregation anvertraut werden ſoll. In Piſa, Livorno und Portoferrajo auf Elba beſtehn Bagnos nach alter Weiſe. In Parma ſoll ein großes Pönitentiarhaus gebaut werden; in Modena und Lucca zeigen ſich noch keine Spuren der Reform. Im Lombardiſch-Venezianiſchen Königreich ſieht man in dem ſchönen, im vorigen Jahrhundert zu Mailand erbauten Gefängniſſe Zellen, aber die meiſten der Eingeſchloſſenen leben bei Tag wie Nacht in Gemeinſchaft. In den Case di forza zu Mailand, Mantua und Padua ſind in Bezug auf Reinlichkeit, Nahrung, Kleidung und religiöſen Unterricht viele Verbeſſerungen eingeführt, nicht ſo in den kleinern und Unterſuchungsgefängniſſen. Die ſardiſche Regierung war die erſte, welche, durch königl. Patent

vom 9. Febr. 1839, ein Gesetz über die Gefängniß-reform bekannt machte, indem sie das Auburnsche System zur Norm nahm. Indeß ist man mit der Ausführung noch zurück. Im Frauencorrectionshaus zu Turin, welches der Leitung von Soeurs grises anvertraut ist, so wie in dem ihnen gleichfalls übergebenen Strafhause zu Pallanza, hat man einen, freilich unzureichenden Anfang gemacht. Zwei Pönitentiarhäuser, zu Alessandria und Oneglia, jedes für 500 Individuen, sind im Bau begriffen. Ein Knabencorrectionshaus, in welchem die gewöhnliche Industrie mit Ackerbau verbunden werden soll, wird in einem vormaligen Frauengefängniß bei Turin, la Generala, eingerichtet und soll das provisorische Correctionshaus zu Saluzzo wie die kleinern Gefängnisse ersetzen. Die Provinzialgefängnisse (senatorie und prefettoriali) sollen künftig blos Angeklagten bestimmt bleiben: manche Verbesserungen wurden in ihnen vorgenommen, wie auch in den Staatsgefängnissen zu Fenestrelle und Ivrea. Die Bagnos zu Genua, Savona, Nizza und Villafranca, wie die auf Sardinien, sind noch im alten Zustande. Die Zahl ihrer Bewohner wird sich indeß bedeutend vermindern, da das Minimum der Zwangsarbeit auf 10 Jahre festgesetzt ist.

Wie ich hiemit eine Lücke des Buches ergänzt habe, so könnte ich es in noch andern Fällen thun. Denn theils erweitert sich bei einer Arbeit dieser Art der Kreis immer mehr, je länger man sich umsieht,

theils findet auch der sorgsamste Correspondent bisweilen Nachschriften nöthig. Doch will ich auf zwei mich beschränken, um das Vorwort nicht über die Gebühr auszudehnen. Einmal, um die Reihe der Monumente der teutschen Kaiserfamilien zu ergänzen, von denen ich im vierten Briefe gesprochen habe und wo die übrigen Hohenstaufen-Denkmale zu nennen bleiben, die der beiden Constanzen zu Palermo, jene der beiden Gemalinnen Friedrichs II., Jolande von Brienne und Isabelle von England, im Dom von Andria, das Grab endlich des unglücklichen und schuldigen Sohnes des genannten Kaisers, Heinrichs des römischen Königs, im Dom von Cosenza in Apulien. Sodann muß ich der Aufzählung der neuern, in Rom ausgeführten Malerwerke eines der schönsten Bildnisse nachtragen, jenes des vormaligen Staatssecretärs, Cardinal Bernetti, von Eduard Magnus aus Berlin, ein Porträt, bei welchem die imponirende Persönlichkeit und die reiche würdevolle Kleidung mit der wahrhaft historischen Auffassungsweise und meisterhaften Ausführung sich vereinigen, es zu einem der trefflichsten unserer Zeit zu machen.

Zu verschiedenen Malen bin ich veranlaßt worden, früherer wie jetziger politischen Verhältnisse Italiens zu gedenken. Ich kann diese einleitenden Worte nicht schließen, ohne noch einen Blick auf dieselben zu werfen: nicht auf Italiens Verhältnisse dem Auslande gegenüber, sondern auf die innern. Die Centralisation

hat hier wie überall große Fortschritte gemacht. Lange haben die Italiener über die unendliche Zerstückelung der Halbinsel geklagt: sie thun es hie und da noch, während diese Zerstückelung sich sehr gemindert hat und, allen Aussichten nach, sich noch mehr mindern wird. Hat die Nazion auf der einen Seite in ihrem Sinne Einheit verlangt, so haben auf der entgegengesetzten Seite die Regierungen eine andere Einheit zu erzielen gesucht. Die Verhältnisse sind ihnen dabei zu Hülfe gekommen. Nachdem durch Aussterben und Achterklärung die Zahl der Familien, oder richtiger die der Staaten, in steter Abnahme gewesen und in einzelnen Fällen halbvergessene Lehnsverhältnisse wieder ans Licht gezogen worden, um jahrhundertelangen Besitz zu reclamiren: ging die französische Revoluzion, wie beim Deichbruch ein gewaltiger Strom über ein ganzes Land, über Italien weg, schwemmte Alles fort, was während eines Jahrtausends sich angesammelt und aufgehäuft, machte in gewisser Beziehung Tabula rasa. Ob diese Fluth eine Sündfluth gewesen, überlasse ich Andern zur Entscheidung. So viel ist gewiß, daß bei der Restauration einige Regierungen die Tabula rasa in solchem Sinne nahmen, wie es ihnen bequem war. Hatten sie durch die Revoluzion gelitten, so wollten sie wenigstens an deren Erbe sich schadlos halten. Ob aber die italienischen Centralisationsmänner das Centralisiren in der Weise verstanden haben wie diese Regierungen, mag dahingestellt bleiben.

Politiſche Einheit iſt gewiß etwas Wünſchenswerthes: Zerſtückelung eines Landes in kleine Staaten hat ohne Zweifel ihre Nachtheile. Glaubt man aber, daß Italien, daß der Nazion gedient ſein würde, wenn Land und Volk unter Ein Szepter kämen? Ich glaube es nicht. Was Jahrhunderte geſtaltet, bewahrt ſeine Rechte, bewahrt ſie ſiegreich, der Formloſigkeit politiſcher Träume gegenüber. Man räume die Scheidelinien und Hinderniſſe weg, welche gegenwärtig noch hemmend zwiſchen Italiener und Italiener beſtehn — man laſſe die alte Eiferſucht fallen, die ſo viel geſchadet, und ziehe enger die Bande, welche die einzelnen Staaten mit einander vereinigen — man vervollkommne die bürgerlichen Inſtitutionen, fördere das öffentliche Leben und ſuche nicht, voll Aengſtlichkeit und Zittern, das Nazionalgefühl zu unterdrücken, welches ſich doch nicht unterdrücken läßt — man wirke hin zu möglicher Vereinbarung geiſtiger wie materieller Intereſſen: und man wird den Wünſchen oder Forderungen der Verſtändigen begegnen und genügen und zugleich größere moraliſche Macht erzielen. Denn dieſe Verſtändigen — und glücklicherweiſe bilden ſie beiweitem die Mehrzahl — ſehnen ſich keineswegs nach einem italieniſchen Geſammtſtaat, ſei es Königreich oder Republik, mit der Hauptſtadt Rom, oder Florenz, oder Mailand! Wo man Italien gewähren ließ, iſt ſein Streben immer nach Particulariſirung, ja nach Provinzialiſirung geweſen. Ob dies

ein Fehler oder eine Tugend, erlaube ich mir nicht zu entscheiden. Nur Barbarossa oder Napoleon hatten im Sinne, das Getrennte zu vereinigen. Wie die Sachen jetzt stehn und bei den Meisten materielle Interessen die politischen überwiegen, ist es namentlich eine Vereinbarung in Hinsicht dieser materiellen Interessen, die in den allgemeinen Wünschen liegt. Das fast durchgehends sich äußernde Verlangen nach einem Handels- und Zollvereine, wie er in den teutschen Bundesstaaten besteht, spricht deutlich genug für die Richtung der Gedanken nach dieser Art von Einheit.

Andere Arten der Centralisation, als diese und ähnliche, sind schwerlich für Italien geschaffen. Es gibt auch kaum etwas Schlimmeres, als was man gewöhnlich unter dem erwähnten Ausdrucke begreift, wo die Hauptstadt nicht nur die Aorta des Staatskörpers ist, sondern den übrigen Theilen desselben kaum eine andere Function gestatten will, als die der diminutiven Blutgefäße der Oberfläche ist. Man hat in Italien schon genug und übergenug in dieser verderblichen Richtung gesteuert. Die Vernichtung beinahe aller munizipalen Rechte und Befugnisse und die Leitung des Ganzen nicht im Allgemeinen nur, sondern auch in den Einzelnheiten von Einem Punkte aus, wird frühe oder spät ihre schlimmen Folgen äußern. Ja, diese Folgen haben sich schon gezeigt. Man bereise den Kirchenstaat und sehe zu,

was aus den Städten geworden ist, die einst mächtige Republiken waren, an deren Trotz Kaisermacht sich brach, blühende Fürstensitze, an edlen Familien reich wie an Hülfmitteln und unternehmendem Geiste. Man wird mir einwenden, dies Sinken hänge mit den allgemeinen Verhältnissen Italiens zusammen, mit dem Sinken des Reichthums seit der Veränderung der großen Handelswege, mit der gleichzeitigen Abnahme der Rührigkeit des öffentlichen Lebens und des Gemeinsinnes, mit den Fasen in den Schicksalen der Länder und Staaten, denen menschliche Macht nicht abhelfen kann, wie menschliche Macht sie nicht herbeigeführt hat. Alles dies hat gewiß beigetragen zu solchen unerfreulichen Erscheinungen: aber jene Sucht, den Provinzen beinahe jegliche Bedeutung zu nehmen, hat das öffentliche Leben mehr denn irgend etwas paralysirt. Wenige Städte nur haben solchem ertödtenden Einflusse entgehn können, Bologna unter ihnen. Aber man darf nicht vergessen, was Bologna im Mittelalter und bis auf uns naheliegende Jahrhunderte hinab gewesen: eine der ersten unter den italienischen Städten, in der günstigsten Lage im Centrum der Halbinsel, mit großer, besonders thätiger Einwohnerzahl, reich durch Handel, reich durch Kunst, die berühmteste Hochschule des Landes, an Bildung, an Ansehn, an Wohlstand unendlich überlegen dem mittelalterlichen Rom.

Man sehe aber anderwärts zu, was die Verschmel-

zung kleiner Staaten mit größeren gefruchtet hat. Man beſuche z. B., um Naheliegendes vorzuführen, das vormalige Herzogthum Urbino. Außerhalb der großen Communicationslinien, ohne politiſche oder wiſſenſchaftliche Bedeutung, ohne Reichthum, ihre ſchöne Bücherſammlung nach dem Vatican gewandert, ihr berühmter Palaſt in trauriger Verödung, die wenigen noch vorhandenen alten Familien langſam verkommend, ihre jüngern Söhne haſtig greifend nach irgend einer Stelle in der Prälatur oder der päpſtlichen Nobelgarde: ſo liegt die Hauptſtadt da, und nicht ohne Wehmuth kann man der Zeiten denken, wo der treffliche Friedrich von Montefeltro ein ihm ergebenes Volk beherrſchte, bei offnen Thüren ſpeiſte, auf dem Platz vor dem Franziskanerkloſter den Uebungen der Jugend im Ringen und Werfen zuſah und dabei Jedem Gehör gab, während er durch Maeſtro Luciano und Baccio Pontelli den ſchönen Palaſt bauen ließ, während er Pier della Francesca und andere berühmte Maler beſchäftigte, eine der beſten und erleſenſten Handſchriftenſammlungen anlegte und man in Urbino keinem Bettler auf der Straße begegnete.

Man ſagt, es hat ſo kommen müſſen. Aber iſt's nicht traurig, daß es ſo gekommen iſt? Auch anderwärts finden ſich Veränderungen dieſer Art, wo kleinere Staaten ihre Selbſtändigkeit verloren. Indeß fanden ſie meiſt irgend einen Erſatz — im gegenwärtigen Falle kenne ich keinen.

Doch genug davon. Vor wenigen Wochen haben Besorgnisse vor Unruhen die Blicke neuerdings auf Italien gelenkt. Die Besorgnisse sind übertrieben gewesen, wenn es auch in einzelnen Theilen nicht an Misvergnügen fehlt. Aber man darf es hoffen, daß dies Misvergnügen nicht in nazionale Abneigung ausarten wird, die Abneigung nicht in Aufstand. All' diese verunglückten Aufstandsversuche haben Italien, statt Vortheil, unnennbaren Nachtheil gebracht, und die Ereignisse von 1821 und 1822, mit den Folgen der Julirevoluzion, haben die Finanzen mehrer Staaten so sehr zerrüttet, das Vertrauen untergraben, die Familienverhältnisse selbst so gestört, daß Jeder, der es mit dem Lande und seinen Bewohnern redlich meint, wünschen muß, die mühsam errungene Ruhe bewahrt zu sehn. Denn durch Unordnungen und Aufstände werden die ersehnten Verbesserungen nicht erzielt werden.

Ich kann bei diesem Gegenstande nicht länger verweilen. Auf Eines nur am Schlusse hinzudeuten, will ich mir nicht versagen. Es ist die große Blüte des nördlichen Theils der Halbinsel. Toscana ist immer, dann selbst, als ringsumher Leid und Verstörung war, eine Art Oasis gewesen: von Toscana also brauche ich nicht zu reden. Wie sehr aber die Lombardei in Allem, was der Friede bringt und was durch den Frieden gefördert wird, Fortschritte gemacht und sie täglich macht, davon habe ich mich zu überzeugen Gelegenheit

gehabt, als ich vor nicht langer Zeit ſie zum letztenmal beſuchte. Die Lombardei iſt von jeher der Erisapfel der Nazionen geweſen, welche um Italiens Beſitz ſtritten. Gothen, Longobarden und Franken, Ottonen und Hohenſtaufen, Carl V. gegenüber Franz I., Napoleon gegenüber dem Hauſe Habsburg — Alle kämpften in der Lombardei die entſcheidenden Kämpfe, beinahe alle großen Schlachten ſind auf ihren Ebnen geſchlagen worden. Welche Erinnerungen wecken, auch wenn wir des Alterthums nicht gedenken und der neueren Zeiten, die Namen Legnano, Fornuovo, Ghiaradadda, Ravenna, Marignano, Pavia! Nachdem die Munizipalfeindſchaften von Stadt gegen Stadt, nachdem der Familienhaß der Visconti, Scaligeri, Gonzagen, Carrareſen aufgehört, folgten die entſetzlichen Zeiten der Letzten des Hauſes Sforza, dann das ſpaniſche Regiment, vielleicht das ſchlechteſte, welches je beſtanden, der Erbfolgekrieg, der neue Kampf der Bourbonen gegen Oeſterreich bis zum Aachner Frieden, der fünfmal erneuerte Revoluzionskrieg, dem die älteſte der Republiken als frühes Opfer fiel. Nahe an dreißig Friedensjahre haben die Spuren der Kriege und Drangſale verwiſcht, wenn nicht die Erinnerung an dieſelben. Die unendlichen Hülfsquellen dieſes Landes, materielle wie geiſtige, haben unter einer geregelten Verwaltung auf glänzende Weiſe ihre Rechte geltend gemacht. Die ſo verſtändige wie billige Berückſichtigung der Anſprüche der großen Städte, die Organiſirung einer auf hiſto-

rische Basis begründeten Gemeindeverfassung, die Ordnung und Zuverlässigkeit der Administration, die vortreffliche Einrichtung des Elementarunterrichts, die Wiederbelebung des industriellen Lebens: alles dies hat beigetragen zu dem gegenwärtigen blühenden Zustande der Lombardei. Man sagt, der Lombarde liebe die österreichische Regierung nicht. Ich lasse das Factum unerörtert. Forsche ich aber nach dessen historischer Begründung, so finde ich, selbst abgesehn von der jeder Nazion natürlichen Abneigung gegen fremde Herrschaft, das alte Wirken des guelfischen Geistes und jene Opposition, die vor mehr denn sieben Jahrhunderten mit der freieren Entwickelung des lombardischen Städtewesens begann, die in der gewaltsamen Zerstörung Mailands, Crema's, Tortona's, Susa's, Asti's, Chieri's durch Barbarossa nur Nahrung fand, gegen welche Heinrichs VII. ritterliche Seele und seine Pläne für die Verwirklichung der Idee eines großen mächtigen Kaiserthums vergebens ankämpften, und die durch Carl V. zu fürchterlich unterdrückt wurde, um nicht zurückzulassen den Stachel in der Wunde.

Wie dem aber auch sein möge, ich glaube, es gibt keinen Italiener, wie sehr er auch die Unselbständigkeit seines Vaterlandes und den Mangel an politischem Leben beklagen mag, der Oesterreichs administrativen Talenten und der während Jahrhunderten nicht erlebten Blüte der Lombardei nicht Anerkennung zollte. Wenn irgend etwas zu Gunsten der österreichischen

Verwaltung ſpricht, ſo iſt es Venedig, von dem man wahrlich ſagen kann, daß es wiedererſteht aus ſeinen Trümmern, daß es wiederauflebt nach einem Verfall, der ſo unrettbar ſchien, wie er tief, plötzlich, betrübend war; daß es, wenn ihm fürder nicht beſchieden iſt, Königin der Meere zu ſein, mit großartiger Anſtrengung ſeine Thätigkeit auf jene Bahnen lenkt, die ihm noch offen ſtehn. Wer die Stadt vor zwanzig Jahren ſah und ſie jetzt ſieht, erkennt ſie nicht mehr. So ſagen Venezianer ſelbſt. Freilich, die geſchichtlichen Erinnerungen und ihre Poeſie kommen nicht immer gut weg bei den durch das Nützlichkeitsprinzip veranlaßten Reformen.

Ich ſah dieſe ſchönen Städte Norditaliens zum letztenmal im Sommer des vorigen Jahres. Mailand und Como waren die letzten unter ihnen. Als ich beim herannahenden Abende eines ſonnenhellen Julitages Como verließ und den ſteilen Weg hinanſtieg, welcher nach dem Gotthard führt, warf ich einen letzten Blick auf das in Licht gebadete, in Duft gehüllte paradieſiſch blühende Thal, in welchem die Stadt liegt, deren Fuß die klaren grünen Wellen des Sees beſpülen, und ich trank noch einmal in vollen Zügen die wunderbare Herrlichkeit Italiens. Es war ein Lebewohl —

„Farewell! a word that must be, and hath been —
A sound which makes us linger; — yet — farewell!“

Im Juni 1844.

Inhalt des ersten Theiles.

Erster Brief. . . . . Seite 1—53

Auf der Peterskuppel. Kirchenbaukunst. Die Schicksale der Kuppel. Das Vaticanische Gebiet. Wachsthum der Stadt. Die Päpste im Mittelalter. Kämpfe mit den Longobarden. Fränkische Eroberung. Italiens Entwicklung im Mittelalter. Roms eigenthümliche Verhältnisse. Republik. Fortschritte der Papstgewalt. Neuere Zeiten. Blick auf die Umgebung.

Zweiter Brief. . . . . S. 54—72

Industrie, Handel und Schifffahrt.

Dritter Brief. . . . . S. 73—91

Congregation und Collegium der Propaganda. Katholische Missionen. Nazionalcollegien und geistliche Bildungsanstalten. Apostolische Vicariate und Präfecturen im Auslande.

Vierter Brief. . . . . S. 92—132

Mittelalterliche Kunst in Rom. Teutsche Kaiserdenkmäler in Italien. Teutsche und französische Monumente in römischen Kirchen.

Fünfter Brief. . . . . Seite 133—145

Sommerleben in Rom. Der Corso. Volksvergnügungen. Religiöse Feste. Fuochetti. Villa Borgheſe. Feſt in der Villa Torlonia. Piazza Navona.

Sechſter Brief. . . . . S. 146—195

Straf- und Beſſerungsanſtalten. Criminaljuſtiz in Italien. Pönitentiarſyſtem. Römiſche Procedur. Criminalſtatiſtik.

Siebenter Brief. . . . . S. 196—229

Die Juden im Kirchenſtaat und in Toscana.

Achter Brief. . . . . S. 230—237

L'Agoſta. Die Colonneſen. Amfiteatro Corréa.

Neunter Brief. . . . . S. 238—278

Die letzten Stuarts. Der Chevalier de St. George, Carl Eduard und der Cardinal von Yorck. Die Gräfin Albany. Alfieri.

Zehnter Brief. . . . . S. 279—298

Die Familie Buoncompagni-Ludoviſi und das Fürſtenthum Piombino. Die Appiani. Villa Ludoviſi. Heerſtraßen und Reiſeeinrichtungen im Kirchenſtaat.

Eilfter Brief. . . . . S. 299—336

Zwei Frauen aus dem Hauſe Colonna: Vittoria Colonna d'Avalos, Marcheſa von Pescara, und Giovanna d'Aragona Colonna. Ferrante d'Avalos. Lombardiſche Feldzüge — Carl V. und Franz I. Erſtürmung Roms. Vittoria als Dichterin. Arioſto und Michel Angelo. Die Colonneſen unter Clemens VII., Paul III., Julius III., Paul IV. Ascan und Marc Anton Colonna.

Zwölfter Brief. . . . . Seite 337—422

Verhältniſſe des Grundeigenthums in Italien zur Zeit der franzöſiſchen Revoluzion. Franzöſirung der Halbinſel. Reſtauration und gegenwärtiger Zuſtand. Beſondere Verhältniſſe der römiſchen Campagna und Reſte des Lehnsweſens. Latifundien und Baronalortſchaften des römiſchen Adels. Landbau und Viehzucht. Coloniſationsprojecte. Bevölkerung Roms und Zuſtand der arbeitenden Claſſen. Volksunterricht. Landwirthſchaftliche Inſtitute und Geſellſchaften. Parallele des römiſchen Landmanns mit dem Toscaner und Lucheſen.

Dreizehnter Brief. . . . . S. 423—468

Neuere Kunſt. Malerei.

Vierzehnter Brief. . . . . S. 469—504

Neuere Kunſt. Sculptur, Kupferſtich, Stempelſchneidekunſt, Architektur. Neuere Bauten in und bei Rom. Reſtaurationen alter Monumente. Arbeiten während der Regierung Gregors XVI. Ausgrabungen. Grabmonumente. Sammlungen. Archäologiſche Literatur und Inſtitut für archäologiſche Correſpondenz.

Neue römiſche Briefe.

— Roma ha vinti
I vincitori suoi: ruina e tomba
Era a sè stessa, e il barbaro col ferro
Le sue ruine misurar vedea.
— — — Roma sorgéa
Dalle ruine che salvò la croce,
E il palpito fecondo al cor sentía
D'una vita novella, e della fede
I trionfi mirò: questa divenne
Del Campidoglio suo l'immobil pietra.
Eterna al fine è Roma!

Niccolini.

Erster Brief.

Auf der Peterskuppel.

Maria Lesczynska, die Gemalin Ludwigs XV., ſagte, in ihrem Königreiche Frankreich, „le plus beau des royaumes après celui du ciel“, hätten die ſchönſten Kirchen immer nur Einen Thurm, die ſchönſten Schlöſſer immer nur Einen Flügel. Sie beurtheilte danach den Charakter der franzöſiſchen Nazion, die alles unternimmt, nichts zum Schluſſe bringt, die eher mit Eifer einreißt als mit Ausdauer vollendet.

Hätte die Königin von Frankreich Florenz gekannt, ſie würde, auch abgeſehn von dem Wahrzeichen der Lilien, welche die toscaniſche Hauptſtadt gemein hat mit dem franzöſiſchen Herrſcherhauſe, eine Aehnlichkeit zwiſchen den Bewohnern ihrer „belle France“ und denen der „Città oltre ad ogni altra italica bellissima“ gefunden haben. In Florenz hat man die Kirchenfaçaden vergeſſen. Wenn das Innere fertig war, waren Eifer oder Geld, oder beide zuſammen, ausgegangen, und da ſtehen nun Sta. Maria del Fiore und Sta. Croce, und die herrlichen Bauten

Brunnelleschi's, S. Lorenzo und Sto. Spirito, mit nackten Ziegelwänden oder ärmlichem Kalküberwurf, und harren der Zeit der Vollendung und machen täglich, aber fruchtlos, den Florentinern den Vorwurf, daß ſie, denen es an Mitteln gewiß nicht fehlt, nicht Kraft genug gehabt, noch Ausdauer und Liebe zur ſchönen Heimat, um das zu beendigen, was die Väter unter Krieg und Bedrängniß ſo hochſinnig begonnen, ſo ſtandhaft durchgeführt.

Nicht ſo in Rom.

Von den dreihundert und mehr Kirchen, welche die Stadt zählt, ſind wenige nur unvollendet. Sta. Maria Araceli gehört zu dieſen, S. Salvatore in Lauro und einige andere von geringerer Bedeutung. Alle übrigen ſtehen fertig da, tant bien que mal. Ja man hat eine beſondere Liebhaberei am Façadenbau gehabt. Ich weiß nicht, ſoll ich dies ein Glück oder Unglück nennen — ich möchte beinahe letzteres ſagen. Denn wenn es eine ſchlechte Wirkung macht, an einem großen Gebäude gerade denjenigen Theil unvollendet zu ſehn, der am eheſten in die Augen fällt, ſo ſtellen ſich auch wieder die Mängel der Architektur nirgend unangenehmer dar, als gerade hier. Und Rom hat einen unermeßlichen Reichthum an ſchlechten Façaden. Sie ſtammen meiſt aus neuerer Zeit, vom Ende des ſechzehnten Jahrhunderts bis jetzt. Ueberall haben Päpſte und Cardinäle, letztere namentlich, auf ſolche Weiſe ſich verewigt. Der Himmel weiß, wie viele Façaden Cardinal Scipio Borgheſe, Pauls V. unternehmender Neffe, gebaut hat, eine verkehrter als die andere. Was von älteren Bauten dieſer Art da war, wo wir meiſt einen Säulenporticus finden mit Gebälk, bisweilen noch einen Vorhof, ſchwand größtentheils vor dieſer Neue-

rungssucht, zuletzt noch an Sta. Maria Maggiore und Sta. Croce in Gerusalemme, welche letztere gegenwärtig im Zenith des corrupten Geschmackes steht.

Dieser Betrachtungen konnte ich selten nur mich erwehren wie des Bedauerns über so sinnlos vergeudete großartige Mittel, wenn ich vor der Peterskirche stand. Die Façade des Maderno ist ohne Widerrede ein sehr mislungenes Werk. Es hat auch nicht an Plänen gefehlt, sie umzuändern: Francesco Milizia, ein Architekt und scharfer Kritiker am Ende des vorigen Jahrhunderts, meinte, es würde das Beste sein, wenn man sie ganz zu Boden würfe und mit ihr das, was über Buonarroti's Plan hinausgehe. Indeß dürfte wol keinem Papste zu rathen sein, so etwas zu unternehmen. Es hat freilich auch keine Gefahr!

Ob durch die Glockenthürme des Bernini die äußere Ansicht von S. Peter eigentlich gewonnen haben würde, weiß ich nicht. Der Styl dieser Thürme, von denen nur einer errichtet und bald wieder abgetragen ward, ist nicht zu loben, und so radical sind die Fehler der Façade selbst, an welcher kolossale Säulen neben winzigen stehn, geschmacklose Verzierungen gehäuft sind, und an der eine schwerfällige Attika über dem Giebelfelde, welches den Schluß bilden sollte, das unbegreiflichste und häßlichste ist: daß sie nur noch unerfreulicher werden kann, je größer ihre Masse wird. So ist es denn das Klügste gewesen, daß man die Idee der Thürme ganz aufgegeben hat.

Aber lassen wir alles dies. Denn nicht von dem Eindruck, den die Kirche macht, wollte ich Ihnen berichten, sondern von dem Eindruck, den man empfängt, wenn man ihre Kuppel besteigt.

Vier Stiegen führen, nach Michel Angelo Buonarroti's Anlage, auf das Dach der Kirche. Gegenwärtig ſind ſie nur für das bei derſelben angeſtellte Dienſtperſonal im Gebrauch, und im Anbau des Maderno, unter dem Grabmale der Gemalin Jakob Stuart's, Marie Clementine Sobieska, führt eine Thüre nach der gegenwärtig von Beſuchenden benutzten Stiege. Ein Kirchendiener harrte: wir gaben die Billette ab, welche von der Deputation für die Reverenda Fabbrica di S. Pietro ausgeſtellt werden, und wurden zugelaſſen. Es iſt eine bequeme romaniſche Treppe, welche auch für Laſtthiere zugänglich iſt. Ein Paar Inſchriften, die ſich auf das ebengenannte Denkmal u. a. beziehen, die Marmortafeln, die bei jedem Jubeljahr an der heil. Thüre der Baſilika angebracht zu werden pflegen, Erinnerungen an regierende Häupter und andere hohe Gäſte, welche die Kuppel beſtiegen haben, ſind in die Wand eingelaſſen. Ohne Anſtrengung noch Ermüdung ſteigt man empor.

Wir waren auf dem Dache. Es bietet den eigenthümlichſten Anblick dar. Auf der großen Fläche umherwandelnd, ſieht man rings um ſich die elliptiſchen Kuppeln der Kapellen, die vom Vignola errichteten großen Kuppeln der Sacraments- und Chorkapelle, das Giebeldach, welches das Gewölbe deckt, wie aus dem Boden ſich erheben; und eine hohe Travertinwand, an der Seite der Façade mit ſchlechten koloſſalen Statuen, ſchließt, um das Gebäude laufend, das Ganze ab, zu hoch für den Effekt von außen, wenigſtens für den naheſtehenden Beſchauer, dem ſie den Tambour der großen Kuppel verdecken hilft. Und mitten inne erhebt ſich Michel Angelo's rieſiger Dom, deſſen Schönheit und

kühne Anlage man wie aus der Ferne, so aus dieser nächsten Umgebung mehr denn irgend ein ähnliches Werk bewundert. Eine der größten Schönheiten dieser Kuppel besteht eben im Tambour, der jeden Bau dieser Art übertrifft, und dessen musterhafte Anlage mit der Ausführung aus mächtigen Travertinquadern übereinstimmt. Wenn man sich so in der Nähe auf dem Dache befindet, so wird Einem erst recht klar, was der große Künstler sagen wollte, als er sich anheischig machte, das Pantheon in die Luft zu erheben.

Manche haben gesagt und geschrieben, das Dach der Peterskirche sehe einer kleinen Stadt ähnlich; ja, ich habe mehr denn einmal gehört, es gebe Leute, die da oben geboren seien und ihr ganzes Leben zubringen. So ist's nun freilich nicht. Es sind Wohnungen dort und eine gewisse Zahl Leute, die mit der Instandhaltung des Baues beschäftigt sind; schwerlich aber wird je Einer da oben groß gezogen.

In einem Zimmer, in das man gelangt, bevor man die Platform betritt, sieht man die Modelle, welche Antonio Picconi da San Gallo und Michel Angelo für den Bau der Kirche machen ließen. Das des San Gallo ist sehr groß, ja, man kann darin aufrecht stehn und durchgehn. Es ist auch sonst groß, nämlich der Ausdehnung nach, die es der Kirche geben wollte. Auf den ersten Blick lassen Viele sich davon bestechen: es ist aber, wenn man es genau betrachtet, ein höchst geschmackloses, ich möchte beinahe sagen ein unsinniges Werk, schwerfällig und überladen und gleichsam das Prototyp aller Uebel, an denen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Architektur erkrankte. Man findet sich kaum heraus aus

dieſem Rieſenlabyrinth von Vorſprüngen und Ecken, von Pilaſtern und Halbſäulen, von maſſenhaften Fenſtern und Niſchen, von Corridors, Hallen und Gängen. Die Kuppel ſelbſt ſteht in keinem Verhältniß zur Ausdehnung des Baues: ſie nähert ſich dem orientaliſchen Styl und erſcheint, obgleich unendlich hoch hinaufgebaut, klein und unbedeutend im Verhältniß zur Maſſe des Gebäudes. Kurz, es fehlt dieſem confuſen Bau an allem Ebenmaß, und die Mängel deſſelben würden noch ſtärker hervorgetreten ſein, ſähe man ihn ausgeführt. Dieſe Bemerkungen beziehen ſich weſentlich auf die äußere Erſcheinung: die Harmonie aber der Außenſeite mit dem Innern und die Zweckmäßigkeit ſind nicht beſſer beſchaffen. Man würde zu weit gehen, wenn man ſagte, es ſeien nicht ſchöne Theile an dieſem Plane: im Gegentheil iſt manches daran zu loben, und es ſpricht ſich ein an architektoniſchen Ideen reicher, ja poetiſcher Geiſt darin aus. Aber dieſe Verſchwendung von Mitteln, dies Herumſpringen unter verſchiedenen Bauſtylen, dieſe Maßloſigkeit und Ueberfüllung mit unweſentlichen, ſelbſt ungehörigen Dingen verdirbt das Ganze. Wenn man einen ſolchen von dem berühmteſten und unternehmendſten Architekten ſeiner Zeit für den größten Tempel der Chriſtenheit mit reiflicher Ueberlegung und großem Aufwande von Zeit und Koſten entworfenen Plan ſieht, ſo darf man ſich nicht wundern, daß bald darauf die Baukunſt auf die ſeltſamſten Abwege gerieth und in die größten Abſurditäten verfiel.

San Gallo war bei alledem, ſtrenggenommen, ein mehr architektoniſcher Geiſt als Buonarroti, und man iſt verſucht anzunehmen, daß er, der ſonſt ſeine Mittel und

die Grenzen seiner Kunst sehr wohl zu berechnen verstand, durch die Begierde, etwas Ungewöhnliches zu schaffen, zu diesem Galimatias sich verleiten ließ. Michel Angelo's Modell, so viel man auch dagegen einzuwenden haben mag, ist im Vergleich damit um so gemäßigter und verständiger.

Man hat über das Aufgeben des Basilikenstyls und die Anwendung der Pilaster und Gewölbe vielfach geklagt. Es läßt sich nicht leugnen, daß man solcherweise auf denjenigen Styl verzichtete, der, für den christlichen Cultus in Italien der nazionalste, den großen Vorzug hatte, daß er durch die, in so vielen großartigen und heiligen Gebäuden der ältesten christlichen Zeit fortlebende Erinnerung an die ersten Jahrhunderte der Kirche gleichsam geweiht war — auf jenen Styl, der, außer seiner ernsten und reinen Schönheit, auch den Formen des Cultus und der ganzen liturgischen Gliederung desselben am besten sich anschloß. Alles dies sprach für die Basilika. Wenn man sie dennoch aufgab, nach mancherlei Umhertappen, und zu einem andern Style überging, der mit Baccio Pontelli seinen entschiedenen Anfang nahm (der germanische oder sogenannte gothische Bau von Sta. Maria sopra Minerva steht ganz isolirt und ist ohne Nachahmung geblieben), so wirkten dazu verschiedene Gründe. Die Vorliebe für die Kuppelform, welche die Basilika ausschließt, war der vorwaltendste derselben: indeß mag auch der Umstand, daß das Herbeischaffen der kostbaren Säulen, die wir in vielen der alten Basiliken bewundern, theils sehr schwierig, theils, wenn es sich um größere Dimensionen handelt, ganz unmöglich war, dazu beigetragen haben. Denn man fand nicht mehr zu Dutzenden die

Marmor- und Granitſäulen heidniſcher Tempel und anderer Gebäude, die man nur eben nach einem andern Orte zu verſetzen brauchte; man durfte auch nicht mehr bauen wie in frühern Jahrhunderten, wo man hier eine Granitſäule hinſtellte, dort eine marmorne, hier eine dicke, dort eine dünne, hier ein ioniſches Kapitäl, dort ein korinthiſches, hier ein Stück Architrav mit reicher Verzierung, dort ein ſchmuckloſes. Die Größe der Gebäude an ſich wäre weniger ein Hinderniß geweſen: hatte man doch die alte Peterskirche vor ſich und Sanct Paul. Nimmt man alles dies zuſammen, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß man zu Pfeilern und Gewölben überging, wie ſie durch ſpätere römiſche Bauten der Kaiſerzeit und durch die byzantiniſchen Kirchen der Juſtinianiſchen Zeit an die Hand gegeben waren. So viel Unſinniges und Geſchmackloſes nun auch in dieſer Richtung produzirt worden iſt, ſo würde man, dünkt mich, dennoch Unrecht haben, wenn man die ganze Richtung verwerfen wollte. Denn ſie hat uns Sanct Peter gegeben, ungeachtet aller Mängel und aller, meiſt ſpäteren Verkehrtheiten, dennoch die erſte Kirche der Welt, und ſie hat uns vor der Langeweile bewahrt, die grenzenlos geworden wäre, hätte man den nur geringer Modificationen fähigen, in der Hauptſache in ſich abgeſchloſſenen und vollendeten Baſilikenſtyl durchgehends beibehalten wollen. Es iſt, dünkt mich, beſſer, ſich hie und da über eine Tollheit ärgern — tauſendmal beſſer, über Unſinn lachen, als bei tödtender Einförmigkeit gähnen.

Wir ſind aber nachgerade zu dem Punkte gekommen, wo die Feſtſtellung und Durchbildung eines, die innern wie äußern Bedingungen vereinigenden, zweckmäßigen

Kirchenbauſtyls durchaus nothwendig iſt. Denn nicht länger können und dürfen die babyloniſche Verwirrung, die Geſchmackloſigkeit, der gänzliche Mangel an Styl und die Barbarei währen, denen man ſo lange ruhig zugeſchaut hat. Man iſt müde geworden, die Peterskirche im Kleinen nachzuahmen, und nach Jahrhunderten, man möchte glauben durch ein Wunder, zu der Ueberzeugung von der auf der Hand liegenden Wahrheit gelangt, daß die Peterskirche keine Nachahmung geſtattet, am wenigſten in Miniatur. Was nachher entſtanden, bietet, da nichts Originelles daran iſt, auch keinen Anfangspunkt, keinen Boden, um weiter zu bauen. Denn Niemand wird den Vignola, den Della Porta, den Algardi als Muſter empfehlen wollen. In dieſer Noth und Verlegenheit nun iſt man auf die ſeltſamſten Auskunftmittel und neue Abwege gerathen. In Rom ſelbſt bemerkt man wenig davon: denn man hat in neuerer Zeit wenig Kirchen gebaut (das Bedürfniß iſt auch nicht gerade dringend) und die Paar Façaden, die man ältern angeklebt, ſind wahre Miſeren. Aber man gehe z. B. nach Neapel, man betrachte die Kirche S. Francesco di Paola, dies rieſige ex voto, in der Mitte eine ſchlechte Nachahmung des Pantheon, an den Seiten ebenſo unſinnige Nachahmungen der St. Peters-Colonnaden, das Ganze einen halb komiſchen, halb betrübenden Eindruck hervorbringend — und man wird ſehn, wie es in unſern Tagen mit dem Kirchenbauſtyl in Italien ſteht.

Nicht in Italien allein iſt man auf ſolche Abwege gerathen. In Frankreich, in Teutſchland, in England, wo man ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unendlich mehr gebaut hat als hier, ſtellen ſich die Uebelſtände

noch weit greller heraus. Es iſt dahin gekommen, daß man eine Kirche von einem Muſeum nicht mehr zu unterſcheiden im Stande ſein würde, machte nicht das Kreuz ſie kenntlich, oder anderes, was außerhalb der Architektur liegt. In Teutſchland hat man die große Verirrung wie die Nothwendigkeit, einen andern Weg einzuſchlagen, am eheſten erkannt und am eifrigſten ſich bemüht, den rechten Weg zu finden. Wie aber die Architektur überhaupt von dem traurigen Schickſal betroffen iſt, daß ſie ſchwankend und ungewiß nach allen Formen und jeglicher Ausdrucksweiſe greift, ſo namentlich bei den Kirchenbauten. Man verſucht's in jedem Styl und bekommt am Ende ein bunte Sammlung von Echantillons. In der nämlichen Stadt und zur ſelben Zeit wird eine Kirche frühgothiſch gebaut, eine zweite ſpät-gothiſch, eine dritte byzantiniſch oder romaniſch, die vierte eine Baſilika — alle dieſe Bauten haben Schönheiten und Vorzüge, aber es iſt nur nicht die rechte Weiſe, zu etwas Stabilem zu gelangen. Anderwärts hat man's anders verſucht: man hält Kirchenpläne für originell, weil ſie ein confuſes, incongruentes Gemenge von Stylarten zur Schau tragen, woran, läßt man ſich nicht durch einen im erſten Moment etwas Blendendes habenden Reichthum täuſchen, kaum irgend etwas zu loben ſein dürfte, als das Beſtreben, dasjenige Material zur Anwendung zu bringen, welches die Umgebung bietet und worauf der Architekt alſo vorzugsweiſe angewieſen zu ſein ſcheint.

Am traurigſten iſt es, wenden wir unſere Blicke nach Frankreich.

Es iſt mit den Franzoſen und ihren kirchlichen Bedürfniſſen überhaupt eine eigene Sache. Was haben ſie

nicht schon Alles durchgemacht! Als Ludwig XIV. Jugend und Kraft und Glück dahingeschwunden sah und fromm wurde, wurde es dem Anschein nach auch die Nazion, um dann die Orgien der Regentschaft mitzumachen und den höhnenden Unglauben des Filosofen-Zeitalters. Der revoluzionäre Cultus der Vernunftgöttin war eine folgerechte Progression. Als Napoleons Politik es gerathen fand, die Kirchen wieder zu öffnen, hatten jahrelanges Unglück, Verluste und Elend den religiösen Sinn einigermaßen wieder geweckt, aber Viele beteten doch nur eine Göttin an, la France. Seitdem haben wir bedenkliche Schwankungen erlebt, Rigorismus, Jesuitenthum, Frömmelei, Missionen, Bekehrungen, Predigten unter ungeheurem Zulauf und von den talentvollsten Männern, Angriffe auf die moderne Filosofie und das, kirchlichem Einfluß entzogene Unterrichtswesen, Erbauung neuer Gotteshäuser, Versuche zur Wiedereinführung geistlicher Orden — daneben St. Simonismus und Sozialismus, französische Kirche des Abbé Chatel, Caricaturen, Herunterreißen des Kreuzes und Verwüstung heiliger Orte in revoluzionärem Taumel. Und wie ist es mit den kirchlichen Gebäuden selbst gegangen? Zwei der Hauptkirchen in Paris können redendes Zeugniß ablegen, indem sie zu gleicher Zeit am besten zeigen, was es mit dem Charakter und der Zweckmäßigkeit der kirchlichen Architektur der neuern Zeiten auf sich hat.

Auf einem Hügel des linken Seine-Ufers, der den größern Theil der Stadt dominirt, legte im J. 1757 Soufflot den Grund zu der Kirche, welche der Schutzheiligen von Paris, der Hirtin von Nanterre, gewidmet ward. Die Ste. Geneviève war gerade kein Muster einer

chriſtlichen Kirche, indeß iſt ſie ein ſchöner Bau: ein griechiſches Kreuz mit ragender Kuppel, welche an die von St. Paul in London erinnert, und ſechsſäuligem Porticus. Als die chriſtliche Religion abgeſchafft ward, ſchuf man die Kirche in ein Pantheon für Frankreichs neue Celebritäten um: das Kreuz des Giebelfeldes wurde herabgeſchlagen (Schade, daß man das des Grundplans nicht ändern konnte), allegoriſche Figuren erſetzten es und „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ wurde darunter geſchrieben. Neben Voltaire's und Rouſſeau's Reſten brachte man Mirabeau's und Marat's Leichen in die entheiligten Räume, letztern nur ſo lange, bis das Volk für gut fand, ihn in die Cloake der Rue Montmartre zu ſchmeißen. Napoleon machte wieder eine Kirche draus, ließ aber ſeine Generale und Senatoren in den Gewölben beiſetzen; Ludwig XVIII. ſtellte das chriſtliche Relief des Giebelfeldes her, ließ durch eine neue Inſchrift das Gebäude wiederum der h. Genovefa weihen und durch Gros ihre Apotheoſe an der Kuppel malen. Soweit war Alles gut. Aber ein Fluch ſchien auf dem Bau zu ruhen, zu welchem die Erhöhung der Lotterie-Billete das Geld hatte hergeben müſſen. Die famöſen Trois journées kamen: die Kirche wurde wieder Pantheon, das Kreuz verſchwand von neuem; im Innern lieſt man, in goldnen Buchſtaben auf ſchwarzen Marmortafeln, die Namen der Victimes de Juillet; David von Angers machte ein Relief für das Giebelfeld, auf welchem man pêle-mêle Regiciden und Biſchöfe und das Vaterland, ſie alle krönend, ſieht, und Gérard malte die Bürgertugenden neben der Gros'ſchen Genovefa, die man nicht zu zerſtören

wagte und die nun vortrefflich paßt zu der neuen Bestimmung und Umgebung.

Ein seltsames Gegenstück zu dieser Profanation bildet das Schicksal der Madelaine. Steht man vor ihr, so ahnt man gewiß nicht, daß es eine Kirche ist. Sie war auch nicht dazu bestimmt, nicht mehr als der Theseustempel und das Pantheon Agrippa's. Napoleon wollte einen Tempel des Ruhms bauen, wo die abgetragene Magdalenenkirche gestanden: die Restauration bestimmte, es sollte eine Kirche draus werden, und die neue Regierung vollendete sie als solche. Weßhalb machte man sie nicht zum Pantheon? Niemand würde sich darüber gewundert haben. Denn unkirchlicher kann nichts aussehn als dieser korinthische Tempel, an und in welchem die neuere französische Kunst ihr Bestes versucht hat, in welchem man eher nach den Statuen französischer Marschälle sich umsehen möchte, als nach denen von Heiligen.

Es fragt sich nun, wie soll man Kirchen bauen? Nach Allem, was wir von rathlosem Umhertappen in unserer Zeit bemerken, muß die Frage schwer zu beantworten sein. Man hat neuerdings wiederholt auf die Zweckmäßigkeit des Basilikenstyls hingewiesen. Er hat die Erinnerungen von sechzehn Jahrhunderten für sich, die antiquarische Bedeutung, die architektonische Schönheit, das Anschließen an die Anforderungen der Liturgie. Angesichts der herrlichen Werke der ersten christlichen Jahrhunderte, die in der vordern Reihe der Kirchen des katholischen Südens glänzen, braucht man, scheint mir, der Wiederaufnahme dieses Styls in Italien Verständigen gegenüber wol kaum das Wort zu reden. Die Paulskirche wird überdies zeigen, daß wir noch Basiliken bauen kön-

nen und daß seltenere Abweichungen vom alten Muster nöthig sind, als man glauben möchte. Der Norden scheint vorzugsweise auf den sogenannten gothischen oder germanischen Styl hingewiesen, der aber wegen der großen Kosten und der Langwierigkeit, die kaum davon zu trennen sein dürften, manches Bedenken erregt, obwol er gerade in den letzteren Jahren im katholischen Teutschland nicht nur, sondern auch im protestantischen und in England mit Glück angewandt worden ist. Zu dem romanischen Styl ist man hie und da nicht ohne Geschick zurückgekehrt, und weshalb sollte man ihn nicht anwenden, da man namentlich am Rhein so schöne und vollendete Muster desselben vor Augen hat? Zu einer Einigung aber der Ansichten, die noth thäte, ist wol für jetzt nicht größere Aussicht, als zu einer volksthümlichen Entwicklung und lebendigen Regeneration von etwas schon Gegebenem, wie wir im fünfzehnten Jahrhundert im Brunnelleschi ein großartiges Beispiel haben.

Kehren wir nun zurück zu Sanct Peter. Es fehlt unendlich viel, daß alles daran gut wäre. Die Verlängerung des Schiffs durch Carlo Maderno hat große Uebelstände mit sich geführt, und wollte man auch absehen von dem Misverhältniß zwischen dem Mittelschiff und den armseligen Seitenschiffen, von den ebenso miserablen Kapellen, von der Ungleichheit der Bogen, sogar von der schiefen Linie, in welcher der Anbau angesetzt ist: so würde doch der Umstand, daß die Länge des Schiffs den Anblick der Kuppel von innen und außen hindert, sowie der grundschlechte Styl der Façade, das Werk dieses Architekten verdammen. An dieser Façade ist nichts Großes als eben ihre materielle Größe. Unglücklicher-

weiſe iſt man überdies beim Legen des Fundaments in ſchlechtem, ſchon umgewühltem Boden mit ſolcher Uebereilung und Fahrläſſigkeit zu Werke gegangen, daß man nicht einmal Solidität erzielt hat.

Man mag die lateiniſche Kreuzform für die chriſtliche Kirche noch ſo ſehr preiſen — und ich ſelber bin bereit ſie als die paſſendſte anzuerkennen — zur Kuppel gehört das griechiſche Kreuz. Man braucht nur die Wirkung, welche Bauten dieſer Art, die Buonarrotiſche Grabkapelle in S. Lorenzo zu Florenz, die Kirche San Biagio bei Montepulciano vom ältern Antonio da San Gallo, die ſämmtlich nach dem Muſter der Sofienkirche gebauten türkiſchen Moſcheen, endlich Sanct Peter ſelbſt, vom Querſchiffe aus geſehen, auf den Beſchauer machen, der gleich zum vollen Bewußtſein ihrer Majeſtät gelangt, mit jener einer Kirche mit lateiniſchem Kreuz und Kuppel zu vergleichen, um von dieſer Wahrheit ſich zu überzeugen.

Als Michel Angelo Buonarroti ſtarb (17. Febr. 1564), brauchte man nur noch die Kuppel zu wölben und das vordere Schiff mit der Façade zu bauen. Wie Maderno unter Paul V. letzteres ausführte, iſt oben gezeigt worden. Daß Sixtus V. einige Luſtra früher die Wölbung des Doms durch Domenico Fontana, ſeinen Lieblings-Architekten, der ihm bei ſeinen großen Plänen mit Eifer und Beharrlichkeit an die Hand ging, in übermäßiger Eile vollenden ließ, iſt bekannt. Man ſchmückte dann das Innere deſſelben mit jenen Moſaiken nach Zeichnungen des Ceſare Nebbia, des Gio. de' Vecchi u. A., deren koloſſale Dimenſionen uns überraſchen, indem wir, nachdem eine ziemlich bequeme Treppe uns hinaufgeführt, auf die große Galerie treten, welche an der innern Seite

um die Kuppel herumläuft. Hier, wo wir noch den Dom über unſern Häuptern haben, mit ſeinen Giganten von Evangeliſten und Engeln auf Goldgrund, ſehn wir tief hinab in die unermeßliche Kirche, auf Bernini's Baldachin und das von flimmernden Lämpchen umgebene Grab des Apoſtels, an welchem Pius VI. kniet und betet.

Es war Urban VIII., der dem Bernini den Auftrag gab, an den vier Hauptpfeilern, welche die Kuppel tragen, die Niſchen anzubringen, wo von den Balkonen herab die großen Heiligthümer gezeigt werden. Dieſe Niſchen und die Treppen, die im Innern der Pfeiler zu ihnen führen, wie die untern Niſchen, in denen die Marmorrieſen ſtehn, haben für die Geſchichte des Baues nicht geringe Bedeutung erlangt. Kurze Zeit nachdem ſie gemacht waren, bemerkte man kleine Riſſe in der Kuppel. Da fiel Alles über Bernini her: man gab ihm Schuld, die Pfeiler zu ſehr geſchwächt zu haben. Vergebens wies er nach, daß Bramante, der die Pfeiler aufgeführt, und Buonarroti, der ſie verſtärkt, in ihrem Innern leere Räume gelaſſen. Als er einmal den Francesco Mochi, deſſen Statue der Veronica mit wild fliegenden Gewändern in einer der Niſchen ſteht, frug, woher denn der Wind komme, erhielt er zur Antwort: der pfeift durch die Riſſe, die Eure Geſchicklichkeit in der Kuppel gemacht hat. Dann ſcheint es wieder ſtille geworden zu ſein, von Zeit zu Zeit aber erneuerte ſich die Beſorgniß, der Dom könne einſtürzen. Innocenz XI. ließ den Bau unterſuchen und die Sachverſtändigen erklärten die Beſorgniß für eine grundloſe: Carlo Fontana ſchrieb damals auf des Papſtes Befehl ſein großes Werk über die Kirche, das brauchbarſte und vollſtändigſte, welches es

gibt. Indeß half alles dies nicht. Im J. 1742, erzählt Francesco Milizia, hieß es wiederum, die Peterskuppel ſtürze ein. Es verbreitete ſich dies Gerücht ſo allgemein, daß ein entſetzlicher Lärm entſtand: von allen Seiten kamen ſtromweiſe Schriften, Gutachten, Gerede; Congregazionen wurden gehalten, kurz, es ſchien Ernſt. Wirklich ſah man von innen und außen einige leichte Riſſe, ſowol an den Bogen wie am Tambour, und an den Strebepfeilern des letztern bemerkte man außer andern Riſſen auch einige Abweichungen von der lothrechten Linie. Seit wann aber dieſe Schäden beſtanden, wann ſie entſtanden und wie man ihnen abhelfen könne — da tobte der Conflict der Meinungen. Die berühmteſten in Rom wohnenden Mathematiker, die beiden franzöſiſchen Geiſtlichen (Minimi oder Paulotten — von St. François de Paule) Jacquier und Le Sueur, und der bekannte Jeſuit Boscovich urtheilten, die Schäden an der Kuppel ſeien durch ihre mangelhafte Form entſtanden, welche durch ihren Druck unaufhaltſam ihrem Untergange zuſchreite, indem die Wirkung dabei ungleich ſtärker ſei als die Gegenwirkung. Danach ſchloſſen die genannten Mathematiker, die Riſſe ſeien vom größten Belang und machten raſche und entſchiedene Abhülfe durch Eiſenringe, Ausfüllung, Verſtärkung und Erleichterung nöthig. Drei tüchtige Mathematiker aus Neapel, Intieri, Orlandi und Martini, erklärten ſich gegen dieſe Anſicht. Wie denn, ſagten ſie, kann die Kuppel überhaupt ſich noch halten, wenn ihr das Gleichgewicht fehlt und der Druck dem Widerſtande ſo ſehr überlegen iſt? Sie ſchlugen vor, für den Augenblick nichts zu thun, ſondern die Riſſe ein Paar Jahre lang genau zu beobachten. Seltſame Vorſchläge kamen

aufs Tapet und man kann nicht umhin, an die Geſchichte des Baues der Kuppel von Sta. Maria del Fiore zu denken, die Vaſari ſo hübſch erzählt, und an den Erdhaufen mit Scheidemünze. Ein Architekt des Königs von Polen hatte den Muth, in einer Plenarverſammlung vorzuſchlagen, man ſolle die ganze Kuppel ſammt dem Tambour niederreißen und ihm den Wiederaufbau übertragen: er habe ſchon ein Modell im Kopfe, wonach ſie einfacher, ſpitzer und viel ſchöner werden würde; die ganze Operation ſollte nur eine Lumperei koſten, denn er werde ſich des alten Materials bedienen. Ein anderer erklärte, er getraue ſich die Kuppel in ihren vorigen Stand zu ſetzen mittelſt eines Reifs, den er im Innern mit Seilen zuſammenziehen werde, die nur naß gemacht zu werden brauchten, um die nöthige Wirkung zu thun. Solche Kindereien brachte man vor. Von neunzehn ſchriftlichen Gutachten ſtimmten die meiſten darin überein, daß man Eiſenringe um die Kuppel legen müſſe.

Nun berief man von Padua den Marcheſe Giovanni Poleni, einen Venezianer, der unter den italieniſchen Fyſikern und Mathematikern wol den erſten Rang einnahm und ſich durch mehre Schriften, namentlich über die Hydraulik, und durch ſeine Exercitationes Vitruvianae einen mit Recht geachteten Namen gemacht hatte. Nach genauer Beſichtigung urtheilte er, die Form der Kuppel ſei zwar nicht die beſte, aber ſie ſei dennoch ſolid, und wenn ſie einmal zu ſtürzen drohe, ſo gebe es kein anderes Mittel, als ſie einzureißen. Die Riſſe ſchlug er ſehr gering an und erklärte, ſie ſchrieben ſich von zweierlei Gründen her. Innere Gründe ſeien die wiederholten Verſtärkungen der großen Pfeiler, von denen, obwol ſie alle vier

im beſten Zuſtand ſeien, dennoch der eine oder andere etwas gewichen ſein könne; die ſo viele Jahre lang unbedeckt gebliebenen Bogen; der in Buonarroti's vorgerücktem und vielfach gequälten Lebensalter aufgeführte Tambour; die unglaubliche Eile, womit der Dom in zweiundzwanzig Monaten gebaut worden, während bisweilen ſechshundert Arbeiter, ſelbſt zur Nachtzeit, daran beſchäftigt waren; endlich die Ungleichheit des Materials, das während der langen Dauer des Baues angewandt worden. Als äußere Gründe nannte er Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Gewitter und Erdſtöße. Die Abweichungen vom Senkblei erklärte er für ganz unerheblich und wollte ſie, da ſie ungleich, gar nicht einem Weichen der Kuppel zuſchreiben, ſondern Fahrläſſigkeit beim Bauen. Als die Kuppel aufgeführt ward, legte man zwei Eiſenringe herum, einen beim Beginn der Wölbung, den zweiten unter den erſten Fenſtern. Dieſen fand man in zwei Stücke gebrochen und der Bruch ſchien alt. Ein neuer Beweis für die Solidität der Kuppel, denn der Bruch und die Riſſe waren an ganz verſchiedenen Stellen. Nach dieſem Befunde zu urtheilen, hätte man nun den Bau ruhig laſſen dürfen: dennoch ſchlug Poleni vor, fünf neue Ringe um die Kuppel zu legen, was man auch that. Der bekannte Architekt Vanvitelli leitete die Arbeit: die fünf Ringe wurden gelegt, ein ſechſter zur Verſtärkung der beiden alten, von denen man den ſchadhaften ausbeſſerte; die Riſſe wurden ausgefüllt und mit Klammern verſehen. Viele meinten, es wäre beſſer geweſen, man hätte die Kuppel nicht mit einem ſo enormen neuen Gewichte belaſtet und durch ſo vieles Hämmern und Arbeiten gequält. Alle Kuppeln, hieß es, hätten Riſſe, da ſie

aber nicht, wie die Reverenda fabbrica di San Pietro, jährlich dreißigtauſend Scudi Einkünfte hätten, ſo laſſe man ſie in Frieden und erkläre ihre Gebrechen für unheilbar.

Nun beſteigen wir den eigentlichen Dom. Die jetzige, zum Theil hölzerne Treppe iſt nicht unbequem, wenn man ſich auch etwas ſeitwärts neigen muß. Man ſteigt in dem Raume zwiſchen dem eigentlichen Gewölbe und dem äußern Dache. Mit leichter Mühe gelangt man nach oben und tritt ins Freie, auf die Galerie, welche die Laterne umgibt. Da ſieht man, halb geblendet durch den plötzlichen Contraſt, Rom vor ſich in ſeiner Glorie.

Es iſt ein überwältigender Anblick. Gerade unter ſich hat man die koloſſale Maſſe der Kirche, gegen welche Alles in der nähern Umgebung ſchwindet: da windet ſich, große Curven beſchreibend, der gelbe Strom unter ſeinen Brücken und zwiſchen Häuſerreihen durch: da liegt, in compacten Gruppen, die neue Stadt, großentheils im Thale, aber gekrönt von den Hügeln, die ſie bedeckt hat mit gewaltigen Bauwerken: da erſcheinen auf weitem Felde die Trümmer des alten Rom, in deren offenen Hallen „Waldesgrün mit Sonnenſchein ſpielt"; der Janiculus, bedeckt mit Villen und Klöſtern, dämmt gleichſam ein die transtiberiniſche Stadt; der Monte-Mario begrenzt nach Norden das Tiberthal; nach Süden und Oſten dehnt ſich die große Ebene, welcher Grenzen ſind Gebirge und weithin glänzendes Meer.

Vogelperſpectiven haben immer etwas Unmaleriſches. Ich ziehe, wenn es um pittoreske Schönheit ſich handelt, manchen Blick von einem niedrigern Standpunkte dem ebengenannten vor. Aber um einen Begriff zu erhalten

von der Größe, um sich ein Bild zu machen vom Charakter der Lage Roms, wenn ich so sagen darf, um das Historische der Bildung der Stadt in sich aufzunehmen, muß man auf den Petersdom steigen.

Spät erst ward die Stelle, auf der wir stehen, in den Bereich der Stadt hineingezogen. Hier soll Cincinnatus auf seinem Acker gepflügt haben, als die Noth der Stadt ihn vom Pfluge zu den Waffen rief. Die Luft war ungesund in diesen Niederungen der Tiber, wie zum Theil auf dem gegenüberliegenden, ebenen, den Ueberschwemmungen preisgegebenen Marsfelde. Man baute hier keine Wohnungen: die eigentliche Stadt lag drüben, sie gruppirte sich um die Hügel und auf denselben, Capitol, Palatin, Aventin, Cälius, Viminal, Esquilin und Quirinal nahm sie ein. Unter den Kaisern begannen die Gartenanlagen: Nero hatte hier seine Gärten und seinen großen Circus. Auf dem schönen Platze vor der Kirche steht der Obelisk, der des letztern Spina schmückte, welchen Sixtus V. der Stelle, auf welcher er Jahrhunderte lang stehen geblieben, durch Fontana entheben und auf dem jetzigen schönen Standpunkte errichten ließ *). Chri-

*) Ich setze hier die römischen Obelisken der Reihe nach her, nach der Zeit ihrer Aufrichtung.

Der Obelisk in der Villa Mattei (Fragment), von Ramses III., wahrscheinlich vom Isistempel auf dem Capitol, wurde gegen 1582 errichtet von Ciriaco Mattei, dem das römische Volk ihn geschenkt hatte. Den Vaticanischen, von Heliopolis, errichtete Sixtus V., 1586. Derselbe Papst ließ drei andere Obelisken aufstellen: den Lateranischen, gegen 1740 Jahre vor unserer Aera durch Thoutmes IV. in Theben errichtet, durch Constantin den Großen nach Alexandria, durch Constans nach Rom

stus vincit, Christus regnat, Christus imperat, Christus ab omni malo plebem suam defendat, heißt die ſchöne

---

geſchafft, wo er im Circus maximus ſeinen Platz fand; den (Flaminiſchen) von Piazza del Popolo, von Ramſes III., gleichfalls aus dem Circus maximus, endlich einen der beiden vom Mauſoleum des Auguſt, jetzt hinter Sta. Maria Maggiore. Domenico Fontana leitete dieſe ſämmtlichen Arbeiten im Jahre 1587. Innocenz X. ließ im Jahre 1651 auf Piazza Navona durch Bernini den Domizianiſchen Obelisk aufſtellen, der ſich im Circus des Maxentius befunden und nun gewöhnlich der Pamfiliſche heißt; Alexander VII. gleichfalls durch Bernini im J. 1667 auf dem Platze vor Sta. Maria ſopra Minerva den einen (von Hophre) vom Iſistempel, der, man mag ſagen was man will, von ſeinem Elefanten mit Geſchick und Aplomb getragen wird. Den andern vom Iſistempel, aus der Zeit Ramſes' III., ließ Clemens XI. im J. 1711, es heißt durch Carlo Fontana, auf dem Pantheonsplatze aufſtellen. Mit Sixtus V. wetteiferte Pius VI. Drei Obelisken erhielten unter ihm in den Jahren 1786, 1788 und 1792 ihre gegenwärtige Stelle, alle unter der Leitung G. Antinori's. Der Quirinaliſche vom Mauſoleum des Auguſt, der vor der SS. Trinità de' monti aus den Salluſtiſchen Gärten, eine corrupte Nachahmung des Flaminiſchen, und der von Pſametich I., einſt im Campus Martius, auf Monte Citorio, welcher 1748 unter Benedict XIV. ausgegraben ward. Dem letzten Obelisk, die Zwölfzahl voll zu machen, wies Pius VII. im J. 1822 ſeinen Platz an im öffentlichen Garten auf dem Pincio: er hatte in den Varianiſchen Gärten bei Sta. Croce in Geruſalemme gelegen, war 1570 vom Erdreich befreit worden, und wurde hier von Marini aufgeſtellt. Er ward vom Kaiſer Hadrian zu Antinous' Ehren erdacht. Drei von dieſen Obelisken ſind ohne Inſchriften, der Vaticaniſche, der von Sta. Maria Maggiore und der Quirinaliſche. — Ueberdies gibt es noch an andern Orten folgende Obelisken: zu Benevent zwei zerſtückte vom Domizianiſchen Iſistempel, die ſchlecht reſtau-

Inschrift einer der Seiten seines Postaments. Wo er den Triumf der Christuslehre verkündet, fanden lange noch unter den Kaisern die mitternächtigen Mysterien des Dienstes der Cybele statt. In den Gärten der Domitia, hart am Ufer des Stromes, den hier eine neue Brücke überschritt, baute Hadrian sein riesiges Grabmal, welches bald in den Kreis der Befestigungen gezogen ward, die diesem Ufer eine ganz andere Gestalt gaben. Ueber dem Grabe des Apostels Petrus errichtete Kaiser Constantin eine Basilica, welche mit dem Mausoleum durch einen Porticus verbunden wurde; allmälig sammelten sich Ansiedler in der Nähe der Kirche, großentheils Fremde, deren Namen noch geblieben; im neunten Jahrhundert zog Leo IV. die Mauer, welche der nach ihm benannten Leostadt ihre Grenzen anwies. Obgleich aber die Heiligkeit des Ortes die Pilger anzog, obgleich im zwölften Jahr-

---

rirt und zusammengefügt sind; zu Florenz im Garten Boboli steht der Medizeische; auf dem Hippodrom (Atmeidan) zu Constantinopel der vom jüngeren Theodosius dorthin gebrachte, endlich der von Luqsor, von Ramses II. und III., welcher im J. 1833 von Theben nach Paris geschafft und im J. 1836 durch den Architekten Lebas auf der Place de la Concorde errichtet ward. Sonst finden sich Fragmente in Urbino und Neapel. Neuerdings wurde in einem Dorfe der Thebais ein (wie es scheint, kleiner) Obelisk entdeckt und im J. 1838 in das Museum von Alnwick Castle in England, Besitzthum des Lord Prudhoe, gebracht. (S. Bonomi in den Transactions of the R. Society of literature, Bd. I., 1843). — Die vollständige Beschreibung und Erklärung der mit Inschriften versehenen Römischen Obelisken gab der gelehrte Barnabit Pater Ungarelli: Interpretatio obeliscorum Urbis, Rom 1842.

hundert die Päpſte den Vaticaniſchen Palaſt anlegten und wenigſtens zu Zeiten hier wohnten, obgleich ſeit der Rückverlegung des heil. Stuhls von Avignon nach Rom der Borgo, wie man dieſen Theil gewöhnlich nennt, ſtädtiſcher ſich geſtaltete und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wie in der erſten des ſechzehnten viele glänzende Bauten unternommen, dann mittelſt der Lungara die Verbindung mit Traſtevere bewerkſtelligt wurde; obgleich endlich in neuerer Zeit der Vatican den größten Theil des Jahres hindurch und mit Vorliebe vom Papſte bewohnt wird: ſo hat doch nie eine dichte Bevölkerung hier ſich angeſiedelt, nie iſt ein reger Verkehr entſtanden, die meiſten Wohnungen ſind ärmlich; die Luft hat von Alters her ihren ſchlechten Ruf behalten.

Die Ebene auf dem linken Ufer des Fluſſes, von der noch ein Theil den alten Namen des Campomarzo bewahrt, bildet den wichtigern und größern Theil der jetzigen Stadt. Einſt aber gehörte ſie gar nicht zu derſelben. Nachdem die niedrige Ebene von den Sümpfen befreit war, welche die Ueberſchwemmungen des ſtets nach der linken Seite andringenden Stromes hier erzeugt, wurden Tempel, Theater, Thermen auf ihr gebaut: da waren der Circus Flaminius und Agonalis, wo jetzt dichtgedrängte Straßen und die belebte Piazza Navona; da ſtanden des Pompejus Theater und Curie am heutigen Markt des Campo de' Fiori; da erhob ſich das Amfitheater des Statilius Taurus, deſſen Trümmer, nach der gewöhnlichen, aber vielfach beſtrittenen Annahme, den gegenwärtigen Monte Citorio bilden, das Mauſoleum des Juliſchen Geſchlechts, deſſen Form und Reſte man noch ſieht, die großen Bauten der Antonine, von denen die dem Mark

Aurel gewidmete Säule noch steht, und zu welchen man gewöhnlich die Säulen am heutigen Zollhause rechnet, die von Neueren, nachdem die Benennung eines Tempels des Antoninus Pius aufgegeben worden, für die Reste eines der Marciana, Schwester Trajan's, errichteten Tempels erklärt wird, während Andere sie in eine viel frühere Zeit versetzen und einen Theil des sogenannten Posidoniums des Agrippa, einer dem Neptun gewidmeten Halle, in ihnen sehen. Noch steht Roms besterhaltenes Monument, das Pantheon, welches Marcus Vipsanius Agrippa siebenundzwanzig Jahre vor des Heilands Geburt errichtete und mit dem er weitläufige Thermen verband. Erst nach der gewaltsamen Zerstörung eines großen Theiles der Hügelstadt durch die Normannen, 1084, wurde das Marsfeld mehr angebaut: jetzt ist es seiner Länge nach von der schönsten Straße der Stadt, dem Corso, durchschnitten und der Sitz des gewerblichen wie des vornehmen Lebens. Denn hier reihen sich die meisten großen Paläste aneinander, hier sind mehre der größten Kirchen, hier haben beinahe ausschließlich Handel und Industrie ihren Sitz aufgeschlagen. Alles ist neu, soweit das Auge reicht, d. i. neu im römischen Sinne, wo, wenn es um Alter sich handelt, ein paar Jahrhunderte nicht in Betracht kommen. Erst wenn man den ganzen Corso entlang gewandert ist, findet man ein alterthümlich aussehendes Gebäude, den Venezianischen Palast, der vom Ende des 15. Jahrhunderts ist. Nach dieser Zeit erst wurde die ganze bis zum Flaminischen Thore sich ziehende Strecke bebaut. Der Palast Ruspoli, vom Ammanati nach der Mitte des 16. Jahrhunderts für die bekannte Florentinische Familie Rucellai gebaut, ist eines der älte-

ſten Werke. Die meiſten ſind aus dem 17. und 18. Jahrhunderte, und wie ſind manche von ihnen! Die Kirchen ſind vom Della Porta, vom Algardi, vom Bernini und ihren weit ſchlimmern Nachfolgern.

Bis zum Fuße des Pincio, des Quirinal und des Capitols erſtreckt ſich das Marsfeld. Die Hügel, jetzt ſo dünn bewohnt, waren die Sitze der älteſten Niederlaſſungen, als ſumpfendes Waſſer noch den größern Theil der Ebene und der Thäler füllte. An manchen derſelben ſind die Abhänge jetzt geebnet und mit Gebäuden bedeckt; nicht alle auch waren urſprünglich ſteil abfallend. Wie aber das Ausſehen mehrer unter ihnen war, vergegenwärtigen unbebaute, niedere Waldung tragende Tuffſteinhügel der Campagna, unter andern die Höhe dicht bei der Paulskirche, und von Roms Hügeln ſelber noch der Aventin und der Cälius, erſterer namentlich an der Tiberſeite, letzterer unterhalb des Kloſtergartens der Paſſioniſten gegen das Flaviſche Amfitheater zu. Selbſt der Capitolshügel, ungeachtet ſeiner wechſelnden Schickſale, zeigt noch viel von ſeinem alten Felscharakter. Der Tradizion gemäß, welche, von Roms ältern Schriftſtellern überliefert, von ſeinen Dichtern neu belebt, auf die Nachwelt überging, bauten lange vor der Gründung der eigentlichen Stadt durch Romulus, den Königsenkel von Albalonga, arkadiſche Siedler, die aus Palantium kamen, Wohnungen auf dem Hügel, der nach ihrer Heimat der Palatin genannt ward. Auf dem nämlichen Palatin und allmälig um den Abhang deſſelben bildete ſich, ſolchen ältern Bewohnern ſich anſchließend, die latiniſche Stadt, die ſabiniſche auf dem Quirinal. Nach dem etruskiſchen Ritus läßt man Romulus mit dem Pflug die Furche um den

Abhang des Berges ziehen und so das Pomörium entstehen, beginnend beim Forum Boarium, wo später zum Gedächtnisse ein Stier von Erz errichtet ward. So stiegen aus dem nördlichen und östlichen Berglande Ansiedler in die Ebene herab und trafen hier zusammen in der günstigen, wenn auch keineswegs gesunden Lage am Strom. Viele Quellen entsprangen in den Niederungen und bildeten Seen, die erst in später Zeit ganz verschwanden: Eichenwald deckte den Cälius und die Einsattlung, welche die beiden Spitzen des Capitoliums scheidet. Mauern mit Thoren verstärkten die natürliche Festigkeit der Hügel. Die Bewohner der beiden gesonderten, aber benachbarten Burgen vereinigten sich: nach der ältesten sagenhaften Geschichte fand es nach blutigem Kampfe statt, zu dem das bekannte Factum des Frauenraubs Veranlassung gab. Andere Niederlassungen in der unmittelbaren Umgebung waren entstanden: eine neue latinische auf dem weitläufigen Aventin, eine etruskische auf dem Cälius. Nun trocknete man allmälig die Thäler aus: der große Sumpf des Velabrums wurde durch die Cloaca maxima in festen Boden umgeschaffen. Noch jetzt leitet diese große Cloake, deren Bau man dem ältern Tarquin zuschreibt, den Wasserabfluß vom Quirinal, vom Viminal und einem großen Theile des Esquilin wie der dazwischenliegenden Thäler in die Tiber, und erstreckt sich vom Forum an nach dem Flusse, in den sie bei dem runden Tempel mündet, welchen man gemeinhin jenen der Vesta nennt. Ein Theil der östlichen Hügel wurde angebaut: der große Erdwall, den man nach dem, gewöhnlich als sechster König Roms angenommenen Servius Tullius nennt, umschloß nebst neuen Mauern (welche bis zu Kai-

ſer Aurelianus Zeiten, folglich nach der gewöhnlichen Annahme gegen acht Jahrhunderte lang, die Befeſtigungslinie bildeten, wenn hier überhaupt von Befeſtigungen die Rede ſein kann, da überall Gebäude an die Mauer ſich anlehnten und die Stadt weit über ſie hinausreichte) die ſtückweiſe ſo entſtandene Stadt und auf dem Capitoliniſchen Berge, der immer der heilige blieb, wurde dem Jupiter der große Tempel gebaut, das Sanctuarium Roms bis zu den ſpäteſten Tagen. Es iſt dies die Zeit, in die man das Aufhören der königlichen Herrſchaft zu ſetzen pflegt und die Einführung der einjährigen conſulariſchen Würde.

Wenn man, neben den Diocletianiſchen Thermen, den Garten der Villa beſucht, welche Sixtus V., als er noch Cardinal von Montalto war, anlegte und welche jetzt der Familie Maſſimo gehört, ſo ſieht man eine bedeutende, langgedehnte Erhöhung des Erdreichs vor ſich, auf deren Spitze eine koloſſale Statue der Roma unter Cypreſſen ſteht. Es iſt ein Theil des Walles (Agger) des Servius, von dem auch an andern Stellen noch Spuren ſich verfolgen laſſen. Von der Höhe genießt man eine wunderſchöne Ausſicht auf das öſtliche Ende der Stadt, die Ebene und das Gebirge, deſſen Kette man kaum anderswo ſo frei und ungeſchmälert erblickt wie von dieſem Punkte, welcher, der höchſte Roms, bis zu 236 Fuß über dem Meere ſich erhebt.

Wie maleriſch gruppiren ſich die römiſchen Hügel!

Von faſt allen Seiten iſt das Capitolium verbaut und verdorben; der Platz auf demſelben und die ihn umgebenden Gebäude, wenngleich ſie der Anlage nach von Michel Angelo herrühren, ſind unbedeutend; den tarpejiſchen

Felsen deckt ein confuses Gemisch neuer Bauten; nur Kirche und Kloster von Araceli mit der zu ihnen hinaufführenden Marmortreppe haben Charakter behalten. Und doch, wie hebt sich, von günstigem Standpunkt aus einiger Entfernung betrachtet, der heilige Hügel empor aus der Niederung! Wie mahnt er an die Zeit, wo der Jupiterstempel und die unüberwindliche Arx seine Spitzen krönten! Freier steht der Palatin da: hier hat die bewohnte Stadt aufgehört — Heuschober füllen die gewaltigen Hallen der kaiserlichen Paläste; neben einer Villa, wo Raffael's Schüler malten, haben die Mönche von S. Bonaventura ihre Zellen aufgebaut, ihre Palmen hingepflanzt; das ganze Jahr hindurch blühen Tausende von Rosen und den alten Ruinen haben neue sich hinzugesellt, die der Gärten der Farnesen, deren weitläufige Anlagen in Trümmer sinken. Steil fallen der Aventin und der Cälius ab, jener auf der Abendseite, die dem Flusse zugewandt, dieser nach Süden wie nach Norden, an der Villa Mattei wie am Garten und Kloster von SS. Giovanni e Paolo, Gesträuch und Schlingpflanzen auf ihren felsigen Abhängen wuchernd, wo mittelalterliche Thürme stehen oder Akazienreihen Schatten bieten; der eine von Dominikanern und Hieronymiten spärlich bewohnt, von Camaldulensern und Passionisten der andere; Vignen und Villen in den Raum sich theilend mit Kirchen und Klöstern, da, wo griechische Sagen vom Hercules melden, wo Remus den Adlerflug beobachtete, wo die Gracchen und Trajan wohnten; wo endlich in der Kaiserzeit das glänzendste Viertel war und gewaltige Travertin-Arkaden uns die umfangreichen Bauten der Imperatoren vergegenwärtigen. Im Wesentlichen denselben Cha-

rakter wie die letztgenannten Höhen haben Esquilin und Viminal, wenn auch ihre Abhänge weniger ſteil und felſig ſind; auf und zwiſchen beiden zieht ſich eine nicht breite Häuſer- und Straßengruppe vom Capitol und Quirinal nach Sta. Maria maggiore, mit ſchönen Kloſterkirchen, mit hohen Thürmen mittelalterlicher Jahrhunderte, namentlich bei S. Pietro in vincolis ein maleriſches Enſemble bildend, wo die Palme des Gartens der Maroniten ſteht, der Weg jäh ſich ſenkt und unter einem burgähnlichen Bau an der Kirche der Minimi, S. Francesco di Paolo, welchen man der Zeit Alexander's VI. zuſchreibt, einen Durchgang ins Thal bildet. Der Quirinal endlich mit ſeinen hochragenden, glänzenden Paläſten iſt recht eigentlich die Hofburg des Papſtes als weltlicher Herrſcher, während der Vatican mehr den kirchlichen Charakter repräſentirt.

So ſtellt ſich Rom dar, die Stadt, welche, während ſie die Welt eroberte, zu den Zeiten der Republik beſcheidenen Glanz bewahrte, deren Ziegelbauten Auguſt in marmorne umgeſchaffen zu haben ſich rühmte, welche großentheils unter Nero eingeäſchert ward, unter den Flaviern und Antoninen zwar um manche alterthümliche Denkmale ärmer, aber groß und herrlich daſtand; welche, als die Jahre des unwiderſtehlichen Vorſchreitens vorüber waren und ſie ſich bedroht ſah von Streifzügen fremder Völker, Aurelian mit neuem Mauerkreiſe umgab, den Probus beendigte, Honorius ergänzte und verſtärkte. Wir ſehen dieſe Mauer noch vor uns, wenn auch an hundert Stellen ausgebeſſert und erneuert, denn ſie litt viel durch Belagerungen und Stürme, denen ſie ſelten nur widerſtand, bis ſie zum letztenmal erſtiegen ward durch Bour-

bon's raubgierige Scharen. In ihrer Anlage schon war sie ein unvollkommenes Werk: statt früherer Quaderbauten errichtete man sie aus Ziegeln, vorhandene Bauwerke wurden benutzt und eingeschlossen. So am Pincio, wo die schwächste Seite, die alten Substructionen des Hügels, vom Lager der Prätorianer die eine Seite, gegen das nach Präneste führende Thor zu die Bogen der Wasserleitungen, beim Sessorium das Castrensische Amfitheater, am Ostiensischen Thore die Grabpyramide des Cestius. Es ist die Stadt, welche von den Uebeln, die im Gefolge der nordischen Völkerschaften in Italien eindrangen, um so härter betroffen ward, je sieggewohnter sie bisher gewesen war; welche, zur nachmaligen Hauptstadt und zum Mittelpunkt der christlichen Welt bestimmt, am längsten dem untergehenden Polytheismus anhing und als der Sieg längst gewichen war von ihren Legionen, mehr als darüber zu trauern schien über den Verlust des capitolinischen Victorienaltars; welche, groß im Untergange noch, die fremden Nazionen und Herrscher mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte und endlich die eine Weltherrschaft vertauschte mit der andern.

Die Anfänge dieser neuen Weltherrschaft, jener der Päpste, und ihre politischen Nachwirkungen auf Italien sind wiederholt Gegenstand langer, zum Theil leidenschaftlicher Discussionen gewesen. Man hat gesagt, daß durch den Ehrgeiz der Päpste, welcher der Ausbreitung der longobardischen Macht über ganz Italien Schranken setzte und zuletzt mit Hülfe der Franken der Longobarden Herrschaft ein Ende machte, Italien der Aussicht auf politische Einheit, die damals dem Lande geboten worden, beraubt und der eigentliche Anfang zu jener Zerstückelung gemacht

worden ſei, an der bis auf den heutigen Tag der ſchönſte Theil Europa's krankt. Auf der andern Seite wird erwidert, daß es die Päpſte waren, die Italien vor völligem Verſinken unter barbariſchem Joche bewahrten und in ſeinem Centrum jene Macht bildeten, deren Einfluß auf Civiliſation und Freiheit auch von ihren erbittertſten Gegnern kaum in Abrede geſtellt werden dürfte. Auf jener Seite ſteht, Einen nur zu nennen, Giannone, auf dieſer Manzoni, der Dichter, der chriſtliche Filoſof und Hiſtoriker. Ich kann es mir nicht verſagen, einigen Worten von ihm, die ſich auf Roms Verhältniſſe in der Longobardenzeit und auf die Stellung der Päpſte in Rom beziehen, hier Raum zu gewähren. „Rom und die übrigen von den Longobarden nicht eroberten, von den griechiſchen Kaiſern entweder wirklich oder nur dem Namen nach beherrſchten Theile Italiens (ſagt er in dem Verſuch über einige Punkte der longobardiſchen Geſchichte) wurden im achten Jahrhunderte vom erſtgenannten Volke beinahe in jedem Moment bedroht, angegriffen, überzogen. Die letzten Könige Liutprand, Hildebrand, Rachis, Aſtolf, Deſider unternahmen bald einen, bald zwei, bald mehre Streifzüge durch die römiſche Landſchaft, belagerten mehrmals die Stadt, verwüſteten und tödteten, wo ſie zogen. Welche Mittel der Vertheidigung waren den Bewohnern gegeben? Beinahe keine. Das Kaiſerreich, oft mit anderweitigen Kriegen beſchäftigt und auf keine Weiſe ſtärker oder von Männern regiert, die beſſer waren denn jene, welche die Eroberung des übrigen Theiles Italiens vor ſich gehen ließen, war nicht mehr im Stande, den Reſt zu ſchützen. Wie ſchwach es war, wurde recht klar, als beim Einfall Liutprands in das Gebiet von Ravenna

der Exarch Eutychius nichts Anderes zu thun wußte, als Papſt Zacharias bitten, er möge ſich beim longobardiſchen Könige für die Einſtellung der Feindſeligkeiten verwenden. Die Römer waren, wozu ſeit langer Zeit die im Glanz einherſchreitende Feigheit und die anmaßende Rathloſigkeit ihrer letzten Kaiſer, die Folge und die Schickſale der Barbareneinfälle, die ſyſtematiſche Entwaffnung und die Ausübung unkriegeriſcher Beſchäftigungen, zu welchen die Gothen ſie angehalten, wozu die griechiſche Regierung endlich ſie gemacht, die nur ſo viel Kraft hatte, als hinreichte zum Unterdrücken; ſie waren, wie Jahrhunderte von Beſorgniß und Verſteckthalten ſie gemodelt, Jahrhunderte der Thatenloſigkeit ohne Ruhe, der Schmerzen ohne Würde, der Niederlagen ohne Schlachten; Jahrhunderte, während welcher jene, die den römiſchen Namen trugen, größere Anſtrengungen, härtere Entbehrungen, ſchwereres Ungemach und drückenderes Elend erduldeten, um dieſen Namen zu einem Gegenſtande der Verachtung und Schmach zu machen, als ihre großen Ahnen, um ihn zum Gegenſtande der Furcht wie der Verehrung der ganzen Welt zu erheben. Ohne kriegeriſche Bildung und Führer, ohne Vertrauen einflößende neuere Beiſpiele, ohne jenen Muth, der großentheils auf ſolchen Vorausſetzungen beruht, wie hätten ſie dem Andrange jener Horden Widerſtand leiſten mögen, welche innerhalb der Mauern der eroberten Städte die Zucht ihres alten Wald- und Lagerlebens bewahrt, welche in der Kindheit die kriegeriſchen Künſte erlernt und deren Annalen ſeit ihrem Einzuge in Italien nicht von Einer durch die Römer ihnen beigebrachten Niederlage berichteten? Letztern war alſo nichts geblieben als Entmuthigung, Klagen, Verzweiflung. Wir hören zwar zu Zeiten noch

von einem römiſchen Heere: welcher Art es aber war, können wir daraus ſchließen, daß bei wichtigen Veranlaſſungen das bischen Vertrauen, das wol noch aufblitzte, auf Bitten ſich gründete oder fremden Beiſtand. Iſt ein Volk einmal zu einem ſolchen Zuſtande gelangt oder geſunken, ſo hat es ferner nichts zu hoffen, nicht einmal das Mitleid oder Intereſſe kommender Zeiten.

Die letzte Hoffnung, Hoffnung auf Erleichterung, wenn nicht auf Umgeſtaltung ihres Looſes, ſetzten die Römer in die Päpſte. Rom, alles deſſen beraubt, was Beachtung heiſchen kann, bewahrte noch in ſeinem Innern einen Gegenſtand der Verehrung und Liebe für die Anhänger, des Schreckens oft für die Gegner; einen Mann, zu dem die Blicke eines großen Theiles der Welt erwartend und ehrfurchtsvoll ſich hinwandten und um deſſenwillen bei den wichtigſten Veranlaſſungen Roms Name genannt wurde. Während die Gründe der Billigkeit, des alten Beſitzes, der rechtlichen Anſprüche am eigenen Boden, kein Ohr gefunden haben würden bei einem Volke, welches ſein eigenes, auf Eroberung gegründetes Syſtem des öffentlichen Rechts beſaß: konnte dieſer Mann allein Worte ausſprechen, die Beachtung heiſchten und Erörterung veranlaßten; er war ein Römer, der verſprechen konnte und drohen. Auf dieſen Mann alſo mußten die Blicke und die Wünſche aller ſeiner Mitbürger ſich richten. So geſchah's auch. In den Nöthen dieſes unglücklichen Volkes erflehten die Päpſte Heeresmacht von den Griechen, Mitleid von den Longobarden, Hülfe von den Franken, je nachdem die Verhältniſſe auf das eine Auskunftsmittel hoffen ließen oder auf das andere. Das letzte war das wirkſamſte. Um aber zu beurtheilen, ob

die bewaffnete Dazwiſchenkunft der Franken ſtattgefunden, um den eigenſüchtigen Planen des Ehrgeizes der Päpſte den Weg zu bahnen, oder aber, um das Volk zu retten: dazu braucht man, ſelbſt flüchtig nur, die Anläſſe zu betrachten, bei welchen die Päpſte Gregor I. und II., Stefan II., Hadrian, die Franken unter Carl Martell, Pipin, Carl dem Großen zum Beiſtande gegen die Longobarden aufriefen."

Gewann Italien, gewannen die Italiener durch die fränkiſche Eroberung?

Es gibt wenige Punkte in der Geſchichte, worüber die Anſichten ſo wenig harmoniren wie über die italieniſchen Zuſtände, namentlich über die Verhältniſſe der alten Bevölkerung zu den erobernden Fremden, unter der longobardiſchen Herrſchaft. Dieſe Verhältniſſe ſind nicht bekannt genug: man kann nicht einigermaßen nur mit Sicherheit beurtheilen, ob Longobarden und Römer, wenn man den vorgefundenen Reſten der urſprünglichen Bewohner ja dieſen Namen geben will, in bürgerlicher Gemeinſchaft lebten, ob es ſich um eine Regierung im vollkommnern Sinne des Wortes handelte und nicht etwa um einen bloßen Beſitz, ob nicht das longobardiſche Syſtem Beſchränkungen enthielt, welche keine wahre Vereinbarung zugelaſſen haben würden. Aber auch in dem Falle, daß man den Sturz des Longobardenreiches als ein Glück für Italien bezeichnen wollte (die Mehrzahl der italieniſchen Hiſtoriker, Machiavell unter ihnen, ſind entgegengeſetzter Meinung), dürfte man kaum annehmen, daß des Landes alte, eigenthümliche Bewohner bei der fränkiſchen Eroberung gewannen. Manzoni ſelbſt, den wir eben als Apologeten der päpſtlichen Politik (wenn man dieſen Aus-

druck geſtatten will) kennen gelernt haben, ſpricht es in einer ſeiner ſchönſten und beredteſten Poeſien, dem herrlichen erſten Chore des Adelchi, aus, daß das Loos des beſiegten Volkes unter den neuen Herren kein glücklicheres ward. Der Franke ſteigt über die Eiswälle der Alpen, zerſtreut fliehen vor ihm, die bisher harte Gebieter waren. Hoffend blickt der unterdrückte Italer den Kommenden entgegen und träumt das Ende der langen Knechtſchaft. Leichtgläubige! Wähnt ihr, euch zu befreien ſei der neue Eroberer gekommen?

„E il premio sperato, promesso a quei forti,
Sarebbe, o delusi, rivolger le sorti,
D'un volgo straniero por fine al dolor?
Tornate alle vostre superbe ruine,
All' opere imbelli dell' arse officine,
Ai solchi bagnati di servo sudor.

Il forte si mesce col vinto nemico;
Col nuovo signore rimane l'antico;
L'un popol' e l'altro sul collo vi sta.
Dividono i servi, dividon gli armenti,
Si posano insieme su i campi cruenti
D'un volgo disperso che nome non ha.“ *)

*) Und was ſich zum Lohne die Starken verſprechen,
Betrogne, das wär', euch die Kette zu brechen?
Zu wenden das Schickſal des fremden Geſchlechts?
O kehret zurück zu den ſtolzen Ruinen,
Zur rußigen Werkſtatt, den Herrſchern zu dienen,
Zur Furche, benetzt mit dem Schweiße des Knechts!

Mit dem Siegenden wird der Geſchlagene ſchalten,
Mit den neuen Gebietern verbleiben die alten,
Ihr bleibt mit dem Joche Beider beſchwert.

Während aber, im dritten Jahrhunderte nach der Franken Einzug in Oberitalien und dem Sturze des Longobardenreichs, eine Umwälzung vor sich ging, groß und folgenreich wie irgend eine, welche die Welt gesehen, während Roms Gewalt über die Geister den Erdkreis erfüllte: lag die Stadt selbst in Zuckungen; in den tiefsten Abgrund hinabgesunken von ihrer vormaligen Höhe, schmachteten ihre Bürger im Elend, waren sie geworden ein Gegenstand des Mitleids, ja der Verachtung der übrigen Völkerschaften und Städte Italiens, welche, Norden wie Süden, der alten Herrin weit vorangeeilt waren in Bildung, Ruhm und vielgestaltiger Blüte.

Wenn wir auf die innere Entwickelung der politischen Verhältnisse in den italienischen Staaten des Mittelalters unser Augenmerk richten, so treten uns die verschiedenartigsten Erscheinungen entgegen. Derjenige Theil der Halbinsel, in welchem das Verlangen nach munizipaler Unabhängigkeit am ersten laut ward und die Communen am frühesten zu Selbständigkeit und Kraft gelangten, kaiserlicher Macht in enger Verbrüderung erfolgreichen Trotz bietend, die Lombardei, sah die republikanischen Formen auch am ersten untergehen, und statt in großartigem Verbande unter Einem Heerscher ein mächtiges Ganze zu bilden, erlebte sie die Demüthigung, einer Unzahl größerer wie kleinerer Gewaltherrscher, die, krankend an allen ungewissem oder unrechtmäßigem Besitze verknüpften

---

„Sie theilen die Sklaven, die Heerden, die Gauen,
Sie ruhen zusammen auf blutigen Auen
Des Volks, das des eigenen Namens entbehrt.

Streckfuß.

Uebeln, aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen waren, und somit der schlimmsten Tyrannei, zerstückt zu leichtem Raube zu fallen. Das Widerspiel finden wir in Toscana. Die große nazionale Bewegung trat hier später ein und minder gewaltsam: das Kaiserthum hatte im Kampfe mit der päpstlichen Macht schon die härtesten Stöße erlitten: der Entscheidungskampf berührte die auf der Südseite des Apennins gelegenen Provinzen in geringerem Grade und die Entwickelung der Gemeindeverfassung, wenn auch in ihren Grundzügen eine Nachbildung jener der lombardischen Communen, nahm einen ruhigern, geregeltern Gang. Während, seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, Signoren, bald kaiserlicher, bald päpstlicher Partei, im obern und mittlern Italien zum Theil vorübergehend, zum Theil bleibend sich festsetzten: in der Mark Verona die Ezzeline (von 1200 an) und die Scaligeri (um 1270), die Este am untern Po (um 1220), die Feltrier im Montefeltro und in Urbino (um 1236), in Mailand die Torrianer (1257), dann die Visconti (um 1277): konnte in Toscana keine Adelsfamilie zu eigentlicher Signorie in größern Städten gelangen, wenn wir das kräftige Geschlecht der Tarlati von Pietramala ausnehmen, deren Suprematie in Arezzo übrigens einen andern Charakter hatte, als irgend eine der obengenannten. In Florenz entwickelte sich dagegen, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an, das rein demokratische Prinzip mit allen seinen Tugenden und Schwächen.

Ein gemischtes Verhältniß zeigt Rom.

Auf der einen Seite suchte die päpstliche Oberherrlichkeit ihre Rechte geltend zu machen, auf der andern die städtische Gemeinde. Von einer dritten Gewalt, der

kaiserlichen, war praktisch nicht mehr die Rede. Die Folge des Conflicts war, daß, im wechselweisen Obsiegen und Unterliegen, weder die päpstliche Gewalt, noch die städtische zu rechten Kräften kam, bis erstere, zum Theil durch ganz äußerliche Umstände, um die Mitte des 15. Jahrhunderts entschieden den Sieg davontrug. Die andere Folge war, daß die Verfassung Roms beiweitem weniger den Charakter der Stetigkeit und des berechneten, obgleich nicht immer sich bewährenden Gleichgewichts an sich trägt, als wir ihn z. B. in der florentinischen antreffen, so mannigfach auch im Laufe der Zeit die Modificationen im Einzelnen gewesen sein mögen. Nicht zu reden von der Verschiedenheit der gesammten politischen Stellung, indem wir Florenz im 14. Jahrhundert als Herrin eines ausgedehnten und blühenden Dominiums sehen, ghibellinischem Andrange wie brandschatzenden Räuberheeren mit Erfolg Widerstand leistend, während Rom lediglich als gesunkene Stadt auftritt, als solche mit dem übrigen Kirchenstaat kaum zu thun hatte und am wenigsten in eigentlichre Wechselbeziehung stand.

Eben jener Conflict beiderseitiger Rechtsansprüche und die aus ihm hervorgehende Unvollkommenheit der bürgerlichen Institutionen waren Ursache, daß die Verhältnisse zwischen den beiden großen Theilen der Bevölkerung, Adel und Volk, in Rom nicht klar bestimmt wurden. In Florenz constituirte sich bereits im Jahre 1250 der Popolo als solcher, nahm 1282 durch Einsetzung des Magistrats der Prioren der Zünfte die oberste Regierungsgewalt in seine Hand und vernichtete 1293 die politische Macht des alten Adels beinahe völlig durch dessen gewaltsame Ausschließung von den städtischen Aemtern. Rom ist

weit entfernt, eine ſolche ſtufenweiſe Fortbildung eines rein bürgerlichen Regiments aufweiſen zu können. Der alte Lehnsadel gelangte freilich, vom Anfang des 12. Jahrhunderts an, ebenfalls zu keinem bedeutenden ſtädtiſchen Einfluſſe mehr, zu deſto größerm aber der neue Adel, der zum Theil mit jenem ältern zuſammenhing. Durch Arnold von Brescia, der in ſeiner politiſchen wie in ſeiner religiöſen Wirkſamkeit mit dem Dominikanermönch Savonarola manche Aehnlichkeit hat, war der Senat 1143 erneuert worden, wechſelte aber häufig ſeine Form, bis er endlich in der Weiſe ſich feſtſtellte, daß ein Senator, zu Zeiten auch zwei vorhanden waren, die mit dem Capitano del popolo, einem von den lombardiſchen Communen entlehnten Amte, welches ausnahmsweiſe bisweilen dem Senator ſelbſt übertragen wurde, und einer wechſelnden Zahl von Beiſitzern, die zu gleichen Theilen aus den Bewohnerrn der dreizehn Stadtkreiſe (Regiones, Rioni) gewählt wurden, in die Verwaltung ſich theilten. Die Senatorwürde (wenn ſie nicht den Päpſten ſelbſt oder auswärtigen Fürſten übertragen ward, die ſie dann durch Stellvertreter verwalten ließen) fiel nun durchgehends den Gliedern des neuen Adels anheim und mit ihr ein Einfluß auf die Angelegenheiten des Popolo, dem dieſer oft ſich zu entziehen ſuchte, indem er, auch ohne päpſtliche Einwilligung oder Beſtätigung, fremde Senatoren aufſtellte oder andern von ihm gewählten Beamten die Regierungsgewalt eigenmächtig übertrug. Solche Aeußerungen der popolaren Autonomie waren aber gewöhnlich nicht nachhaltig: eben weil dem Popolo jene feſtgegründete, durch geachtete und mächtige Corporationen gebildete, durch ſtrengbeachtete Geſetze und For-

men geſtützte, in ſich abgeſchloſſene und gegliederte Verfaſſung abging, welche in Florenz dem demokratiſchen Element zum entſchiedenen Siege verhalf. Rom war weder einem eigentlichen Signore unterworfen, noch eine unabhängige Commune, noch waren die Berechtigungen von Adel und Volk auf geſetzlicher und feſter Baſis begründet. Es war nicht das organiſche Ganze eines Municipiums mit ſeiner nothwendigen Gliederung, mit beſtimmten, von der Geſamtheit anerkannten Rechten; es war ebenſowenig das patriarchaliſche Verhältniß großer Adelsfamilien und der ihrem Schutz Befohlenen; es war am allerwenigſten eine klare Stellung von Herrſcher und Unterthan. Es war ein Comandi chi può ohne göttliches noch menſchliches Recht.

In ſolchen anarchiſchen Zeiten trifft es ſich wol, daß irgend ein talentvoller oder entſchiedener Mann ſich ſtatt des Geſetzes hinſtellt. In Rom fand im Frühling 1347 eine Umwälzung ſtatt, die nicht etwa darum viel von ſich reden gemacht hat, weil von ihr eine bedeutende Einwirkung auf die nachmalige Geſtaltung der ſtädtiſchen Verhältniſſe ausging, ſondern vielmehr weil ſie wie ein Meteor am nächtlichen Himmel erſchien, weil ſie die Erinnerungen an Roms, des tiefgeſunkenen, alte Größe wie mit einem Zauberſchlage weckte, weil endlich die mittelalterliche Geſchichte der Stadt ſo arm iſt an intereſſanten Perſönlichkeiten, daß man um ſo eifriger feſthält an einzelnen lichten Punkten. Die Begebenheiten des Lebens Cola Rienzo's wiederzuerzählen, iſt hier nicht der Ort*). Es möge genügen zu bemerken, daß er, kurze Zeit nach

*) Röm. Briefe Bd. II. S. 103 ff.

dem letzten Römerzuge im alten Sinne, jenem Kaiſer Heinrichs von Lützelburg, um die Mitte des Jahres 1313 geboren ward, dem niedern Volke angehörte, 1343 mit einer ſtädtiſchen Geſandtſchaft zu dem in Avignon wohnenden Papſte ging, im Jahre darauf Notar der ſtädtiſchen Kammer wurde, am 20. Mai 1347 in einer von ihm zuſammenberufenen Volksverſammlung eine beinahe dictatoriſche Gewalt erlangte und dann den alten Titel Tribun ſich beilegte, den Staat völlig reformirte, dem Adel ſeinen Einfluß nahm und in Nähe wie Ferne nicht geringes Anſehn ſich zu erwerben wußte, bis er durch das Zuſammenwirken eigenen Hochmuths und toller Verkehrtheit, des Widerſtrebens der Großen und der Unzufriedenheit der Curie, endlich durch ſeine Rathloſigkeit im Moment der Gefahr geſtürzt, im ſiebenten Monat ſeiner Herrſchaft Capitol und Rom verließ. Dies war des Dramas erſter Akt. Es folgte der zweite, nicht minder abenteuerliche: das weltlicher Eingriffe wie religiöſer Meinungen wegen über ihn ausgeſprochene Verdammungsurtheil der Kirche; der Aufenthalt in den Abruzzen bei den antipäpſtlich geſinnten Einſiedlern vom Franziskanerorden; die Reiſe nach Prag zu Kaiſer Carl IV. und die Darlegung ſeines politiſch-kirchlichen Glaubensbekenntniſſes; ſeine Gefangennehmung auf des Papſtes Geſuch und ſeine Auslieferung im J. 1351. Den Schlußakt beginnt eine freilich nicht nachhaltige Peripetie: Cola's Befreiung aus dem langwierigen Gefängniſſe durch den neuen Papſt, der ſich ſeiner als Mittel bedienen wollte, Roms völlig zerrüttete Verhältniſſe wieder zu ordnen; ſeine Ernennung zum Senator und der Einzug in Rom am 1. Auguſt 1354, ſeine fehlgeſchlagenen Unternehmungen und ſein tyran-

niſches Verfahren, das er bald (8. October) in einem Pöbelaufſtande mit gewaltſamem Tode büßte.

Zur Zeit ſchon als Rienzi noch lebte, und dann als das Andenken an ſeine Handlungen noch friſch war, hatte bei den Verſtändigen das Urtheil über ihn ſo ziemlich ſchon in derſelben Art ſich gebildet, wie die Nachwelt es beſtätigt hat. Der florentiniſche Chroniſt Giovanni Villani, der ein Jahr nach Cola's Sturze ſtarb, nennt ſein Beginnen ein „fantaſtiſches Werk" und bezeichnet damit deſſen Charakter aufs paſſendſte. So wenig feſten Halt aber auch dieſer Mann hatte, ſo war er doch eine Beachtung heiſchende Perſönlichkeit. Daß eine Geſtalt wie Cola di Rienzo aus einer, man kann ſagen, ſo niedrig geſtellten Umgebung, in einer Epoche ſo tiefer moraliſcher wie politiſcher Verſunkenheit auftauchte, ſollte weniger in Verwunderung ſetzen, als daß er der einzige geblieben iſt. Denn die Elemente dieſes Charakters waren im Volke gegeben. Mitten in Roms ſchmachvoller Ohnmacht lebte noch die Erinnerung an Roms geſchwundene Größe: ein immergrüner Epheu wucherte ſie zwiſchen dem morſchen Geſtein, das allein geblieben von der alten Herrlichkeit; ſie lebte in Rom ſelbſt wie im übrigen Italien. Nicht Dichter blos und Rhetoren zeugen dafür: Leute auch aus dem Geſchäftsleben, kalte und ruhige Beobachter der Begebniſſe ihrer Zeit, die um ſo weniger von Enthuſiasmus ſich hinreißen ließen, je dürftiger in ihrer Nacktheit die Armſeligkeit der Reſultate ihnen vor die Augen trat.

Die Erinnerung aber an die alte Römerwelt war etwas ganz Fantaſtiſches geworden. In den Trümmern wohnte die mittelalterliche Sage, die mit den Eroberern vom Norden eingewandert ſchien, und hier, auf fruchtba-

rem Boden, ſich verſchwiſtert hatte mit den uralten klaſſiſchen Tradizionen. Wie Wahres mit den ſeltſamſten Märchen und ſich ängſtigendem Volksglauben ein abenteuerliches Ganze gebildet, läßt ſich ermeſſen aus einzelnen darüber uns aufbewahrten Anſichten. War ja doch den Gelehrten, wie Petrarca, die Kunde vom alten Rom und ſeinen Denkmalen, die ſie, wenn auch verſtümmelt, doch großentheils noch vor ſich ſahen, ein unendliches Chaos von Wirklichem und Falſchem. Ein lebendiger, reizbarer, zum Nachſinnen geneigter, für poetiſche Eindrücke empfänglicher Geiſt mußte hier reiche Nahrung finden. Dazu kam die Ungunſt äußerer Verhältniſſe, dazu das Bewußtſein des Mangels an rechtlicher Begründung dieſer Verhältniſſe, und die ſchwache Stütze, die ſie in der Menge hatten, dazu der alte Widerſtreit des Adels und Volkes. Daß, wo ſolche Bedingungen gegeben waren und die Erbitterung über perſönliche Kränkung zu ihnen ſich geſellte, Rienzi's Charakter in der Weiſe ſich ausbildete, wie wir ihn bei ſeinem erſten handelnden Auftreten erblicken, ſollte Keinen wundern. Ebenſowenig die augenblickliche bedeutende Wirkung, die er auf das Volk hervorbrachte, wenn man den kaum beſſer denn geſetzloſen, völlig verwahrloſten Zuſtand dieſes in einem verworrenen Halbbewußtſein der ebenbezeichneten Ideen und Träumereien aufgewachſenen, nicht wie die Bürger anderer, auch kleinerer Städte Italiens durch thätige Theilnahme an wohlgeordneten öffentlichen Angelegenheiten oder durch reges induſtrielles Leben beſchäftigten und in dieſer Theilnahme und Beſchäftigung moraliſche Befriedigung findenden Volkes in Anſchlag bringt. Daß die Ideen, die Wünſche, die Plane, die Anforderungen, welche wir in Cola di Ri-

enzo personifizirt finden, nicht neu waren, daß sie in der Zeit selbst und ihren Bedürfnissen eine innerliche Begründung hatten, beweiset, so sollte man denken, der große Anklang, den sie fanden, in Rom selbst wie in einem ansehnlichen Theile des übrigen Italiens. Eine Thatsache, die nicht in Abrede gestellt werden kann. In diesem Bezuge also ist Cola di Rienzo immer eine bedeutende Erscheinung, weil er eine so wichtige Seite des Charakters des Römervolks im Mittelalter so lebendig zur Anschauung gebracht hat. Auch die Träume, die dunkeln, in zum Theil formlosen Bildern schwebenden, hat er verwirklicht. Freilich nicht viel mehr denn vorübergehend: auf kurze Zeit blos leuchtete das Gold in seinem Innern hervor aus dem gemeinen Metall, welches ihm als Hülle diente: aber wenngleich vorübergehend nur, darum doch auf höchst bemerkenswerthe Weise. Sein rascher Sturz ist nicht sowol einem Unverstande zuzuschreiben oder einer Unmöglichkeit in der ursprünglichen Gestaltung des neuen Gemeinwesens, als den Auswüchsen seines eigenen Charakters, welcher der Prüfung des Glückes erlag. Der Senator Cola endlich hatte nichts mehr gemein mit dem vormaligen Volkstribun.

Es war das letzte Mal, nehmen wir einige minder bedeutende Vorgänge aus, daß das römische Volk als solches eine durchgreifende Reform versuchte und durchführte und dem Traum der alten Republik wirkliches Leben verlieh. Von da ab finden wir wol die fortwährenden Kämpfe der Adelsparteien unter einander, des Adels mit dem Volke, der großen Familien mit den Päpsten, nachdem diese zurückgekehrt aus Avignon: wir finden Kampf und Unordnung zur Ermüdung, aber das Volk hat wenig

oder nichts dabei zu ſagen. Die eigentliche thätige Einwirkung der Päpſte auf die Stadt beginnt erſt nach dem Conſtanzer Conzil, welches dem großen Schisma ein Ende machte: dann nahm ſie zu in raſch ſteigendem Maße. Unterdeſſen erhielt auch der Kirchenſtaat eine veränderte Geſtalt. Als die päpſtliche Autorität in der Zeit der tiefſten Ebbe war, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, mithin in der ſo eben geſchilderten Epoche, half ihr wieder auf ein Caſtilier, Gil d'Albornoz, aus einem Feldherrn im Maurenkriege Cardinal der h. Kirche geworden, von Innocenz VI. als Legat nach Italien geſandt. Er ſtellte erſt in Rom die Ruhe her, unterwarf Viterbo und das Patrimonium, führte den größten Theil der Romagna zum Gehorſam zurück, gewann Bologna von den Visconti und machte es Urban V. möglich, Italien zu beſuchen. Viele Früchte ſeiner Tapferkeit und Klugheit gingen von neuem verloren durch nachmaligen Unverſtand, und während der Unordnungen der großen kirchlichen Spaltung und in den Kriegen mit den neapolitaniſchen Anjous. Martin V. und Eugen IV. mußten eine Stadt, eine Provinz nach der andern gewinnen: ſie thaten es mit wechſelndem Glück. Indeſſen ordneten ſich allmälig die Verhältniſſe während des 15. Jahrhunderts, und das Patrimonium, Umbrien, die Romagna, Bologna und die Marken erkannten die päpſtliche Obergewalt an. Nicht daß die Bande ſehr enge gezogen, das Gewicht päpſtlicher Autorität ſehr ſchwer geweſen wäre: eine Unzahl von Städten ſtanden von Alters her unter eignen Signoren, deren Befugniſſe, namentlich dem h. Stuhl gegenüber, gewöhnlich ſehr vage beſtimmt und begrenzt waren. Ceſar Borgia, wenn man auf Staatsklugheit

und Talent ſieht, einer der glänzendſten Charaktere der italieniſchen Geſchichte, unterwarf den größten Theil der Romagna, wenn auch nicht gerade in der Abſicht, dem h. Stuhl dadurch zu nützen: Julius II. und Leo X. ſetzten das Werk fort. Unter Letzterem ſtand der Kirchenſtaat mächtiger und compakter da und mit erweiterten Grenzen: gehörte doch ſelbſt Parma dazu mit Piacenza. Dieſe auf kurze Zeit nur, aber dafür verſchwanden im 16. und 17. Jahrhundert allmälig alle intermediären Gewalten, ſelbſt jene, welche ſo unabhängig dageſtanden vom Papſte, wie einſt von Frankreich das große Herzogthum Burgund unter der Nebenlinie der Valois: Ferrara nämlich und Urbino. Seit jener Zeit bis zur franzöſiſchen Revoluzion hat der Kirchenſtaat die nämlichen Grenzen behalten: er hat ſie durch den Wiener Congreß wiedererlangt mit geringen Modificationen. Rom unterdeſſen hat ſich erneuert, Leben und Bewegung haben zugenommen und immer mehr nach einer in ſeiner Exiſtenz als Stadt neuen Richtung ſich hingezogen. Soviel Nazionales auch geblieben, ſo iſt doch das Rom der mittleren Jahrhunderte mehr und mehr in den Hintergrund getreten.

Laſſen wir die Stadt, blicken wir auf die Umgebung. Nach Süden zuerſt, über die Ebne, durch welche der Strom mäandriſch das Meer ſucht, an ſeinem Ausfluß Oſtia, welches Ancus Martius gründete, einſt blühende Hafen- und Handelsſtadt und Roms großes Waarenlager, jetzt ein elendes Caſtell an dem verſandeten, nur Fiſchernachen zugänglichen Tiberarm, gegenüber die heilige Inſel und nahe an den Häfen Claudius' und Trajan's das Fiſcherdorf Fiumicino, Entrepot für den ſchwa-

chen, aber neuerdings ſich mehrenden Verkehr auf dem Fluſſe. Gehn wir nach Oſten, ſo erſtreckt ſich eine weite Ebne, von niedern Hügellinien durchzogen, vielfach mit Waldung bedeckt, und von kleinen Flußthälern durchſchnitten, zuerſt der Latiner Land, dann der Rutuler, an die öſtlich und gen Norden der Volsker Wohnſitze ſich anſchließen, in eine Landſpitze auslaufend bei Antium, in ein Vorgebirge beim ſchroffen Circäum. Es iſt der Boden uralter Sagen, die zuſammenhangen mit der Mythengeſchichte von Roms Gründung. Da lagen Laurentum, des alten Latinus Hauptſtadt, Lavinium, von Aeneas gegründet, Ardea, des Rutulerkönigs Turnus Sitz, Antium, die mächtige Seeſtadt der Volsker: Orte, die jetzt bald bedeutendere, bald geringere Reſte bieten; weiter noch nach Südoſten die große verſumpfte pomptiniſche Ebne. Es iſt das Land des eigentlichſten Sitzes der böſen Luft und der Fieber. Laſſen wir nördlicher den Blick ſchweifen, ſo erhebt ſich vor uns, auf allen Seiten frei, aus der umgebenden Fläche die maleriſch abgeſchloſſene Gruppe des Albanergebirges, vulcaniſchen Urſprunges, mit eingeſtürzten Kratern, die nun tiefe Seen bilden, mit waldigen Berggipfeln und theils ſchroffen Wänden, theils ſanft ſich verflachenden Abhängen; mit vielen Städten, von denen auf der uns zugewendeten Seite Albalonga, eine latiniſche Pflanzſtadt, dann mächtig und über nachbarliche Orte herrſchend, von welcher das neue, nicht ferne in bequemerer Lage gegründete Albano den Namen hat; die neueren Orte Caſtel-Gandolfo und Marino, letzteres für Caſtrimönium gehalten, mit dem Verſammlungsort des latiniſchen Bundes, in waſſerreichem, romantiſchem Thal der Ferentina, erſteres

in maleriſcher Lage recht auf dem Rande des Kraters, deſſen Stelle jetzt der Albanerſee einnimmt. Wie ein Adlerhorſt, dicht unter der Spitze des Cavo, des höchſten Punktes der Gruppe, mit gleichſam in den Felſen eingeklebten Wohnungen Rocca di Papa, für Fabia oder die Albaniſche Arx genommen; auf ſchroff abgeſchnittener Felsmaſſe das ſtarke Tusculum, an deſſen Fuße das freundliche Frascati ſich gebildet; das moderne Monteporzio und Montecompatri mit benachbarten Klöſtern und nicht weit davon auf dem letzten beinahe vereinzelten Hügel Labicum, das jetzige Colonna. Höher hinauf, der großen nördlichen Bergkette zugewandt und die ganze Ebne überſchauend, die verfallene Veſte des alten Corbio, jetzt das einſame Rocca Priora. Dies iſt das Gebirge: überblicken wir aber zwiſchen ihm und Rom das Mittelland, ſo finden wir an der appiſchen Straße Bovillä und die Stätten mehrer Orte und großen Villen, darunter, der Stadt uns nähernd, Roma vecchia und, neue Ruinen neben alten, Capo di bove mit dem Burgthurme, der einſt zum Grabe diente der Tochter des Eroberers von Creta.

Und nun die nordöſtliche und nördliche Seite. In vielfachen Krümmungen ſtrömt die Tiber auf die Stadt zu, den aus den Sabinerbergen hervortretenden Anio aufnehmend bei der Stelle, wo man, dicht bei der Salariſchen Brücke, Antemnä annimmt, das Roms erſten Eroberungsverſuchen erlag. Das Land iſt überſtreut mit Ruinen von Landſitzen und Grabmälern, die bedeutendſten unter ihnen Tor Pignattara, wo das Grab der Kaiſerin Helena, und die Villa der Gordianer, die man Tor de' ſchiavi nennt. Dann in weiterm Kreiſe eine ganze

Reihe alter Städte, mit der Nachbarſchaft des Albanergebirges beginnend, zwei albaniſche Colonien, Gabii und Collatia, oft genannt in Roms älteſter Geſchichte, durch Reſte und Eigenthümlichkeit der Lage bezeichnet; ſpurlos verſchwunden Cänina und Cruſtumerium, Nomentum kenntlich in dem jetzigen Mentana, in der Nähe des modernen Monte Rotondo, beide gelehnt an die Gruppe abgeriſſener Vorhügel der Sabinerkette, welche Corniculum, Medullia, Ameriolum trugen, wo jetzt Monticelli, Colle Ceſi, Sant' Angelo. Endlich die große Gebirgskette ſelbſt, die in gewaltigen Maſſen der Ebne eine Wehr nach Norden bildet, ſoweit wir ihre zackigen Häupter überblicken können, einſt getheilt unter die Völker der Herniker, der Aequer und Sabiner, vom tiefen Thal des Anio durchſchnitten und den kleinern ſeiner Nebenflüſſe. Viele Städtchen liegen an den Abhängen der Wand, die wir vor uns ſehn: gegenüber den an die Albanerhügel ſich anlehnenden Volskerbergen, von denen man, das nördliche Gebirge vom Aniothale her überſteigend, einen herrlichen Anblick hat, Olevano, Paliano, Genazzano, Cave, die letztern drei Colonneſiſche Ortſchaften, das feſte Paleſtrina, als Präneſte eine der älteſten und bedeutendſten Städte des Landes, Poli, das man für Bola hält; auf den Vorhöhen Zagarolo und Gallicano, letzteres das alte Pedum; am Gebirge dann, zwiſchen ragenden Höhen eingeklemmt, das waſſerreiche Tivoli, hierauf Palombara und Monte Libretti, im Mittelalter entſtandene Orte; Correſe, die berühmte Sabinerſtadt Cures, die man dem Tatius, dem Numa Pompilius, dem Ancus Martius als Heimat anzuweiſen pflegt, die aber Virgil ſchon „die arme" nannte. Hier zieht ſich nördlich das Gebirge nach Rieti

zu und dem Winkel, den die Flußthäler des Velino und der Nera bilden, wo der Name der Sabiner aufhört und übergeht in den der Umbrer.

Wir sind bisher auf dem linken Flußufer geblieben. Es ist der Schauplatz der früheſten Eroberungen Roms: der sagenhafte Ursprung der Stadt hat hier seinen Boden, die früheſten Ansiedelungen ihre Stätten. Wenden wir uns westlich nun zur etruskischen Seite. Hier, wo die scharf gezeichnete Kuppe des Soracte uns entgegentritt, kämpfte Rom seinen härteſten Kampf, mit der gefährlichen Nebenbuhlerin Veji; von dieſer Seite war der Andrang der Bundesgenoſſen der Tarquinier. Der Monte Mario hemmt die westliche Aussicht: wo er ausläuft, tritt eine Hochebne zu nahe vor an die Stadt. So kommt man um den Anblick der fernern Berge. Nicht gleiches Intereſſe wie auf der latiniſchen Seite hat hier im Allgemeinen das Land: aber es ſchließt doch das reizende Thal von Veji in ſich und den Sabatiniſchen See, den man gewöhnlich nach dem Oertchen Bracciano benennt; das im Mittelalter wichtige Galera, und das alte Cäre mit dem etruskiſchen Küſtenland.

Das iſt es, was man von dem Petersdom überblickt; Es iſt das Land, auf deſſen Eroberung Rom dreihundertfünfzig Jahre verwandte; es iſt der Boden, auf dem es ſich vorbereitete und übte zur Eroberung des größten Theiles der damals bekannten Welt.

Von dieſer Höhe aus kann man noch einen Blick in die Kirche werfen. Wie verſchwindet, von hier aus geſehen, die Maſſe des erzenen Baldachins über dem Hochaltar, obgleich er eine Höhe von etwa 87 Fuß hat! Wie getaucht in ein duftiges Lichtmeer erſcheint der koloſſale

Raum, indem die leuchtenden Sonnenſtrahlen einfallen durch die Fenſter der Kuppel und die goldnen Muſive erglänzen machen in heitrer Farbenpracht.

Zu allen Tageszeiten, bei jeder Beleuchtung iſt die Kirche herrlich. Welche Glorie, wenn am Oſterfeſte die Frühlingsſonne ſie erleuchtet, während die unvergleichliche Pracht und Würde des päpſtlichen Hofes in ihr ſich entfaltet und die ernſten Poſaunen den feierlichſten Moment des Hochamtes verkünden. Wer aber in ſich aufnehmen will den ergreifendſten Eindruck ihrer Größe, muß bei Sonnenuntergang in ſie treten. Schon iſt ein großer Theil in Dämmerung gehüllt, nur die Tribüne, wo umgeben von den bronzenen Rieſengeſtalten der Kirchenväter der Stuhl Petri ſteht, ſchimmert noch in gelbem Lichte und helle Streifen fallen durch die Kuppel ein. Ringsumher wird's grauer und grauer, alles Detail verſchwindet und nur die gewaltigen Maſſen der Pfeiler und Bogen ſtehn da, ſcheinbar wachſend in der ſchwindenden Beleuchtung. Alles Licht vereint ſich um den Hochaltar, wo um des Apoſtels Grab die ſtillen Lampen brennen und auf das vergoldete Erz der gewundenen Säulen des Baldachins einen unſichern Schimmer werfen. Wenige vereinzelte Beter knien an dem marmornen Geländer. Schon ermißt das Auge den Raum nicht mehr, deſſen Grenzen verhüllt ſind. Da ertönen, erſt ferner, dann näher, die Stimmen der Kirchendiener und mahnen an's Scheiden.

Wir ſtiegen die Laterne hinan, und aus dem innern Raum des Daches derſelben in die Metallkugel, die das Kreuz trägt. Großes Intereſſe hat dieſer Theil nicht: indeß muß man hinauf, um dageweſen zu ſein. Es

geht mit vielen Dingen ſo. Zum Kreuze ſelbſt kann man jetzt nicht mehr gelangen: der mit dem Hinaufſteigen verbundenen Gefahr wegen iſt es ganz unterſagt worden.

Papſt Gregor XIV. ließ die Laterne errichten und mit dem Kreuze ſchmücken. Die Höhe vom Fußboden der Kirche bis zur Spitze beträgt 593, nach andern Angaben 611 römiſche Palm. Mehr denn hundertvierzig Jahre waren bis dahin vergangen, ſeit unter Nicolaus V. der Anfang des Baues der Peterskirche gemacht ward: ſechsunddreißig Jahre darauf (1626) weihte Papſt Urban VIII. die vollendete Baſilika ein.

Es iſt die größte und, aller ihrer Fehler ungeachtet, die impoſanteſte Kirche der Welt. Und nirgend ſo wie hier empfindet man die Bedeutung der Worte, die in koloſſalen Lettern in goldenem Moſaik im innern Umkreiſe der Kuppel prangen:

TU ES PETRUS
ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO ECCLESIAM
MEAM ET TIBI DABO CLAVES REGNI COELORUM.

Zweiter Brief.

Industrie, Handel und Schifffahrt.

Der Zustand der Industrie und des Handels im Kirchenstaat ist bei mehrfachen Veranlassungen schon Gegenstand der Betrachtung gewesen*). Wenn ich, auf diesen Gegenstand zurückkommend, eine gedrängte allgemeine Uebersicht der gegenwärtigen gewerblichen und kommerziellen Zustände des Landes versuche, so folge ich dabei in der Hauptsache den Resultaten, welche sich aus den detaillirten Mittheilungen in den unlängst erschienenen Cenni economico-statistici sullo stato pontificio von Angelo Galli, Hauptbuchhalter im Finanzministerium, ergeben. Positive und ganz genaue Angaben über die Industrie sind indeß auch in diesem Werke nicht enthalten. Die Regierung selbst besitzt nur einzelne Materialien, die noch einer Zusammenstellung und Anordnung bedürfen. In den Jahren 1825 und 1826 ging man daran, diesen Stoff zum Behuf einer industriellen Statistik zu sichten, und zwei der obern Beamten der Zollverwaltung wurden mit dieser Arbeit beauftragt; aber die

*) Röm. Briefe I. 267—298.

Sache blieb liegen und das gesammelte Material kam erst jetzt Galli zu gute. Was die Stadt Rom betrifft, so hat man über den Zustand und die Zahl der Manufakturen und Fabriken, die Zahl der Handwerker, den Werth des rohen Materials und der Produktion, im Ganzen ziemlich vollständige Angaben, desto ungenauere aber für die Provinzen. So kann denn die Uebersicht und Schätzung immer nur eine approximative sein.

Die Zahl der gegenwärtig in Rom vorhandenen Fabriken beläuft sich auf 394, in welchen 6310 Arbeiter beschäftigt sind. Der Werth des in denselben verbrauchten Materials, mit Einschluß aller sonstigen Ausgaben, wird auf 2,185,177 Scudi angegeben, jener der Produktion auf 2,453,011 Scudi. Diese Summen sind indeß keineswegs die richtigen, denn es fehlen manche Industriezweige, z. B. die der Horndrechsler, Lein- und Hanfweber, Destillirer, Metallarbeiter u. s. w., nebst der Bezeichnung des Werthes. Für die Provinzen sodann sind so wenige Details vorhanden, daß es unmöglich ist, eine statistische Uebersicht zu geben. Mit den einzelnen Gegenständen zu beginnen, so finden wir vorerst die Wollenzeuge. Manufakturen von einiger Bedeutung gibt es in Rom, Bologna, Perugia, Spoleto, Norcia, Pergola, Matelica, Alatri. Früher war diese Fabrikation einigermaßen thätiger, nahm aber ab, wie beinahe allerwärts in Italien, weil man weder in Hinsicht der Güte, noch in der des Preises mit ausländischen Produkten die Concurrenz aushalten konnte, und weil man bei den alten Methoden verharrte, während anderwärts von Jahr zu Jahr Verbesserungen eingeführt wurden. Auch auf die Schafzucht hatte dies einen nachtheiligen Einfluß, und man

verſichert, daß mit der Abnahme der Wollentuchfabrikation die hie und da eingeführte Merinoszucht meiſt rückgängig ward. Eine im Jahr 1835 von der Regierung ausgeſetzte Prämie hat nicht viel genutzt, und ſo ſteht gegenwärtig der Kirchenſtaat auch dem benachbarten Toscana nach, wo dieſer Induſtriezweig, wie ich bei andern Gelegenheiten bemerkte, neuerdings immer mehr in Aufnahme kommt, wenn man ſich auch, was feine Fabrikate betrifft, ſchwerlich mit andern Ländern wird meſſen wollen und können. Seidenfabriken beſtehen in der Hauptſtadt, in Bologna, Perugia und Camerino; in Faenza gibt es vielleicht die größte Spinnerei Italiens; Ancona, Peſaro, Forli, Fano, Oſimo, Rimini und andere Städte der Romagna und Marken haben an dieſer Induſtrie Theil. Es wird im Kirchenſtaat vortreffliche Seide gewonnen, und die von Foſſombrone gilt für die beſte in Italien. Der größte Theil der rohen Seide aber, nebſt einer bedeutenden Quantität gezwirnter, geht in's Ausland, von wo man eine Menge Zeuge beziehen muß. Auch hier geht's wie beim Wollentuch: franzöſiſche und Florentiner Seidenſtoffe ſind ſchöner und wohlfeiler als die einheimiſchen.

Die Produkte der Ledergerbereien reichen einestheils zum Bedarf nicht hin, anderntheils ſtehen ſie den aus der Schweiz, Frankreich, Teutſchland und Rußland eingeführten nach, obgleich in den ſüdlichen Provinzen, wo das Vieh ſo zu ſagen das ganze Jahr über im Freien bleibt, vorzügliches Leder gewonnen werden müßte. Die Handſchuhfabrikation iſt gering und ſteht ſelbſt beiweitem unter der neapolitaniſchen, welche wiederum mit Frankreich keinen Vergleich aushalten kann. Das Pergament iſt

gut, dennoch kommt aus dem Königreich Neapel, namentlich aus Sulmona und Arpino in den Abruzzen, beſſeres und wohlfeileres, während einheimiſches, beſonders von Fabriano, nach der Lombardei ausgeführt wird. Die Sitte der Pergamenteinbände für Bücher, worin die römiſchen Buchbinder excelliren, während ſonſt ihre Leiſtungen ſehr mäßig ſind, veranlaßt einen ziemlich ſtarken Verbrauch. Die in der Hauptſtadt gelieferten Darmſaiten für muſikaliſche Inſtrumente ſind überall berühmt; ſeit Jahrhunderten beſitzen einige römiſche Familien das Monopol durch päpſtliche Vergünſtigung. Die Leimfabriken thun es dem Auslande weder in Hinſicht der Güte noch der Preiſe gleich. Wachslichter werden in Rom, Bologna, Fuligno, Ancona und anderwärts geliefert, von mäßig guter Qualität, meiſt aber von fremdem Wachs, weil im Staate die Bienenzucht vernachläſſigt iſt. Auch Stearinkerzen werden fabrizirt. Immer aber noch führt man dieſe Artikel aus dem Auslande ein. Unter den Talglichtern nennt man die von Spoleto als die beſſern. Die Fabrikation der Filz- und Seidenhüte hat namentlich in der Hauptſtadt bedeutende Fortſchritte gemacht, und von den erſtern werden einige tauſend nach dem Neapolitaniſchen und Toscana geſandt.

Früher gingen bedeutende Summen nach Neapel und Genua für Mehlteigſorten aller Art, jetzt iſt die Fabrikation derſelben im Kirchenſtaat ziemlich ausgedehnt, und man baut zu dieſem Zwecke den harten Weizen von Manfredonia und Taganrog, deſſen Saatkorn man indeß von drei zu drei Jahren erneuern muß, weil er im römiſchen Boden ausartet. Stärkmehl wird in hinlänglicher Menge produzirt, neuerdings auch aus Kartoffeln. Die Seife

iſt im Durchſchnitt ſehr gewöhnlicher Qualität und man braucht gegen 100,000 Pfund aus dem Auslande, während man bei dem Reichthum an Oel mit dieſem leicht concurriren könnte. Die beſte Fabrik iſt beim Ponte Lagoſcuro im Ferrareſiſchen. So iſt auch die Fabrikation der Hanfſeile ſehr vernachläſſigt, ungeachtet vortreffliches Material vorhanden iſt, welches einen einträglichen Ausfuhrartikel bildet. Die Leinwand- und Hanfwebereien kommen kaum in Betracht. Wendete die Induſtrie ſich dieſen letztgenannten Gegenſtänden zu, ſo würden die Handelsverhältniſſe ſich bald um Vieles vortheilhafter ſtellen als jetzt, wo der rohe Stoff ausgeführt wird. Im Verhältniß zum Bedürfniß ſind auch die Baumwollenwebereien ganz unzulänglich, namentlich ſeit die Manufaktur bei den diokletianiſchen Thermen in Rom, welche einmal gegen 2000 Arbeiter zählte, einging, weil ſie, wie gewöhnlich, die Concurrenz mit dem betriebſamern Auslande nicht auszuhalten vermochte. Jetzt ſcheint man kaum noch irgendwo das Weben und Färben zu verſtehen. Seiden- und Leinentreſſen werden in Rom gearbeitet. Einer der wichtigſten Artikel ſind die Papierfabriken. Die Zahl der im Staate befindlichen beträgt gegen ſiebzig, von denen indeß die meiſten beſchränkt ſind. Das beſte Papier wird in Rom, Fuligno, Fabriano, Chiaravalle und Jeſi (letztere drei Orte in den Marken) geliefert, und kommt auch namentlich das Schreib- und Zeichnenpapier dem engliſchen und ſelbſt dem franzöſiſchen nicht gleich, ſo iſt es doch ungleich beſſer als früher, und unter den Druckpapierſorten iſt namentlich die ſchwere von Fabriano ſehr und mit Recht geſchätzt. Die päpſtliche Fabrik in Rom verfertigt ſeit einiger Zeit Maſchi-

nenpapier. Feines Schreib- und Zeichnenpapier kommt aus England und Frankreich. Jährlich werden im Durchſchnitt 8 Millionen Pfund Lumpen eingeſammelt, wovon 5½ Millionen in den inländiſchen Papierfabriken verwandt, das Uebrige ausgeführt wird, welche Ausfuhr gegenwärtig vom Gouvernement in Pacht gegeben worden iſt. Die im Staate verarbeitete Maſſe gibt 16,666 Ballen, deren Geſammtwerth man auf etwa 340,000 Scudi anſchlägt, mit Ausſchluß des ganz gewöhnlichen Packpapiers und der Pappdeckel. Eine Zuckerraffinerie iſt in Grottamare in der Mark, welche jährlich gegen 3 Millionen Pfund rohen Zuckers verarbeitet. Die Runkelrübenzuckerfabrikation ſoll ebendaſelbſt mit Erfolg betrieben werden. Die gleichfalls in Grottamare befindliche Süßholzfabrik ging ein, weil der Anbau der Pflanze mislang. Strohhüte, einſt ein Monopol Toscanas, werden namentlich im Bologneſiſchen und den übrigen Legationen in guter Qualität geliefert und ſelbſt ausgeführt.

Glasfabriken gibt es in Rom, Bologna, Ferrara, Rimini, Peſaro. Die in beiden letztern Städten ſind die vorzüglichſten. Fenſterglas kommt aus Poggio Mirteto in der Sabina, welche Manufaktur das Monopol beſitzt. Aber alle feine Waare kommt von außen. Glaspaſten für Moſaiken werden in der Hauptſtadt ſehr gut verfertigt, zum Theil aber aus Venedig eingeführt, wo ſie bekanntlich in größter Vollkommenheit hervorgebracht werden. Gereinigter Weinſtein wird in Ancona und Grottamare geliefert und zum Betrage von etwa 73,000 Scudi ausgeführt. Taback (Regie und an eine Geſellſchaft — Torlonia und Comp. — verpachtet) wird in drei großen Fabriken manipulirt; er wächſt zum Theil

im Staate, kommt aber auch von außen. Gerühmt werden die von der Administration gelieferten Sorten keineswegs, und da die Herbeischaffung fremden Tabacks mit manchen Umständlichkeiten verbunden ist, so hört man viel klagen; dennoch nimmt die Sitte des Rauchens unter allen Ständen auf eine erschreckende Weise zu, und alle Straßen werden mit schlechter Cigarren Qualm verpestet.

Es bleiben mir nun noch die Produkte des Mineralreichs, unter denen das Eisen obenansteht. Eisen findet sich an verschiedenen Orten, namentlich bei Monteleone und im Bezirk von La Tolfa im Viterbesischen. Mit letzterem hat man mancherlei Versuche angestellt, die aber nicht besonders gelangen; in den Bergwerken von Monteleone wurde einmal ziemlich thätig gearbeitet. Jetzt ruhen beide aber ganz und man bezieht das Mineral aus den reichen Werken von Rio auf Elba, zum Preise von 2 Scudi für 1000 Pfund. Die drei großen Schmelzen von Conca, Bracciano und Canino sind in nicht bedeutender Entfernung vom Meere und den Waldungen, und liefern während der Arbeitzeit täglich gegen 50,000 Pfund rohen Eisens. Vierzehn Eisenhütten finden sich in der Comarca und der Provinz Viterbo, an Stellen, wo viel Wasser und leichte Transportmittel sind. Sie liefern jährlich im Durchschnitt 2 Millionen Pfund halbrohen Eisens, welches sämmtlich in den südlichen Provinzen verbraucht wird, indem, bei der Theurung durch den Transport, die Märken und Legationen bei fremdem Eisen, das zum Betrage von 3,500,000 Pfund eingeführt wird, mehr ihre Rechnung finden. Das römische Eisen ist gut; es kommt nur darauf an, durch Einführung einer ver-

vollkommneten Schmelzmethode den Preis zu vermindern, so daß es, ungeachtet der Transportkosten, die Concurrenz mit dem fremden aushalten kann. In Bracciano hat man durch Annahme französischer Vorkehrungen einen glücklichen Anfang gemacht, und schon jetzt ist das halbrohe Eisen von 42 Scudi per 1000 Pfund auf 34 Scudi gesunken. In den einzelnen Zweigen der Eisenfabrikation findet sich übrigens immer noch ein beträchtliches Passivum, und nicht nur die meisten feinern Instrumente zum Behuf der Künste und Gewerbe, sondern selbst ein großer Theil der Ackerbauwerkzeuge, der Raspeln, Feilen, des Eisendraths, der Nägel u. s. w. werden eingeführt: Beweis genug, wie gering die Industrie in diesem wichtigen Zweige ist. Die bessern Gußeisensachen kommen aus Tivoli. An Luxusgegenstände hat man noch gar nicht, an die für den gewöhnlichen Hausbedarf sehr wenig gedacht. Bleiminen gibt's gleichfalls im Bezirk von La Tolfa, und sie wurden im vorigen Jahrhundert zweimal auszubeuten begonnen, aber bald wieder liegen gelassen. Jetzt kommt alles Blei aus dem Auslande, für den unmittelbaren Verbrauch schon vorbereitet. Schriftgießereien sind drei an der Zahl, in Rom und Bologna; sie haben in der neuesten Zeit ihre Leistungen vervollkommnet, aber die bessern Typen kommen aus Frankreich und zum Theil aus Genua. Vielleicht könnte bald auch Toscana an diesem Industriezweige Theil nehmen. Im Fache der Kupfer- und Messingarbeiten werden nur die gewöhnlichsten Gegenstände geliefert; unter den Erzgießereien ist die von dem Preußen Hopfgarten in Rom etablirte die vorzüglichste; die römischen Gold- und Silberschmiede sind sehr geschickt, dennoch kommen die meisten Bijouteriesachen aus Genf

und Paris. Eine große Stecknadelfabrik ist die des fürstlichen Hauses Albani in Urbino: sie liefert gegen 80,000 Pfund für das In- und Ausland. Die Nadelfabriken in Assisi reichen nicht für den Bedarf hin. Die Töpferarbeiten sind nur von der gewöhnlichsten Art, und Faenza, Pesaro, Urbino haben ihren alten Ruf verloren; man verfertigt an diesen und andern Orten Majoliken nach sogenannt englischer Sitte, aber es ist Alles Mittelwaare. Früher versandte man wol davon nach der Lombardei, jetzt aber, der dortigen höhern Einfuhrzölle wegen, nicht mehr. Alles feine Porzellan kommt aus Frankreich und England. Falsche Perlen und Mosaikgegenstände werden in Menge und vorzüglicher Qualität in der Hauptstadt gearbeitet. Sonstige Industriezweige kommen wegen ihrer geringen Bedeutung nicht in Betracht. Faßt man Alles zusammen, so stellt sich heraus, wie wenig günstig die industriellen Verhältnisse sind, und wie der Kirchenstaat gerade bei mehren der wichtigsten Bedürfnisse des gemeinen Lebens der Hülfe des Auslandes bedarf, während er zum Theil dem Auslande das rohe Material liefert. Es wird dadurch um so klarer, wie es eigentlich an nichts mehr mangelt, als an rechter Betriebsamkeit und dem festen Willen, durch Annahme der in andern Ländern mit glänzendem Erfolg in's Werk gesetzten neuen Erfindungen und Vervollkommnungen der Mechanik, mit diesen unter Aussicht auf Gelingen zu concurriren.

So viel über Gewerbe und Produkte. Täusche ich mich nicht, so geben diese Details mit ziemlicher Sicherheit an die Hand, worin eigentlich die Schwäche des Handels der päpstlichen Staaten besteht. Aus den Uebersichten, welche die Generaldirektion der Douanen anfer-

tigen läßt, ergibt ſich nicht blos eine beträchtliche Paſſivität des Verkehrs mit dem Auslande, ſondern der Umſtand, daß das Meiſte von dem, was ausgeführt wird, zu den Produkten der Agrikultur gehört und in rohem Zuſtand, folglich für den natürlichen Werth, das Land verläßt, während beinahe lauter verarbeitetete Gegenſtände (wenn man die Kolonialwaaren ausſchließt) eingeführt werden, zeigt, wie der Kirchenſtaat den fremden Ländern gegenüber in doppeltem Nachtheil ſteht. Das Misverhältniß iſt ſo groß, daß es für den Reichthum des Landes von noch ſchlimmern Folgen ſein würde, als gegenwärtig der Fall iſt, würde nicht durch andere günſtige Umſtände, die indeß der eigentlichen Induſtrie ziemlich fremd liegen, durch den unaufhörlichen Andrang der Fremden, welche in Rom ſehr bedeutende Summen in Umlauf bringen, durch Roms Verhältniß zur katholiſchen Welt, welches freilich in pekuniärer Beziehung jetzt nicht mehr ſeine ehemalige Wichtigkeit hat u. ſ. w., eine nicht unerhebliche Modifikation herbeigeführt. Stellt ſich auch das Gleichgewicht auf ſolche Weiſe nicht her, ſo wird doch der Abſtand verringert, freilich ohne daß Induſtrie und Handel deßhalb in eine poſitiv günſtigere Stellung verſetzt werden.

Aus den für die Jahre 1835 und 1836 nach den Liſten der Zollämter angeſtellten Berechnungen ergibt ſich, daß der durchſchnittliche Werth der in einem Jahre eingeführten Gegenſtände ſich auf ungefähr 8,200,000 Scudi, jener der Ausfuhr auf 7 Millionen beläuft, was ein Paſſivum von 1,200,000 Scudi bilden würde. Die Hauptgegenſtände der Einfuhr ſind: Felle und Pelzwerk, 417,000 Scudi; Wollenzeuge, 414,000 Sc.; Seiden-

zeuge, 284,000 Sc.; frische und gesalzene Fische, 524,000 Sc.; Oel, 390,000 Sc.; Baumwollenzeuge, 1,600,000 Sc.; Gummi, Harze, getrocknete Früchte u. s. w., 240,000 Sc.; Kolonialwaaren, 1 Mill. Sc.; Eisen, Kupfer und andere Metalle, roh und verarbeitet, 442,000 Sc.; Edelsteine und Gold und Silber, 120,000 Sc.; Instrumente, Waffen, Wagen u. s. w., 131,000 Sc.; Papier und Bücher, 204,000 Sc.; Modewaaren und Quincaillerie, 262,000 Sc. Bei einigen andern Artikeln, wo die Einfuhr nicht unbeträchtlich ist, hebt sie sich gegen die Ausfuhr wiederum auf. Die wichtigsten Ausfuhrgegenstände sind folgende: Vieh, 900,000 Sc. gegen eine Einfuhr von beinahe 600,000 Sc. an Werth; Wolle, 300,000 Sc.; gesponnene Seide, 550,000 Sc.; Getreide, 750,000 Sc.; roher Hanf und Flachs, 2,120,000 Sc.; Leinwand und Hanfgewebe, 534,000 Sc.; Schwefel, chemische Produkte und Farben, 378,000 Sc. gegen mehr denn 200,000 Sc. Einfuhr; Strohgeflechte, 126,000 Scudi. Dies sind die aus den Zolllisten hervorgehenden Zahlen: es fehlt aber viel daran, daß sie, namentlich was die Einfuhr betrifft, das richtige Verhältniß angäben. Denn es kommt hier natürlich der Schleichhandel nicht in Betracht. Wie bedeutend derselbe aber ist, ergibt sich aus den einfachsten Berechnungen.

Die südlichen Provinzen des Kirchenstaats, Patrimonium, Campagna, Maritima, Sabina und Umbrien, zählen eine Bevölkerung von 1,030,803 Seelen, die nördlichen, Marken, Romagna und das Bolognesische, 1,717,264, so daß das Verhältniß wie etwa 10 zu 17 sich stellt. Das Verhältniß der Waareneinfuhr müßte folglich ungefähr dasselbe sein; denn wenn man auch geneigt sein

möchte, zu Gunsten Roms, wo der Zulauf von Fremden den Verbrauch bedeutend mehrt, höhere Ansätze anzunehmen, so ist doch hinwiederum in Betracht zu ziehen, daß sonst, wenn man etwa Viterbo und Perugia ausnimmt, keine Städte von Wichtigkeit in dem diesseitigen Theile des Staates liegen, während die jenseitigen Provinzen deren eine beträchtliche Zahl aufzuweisen haben. Wie thätig in dem nördlichen Theile der Schleichhandel ist, ergibt sich z. B. aus den über die Einfuhr der Kolonialwaaren geführten Listen. In einem Jahre wurden 14,400,137 Pfund derselben verzollt, wovon beinahe 7 Millionen in den südlichen Provinzen, über 7½ in den nördlichen, welche, nach dem Verhältniß ihrer Einwohnerzahl, über 11 Millionen Pfund hätten brauchen müssen. Aehnliches findet bei den meisten andern Hauptartikeln der Einfuhr statt, bei den gesalzenen Fischen, Wollenzeugen, Seidenwaaren, Baumwollenzeugen und Leinwand, so daß man, wenn man den Verbrauch des einen und andern Theiles des Landes in Uebereinstimmung bringen will, das oben angegebene Passivum des Handels im Allgemeinen um wenigstens ein Drittel erhöhen muß, selbst ohne den Schleichhandel in den südlichen Provinzen in Anschlag zu bringen. Der Ueberschuß der Einfuhr würde sich dadurch auf ungefähr 5 Millionen Scudi stellen, was sowol an sich, als in Betracht des geringen Antheils der gewerblichen Thätigkeit, eine sehr beträchtliche Summe genannt werden muß.

Der Zustand der Marine ist in den letzten Jahren so ziemlich unverändert geblieben. Wenn man berechnet, daß, mit Einschluß der Contrebande, jährlich gegen 18—19 Millionen Scudi durch den Handel in Umlauf gesetzt

werden, ſo kann man ungefähr 1 Million für die Transportkoſten annehmen, welche größtentheils dem Verkehr zur See zu gute kommen. Fahrzeuge unter päpſtlicher Flagge nehmen aber an dieſem Verkehr verhältnißmäßig geringen Antheil. Die Mittelmeerküſte des Kirchenſtaats hat eine Ausdehnung von 157 Miglien, die adriatiſche von 198; an der erſtern zählt man jetzt 169, an der zweiten 1065 nazionale Fahrzeuge. Die ſchwache Bevölkerung der meiſt verpeſteten Strandgegenden des mittelländiſchen Meeres und der geringe Hang oder das geringe Geſchick der Bewohner für die Schifffahrt veranlaſſen dies auffallende Misverhältniß. Am wenigſten günſtig aber ſtellt ſich der Fiſchfang. Derſelbe wird im Mittelmeer faſt ganz von Neapolitanern betrieben, im adriatiſchen von den Bewohnern von Chioggia bei Venedig. Er iſt aber keineswegs ohne Belang, und wenn man die Quantität des Ertrages auf etwa 30 Millionen Pfund berechnet, ſo dürfte der Gewinn eine Million Scudi leicht um vieles überſteigen.

Papſt Leo XII., der während ſeiner nicht langen Regierung in ſo manchen Zweigen eine nicht gewöhnliche Thätigkeit entwickelte, trug ſich mit dem Gedanken, dieſen Uebelſtänden abzuhelfen. Im Arſenal von Civitavecchia ließ er Fiſcherboote bauen, welche unter ſehr annehmlichen Bedingungen an Unternehmer abgelaſſen wurden; überdies ſollten an verſchiedenen geeigneten Stellen der Küſte Fiſcherwohnungen errichtet werden. Aber nach des Papſtes Tode ließ man das Projekt liegen, welches übrigens einige Beachtung zu verdienen ſcheint, auch aus dem Geſichtspunkte der Nützlichkeit deſſelben für die Vermehrung der Bevölkerung der Campagna, da Ortſchaften, wie

Porto d'Anzo, Nettuno u. a., welche von der Aria cattiva weniger leiden, erweitert und als Centralpunkte benutzt werden könnten. — So wie jetzt die Sachen stehen, ziehen Neapolitaner, Sarden, Toscaner und Bewohner der österreichischen Küstenstaaten von der geringen Thätigkeit der päpstlichen Unterthanen Nutzen. In den jüngsten Tagen machte eine Expedition der päpstlichen Marine von sich reden, die Sendung nämlich des Kapitän Cialdi nach Egypten, mit einem Mistico (Fahrzeug), La Fedeltà, und zwei andern Fahrzeugen, S. Pietro und S. Paolo, zur Abholung der Alabastersäulen, welche der Vicekönig von Egypten zur Ausschmückung der neuen Paulskirche dem Papste geschenkt hatte. Die Brüche sind nicht weit von Großkairo; die Fedeltà fuhr den Nil hinauf bis zu den Katarakten. In der Vorhalle des Isistempels in Theben wurde der Name Gregor's XVI. in kolossalen Buchstaben in die Wand gehauen. Vier Leute der Mannschaft erlagen der Pest, darunter der Arzt der Expedition, Namens Ruga, und ein junger Bildhauer, Antonio Calvi. Nach einem in den Gewässern von Candia bestandenen heftigen Sturme, langte das kleine Geschwader glücklich an der Tibermündung an, und die Alabasterstücke wurden stromaufwärts zur Paulskirche geführt, wo man sie ausschiffte und wo ihnen jetzt die Hand des Steinmetzen Form und Glanz gibt. Sie sind von einem hellen, leuchtenden Steine, und bei ihrem Anblick kann man sich nicht der Erinnerung an der Römer alte Leidenschaft für Herbeischaffung der seltensten und kostbarsten Steinarten erwehren. — Der auch in Teutschland (ursprünglich durch Mittheilungen des verstorbenen Waiblinger) bekannten Improvisatrice Rosa Taddei,

welche ſeit längerer Zeit in Rom lebt, gab die Rückkehr der päpſtlichen Fahrzeuge Veranlaſſung zu einem Gedichte in Ottaverimen, welches freilich nicht immer poetiſch iſt, worin aber doch manche hübſche Sachen vorkommen. So wird in der Einleitung eine Vergleichung angeſtellt zwiſchen Roms hundertſchiffigen Flottenſendungen nach dem alten Egypten und der neueſten Meerfahrt: wie die Zeit vorüber ſei, wo römiſche weltliche Waffen den Erdkreis unterjocht —

Or riposa dai colpi il corpo infermo,
L'aquila che più al vol non si sostiene;
E ignudo pescator che non ha schermo
Altro che il raggio che da Dio gli viene,
Spinse d'Africa ai lidi il palischermo
Pace recando a le deserte arene;
E quelle arene a cui dà legge il Trace,
Di pace al grido rispondeano: pace. *)

Welche Gegengeſchenke der Papſt dem Vicekönig beſtimmte (ſie waren neulich im Vaticau ausgeſtellt), iſt durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden.

Ich kehre von dieſer Abſchweifung zum Handel zurück. Wenn die Verhältniſſe deſſelben nicht günſtig ſind, ſo würde

*) Den müden Leib raſtet jetzt von den Schlägen
Der Adler, der nicht mehr zum Flug ſich hebet;
Der arme Fiſcher, dem kein Schirm gewähret
Als nur der Stral, den ihm der Himmel ſendet,
Er läßt den Kahn Afrika's Küſten ſuchen,
Verkündet Frieden ſeinen ſand'gen Wüſten,
Und dieſe Wüſte, wo der Islam herrſchet,
Antwortet Frieden! ſeinem Friedensrufe.

man doch sehr irren und ungerecht sein, wollte man den Geist der Regierung der Päpste als die Ursache dieser Erscheinung bezeichnen. Ganz im Gegentheil hat dieser Geist sich schon im Mittelalter und später bei vielen Veranlassungen dem Handel sehr günstig gezeigt, und wenn auch beiweitem nicht alle ökonomischen Vorkehrungen und Einrichtungen bei den neuern Staatswirthschaftslehrern Gnade finden möchten, so geht doch aus allen Eifer und Streben nach Verbesserung hervor.

Es ist bekannt, daß der unsterbliche Gregor VII., neben andern Wohlthaten, welche die Civilisazion ihm verdankt, die von den Pisanern, damals der mächtigsten handeltreibenden Nation am Mittelmeere, entworfenen Schiffahrts- und Handelsgesetze, welche, bald vom Reiche gutgeheißen, den seefahrenden Völkerschaften zur Richtschnur dienten, zuerst im Jahre 1075 feierlich sanktionirte, und daß 65 Jahre später Honorius II. das Strandrecht verdammte, welches leider noch an vielen Orten ausgeübt wird. Die erste päpstliche Verordnung von großer Bedeutung in neuerer Zeit ist Clemens' VIII. Breve: Ex apostolicae servitutis officio, vom 8. März 1594, wodurch Ancona zum Freihafen gemacht ward, eine Verordnung, welche im Jahre 1732 durch Clemens XII. ausgedehnt wurde. Der erstgenannte Papst ermäßigte gleichfalls, nach dem Heimfall des Herzogthums Ferrara, die Zölle und Steuern, womit die Bewohner zur Zeit des letzten Herrschers aus dem Hause Este sehr bedrückt gewesen waren. Im Jahre 1630 erklärte Urban VIII. den Hafen von Civitavecchia für frei, was von Clemens IX., Innocenz XII. und Benedikt XIII. bei verschiedenen Ver-

anlaſſungen beſtätigt ward. Der Hafen von Civitavecchia wurde unter verſchiedenen Päpſten durch neue Werke erweitert und geſichert, iſt aber auch gegenwärtig noch keineswegs zu den guten und bequemen zu rechnen, obgleich noch in den letzten Jahren der regierende Papſt Arbeiten daſelbſt vornehmen ließ. Der von Innocenz XII. unternommene Verſuch einer Wiederherſtellung des Hafens des alten Antium hat leider nicht den gehofften Erfolg gehabt, weil der Herrſcher von ſeinen Untergebenen ſchlecht berathen und bedient ward. Für den Hafen von Ancona geſchah zu verſchiedenen Zeiten Vieles: Benedikt XIV. ließ den Trajaniſchen Molo herſtellen, wie der auf demſelben errichtete Triumfbogen bekundet, und das von Vanvitelli gleichzeitig erbaute Lazareth, ein Pentagon, iſt eines der beſten in Europa, wie ich ſelbſt, nachdem ich vor mehren Jahren andere Quarantaineanſtalten erprobt, zu erfahren Gelegenheit hatte. Die Zollgeſetze, anfangs ſehr verworren, namentlich was den Verkehr der einzelnen Provinzen miteinander betraf — ein Uebel, an welchem nicht blos der Kirchenſtaat krankte — wurden allmälig vereinfacht und verbeſſert. So hob Benedikt XIV. im Jahre 1748 den auf inländiſche Seiden- und Wollenzeuge und Leinwand bei ihrer Einfuhr in Rom gelegten Zoll auf; beſonders aber nahm Pius VI., der ſelbſt Finanzminiſter geweſen war, ſich dieſes Zweiges der Verwaltung an und unternahm eine Menge heilſamer Reformen. Er ſchaffte unter Anderm die Geleite (pedaggi) ab und fixirte zum erſtenmal genau die Grenze, indem er eine Reihe von Zollämtern errichten ließ. Seine großartigen Straßenbauten, darunter die Wiederherſtellung der Via Appia,

ſind allgemein bekannt. Ein neuer Zolltarif wurde unter ihm entworfen, gegen den freilich viel einzuwenden wäre. Die Einfuhr von Manufakturgegenſtänden, die keiner fernern Bearbeitung bedürfen, wurde mit ſehr hohen Zollanſätzen belegt, ebenſo die Ausfuhr roher Produkte aus dem Staate. Die Verhältniſſe des Tranſithandels wurden erſt damals geordnet. Einen neuen Zolltarif erließ Pius VII. im Jahre 1805. Nach der Wiedervereinigung der Legationen mit dem Reſt des Staates führte er ein allgemeines Zollſyſtem ein. Eine induſtrielle und Handelsſtatiſtik wurde unter ſeiner Regierung begonnen und unter Leo XII. fortgeſetzt, aber nicht vollendet. Der kleine Hafenort Fiumicino, an der durch Paul V. wiedereröffneten Tibermündung, wurde 1825 angelegt und iſt in erfreulichem Gedeihen. Für Rom iſt dieſer Hafen, nahe bei dem alten, von den Kaiſern Claudius und Trajan gebauten, von nicht geringer Bedeutung, und wird immer wichtiger werden, namentlich wenn man Mittel findet, die Tiberſchiffahrt zu erleichtern und mehr in Aufnahme zu bringen, was neuerdings ſchon theilweiſe durch die Stazionirung dreier Dampfboote geſchehen iſt, die zum Remorquiren der Schiffe bei der Bergfahrt beſtimmt ſind und ihren Dienſt gut verſehen. Wiederum ſchien ein neuer Zolltarif nöthig; er wurde unter der Regierung Pius' VIII. im Jahre 1830 publizirt und durch verſchiedene Erlaſſe Gregor's XVI. in einzelnen Punkten abgeändert. In wie weit er den Zwecken entſpricht, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. Ich bemerke nur, daß bei manchen Artikeln der Einfuhrzoll herabgeſetzt ward, während man z. B. den auf Wollentuch im Jahre 1835 bedeutend erhöhte. Zugleich mit dieſer

Maßregel wurden Prämien auf inländiſche Fabrikate eingeführt, wovon ich bereits ſprach. Die Geſetze gegen den Schleichhandel wurden ſehr geſchärft. Wie wenig ſie aber hinreichen, ihn zu unterdrücken, haben die obigen Bemerkungen über die Einfuhr ausländiſcher Produkte wol zur Genüge dargethan.

Dritter Brief.

Congregation und Collegium der Propaganda. Katholische Missionen. Nazionalcollegien und geistliche Bildungsanstalten.

Eine der interessantesten Anstalten Roms, eine Anstalt, welche mehr vielleicht denn andere geeignet ist, einen richtigen Begriff davon zu geben, in wie großartigem Sinne die römische Kirche ihren Charakter der Katholizität versteht und ihren Beruf erfaßt, und wie sie namentlich keinen Aufwand von Mühwaltung und von Zeit sich verdrießen läßt, wenn es darauf ankommt, für gegenwärtige wie für künftige Tage etwas Tüchtiges zu begründen, ist das Collegium de propaganda fide. Es war Papst Gregor XIII. (1572—1585), welcher zuerst die Idee, dem Missionswesen im Orient eine geregeltere Form und einen festeren Halt in der Hauptstadt der Christenheit zu geben, zur Ausführung kommen ließ, indem er drei Cardinälen, Carafa, Santorio und de' Medici (nachmals Großherzog Ferdinand I. von Toscana) die Inspection der auf die religiösen Angelegenheiten der Maroniten, Griechen, Kopten,

Aethiopier u. a. ſich beziehenden Dinge übertrug. In der Wohnung des Cardinals Santorio ſollten die Verſammlungen zur Beſprechung dieſer Angelegenheiten ſtattfinden. Viele tauſend Katechismen in orientaliſchen Sprachen wurden, zur Vertheilung unter jenen Völkern, auf Koſten des h. Stuhls gedruckt. Der Cardinal de' Medici, welcher den Sinn für Beförderung der Wiſſenſchaften von ſeinen berühmten Vorfahren geerbt und in ſeiner Villa auf dem Pincio, der jetzigen franzöſiſchen Kunſtakademie, eine orientaliſche Druckerei angelegt hatte, die ſpäter nach Florenz verpflanzt wurde, wo ſie noch gegenwärtig ſich befindet und gebraucht wird, war ein ſehr nützliches Mitglied dieſes Vereins, aus welchem die Congregation der Propaganda erwuchs, eine der wichtigſten unter den zahlreichen Congregationen, denen die Unterſuchung und Entſcheidung in den meiſten geiſtlichen, wie in vielen weltlichen Angelegenheiten anvertraut iſt. Dieſe Congregation wurde von Papſt Gregor XV. am 22. Juni 1622 geſtiftet, denn bis dahin ermangelten die Verſammlungen der mit der Ausbreitung des Miſſionsweſens beauftragten Cardinäle jener an eine beſtimmte Zeit gebundenen Form, welche bei der Abmachung laufender Geſchäfte weſentlich zu ſein ſcheint. Unter Gregor XIII., der für die Miſſionen großes Intereſſe zeigte, wie aus den in Rom durch ihn geſtifteten Collegien, aus den Bemühungen zur Re-Katholiziſirung des großentheils proteſtantiſch gewordenen Teutſchlands, und aus den Anſtrengungen hervorgeht, die gemacht wurden, um die chaldäiſchen Jakobiten, die Maroniten vom Libanon, die orientaliſchen Griechen in den Schoos der römiſchen Kirche zurückzuführen: wurde dieſem Zweige des apoſtoliſchen Amtes großer Eifer und

viele Theilnahme gewidmet. Auch unter Clemens VIII. (1592—1605), unter welchem die Wiedervereinigung der griechiſchen Kleinruſſen ſtattfand, deren Abfall neuerdings ſo viel reden gemacht hat. Dann aber nahm der Eifer ab, obgleich auch von Paul V. das Miſſionsweſen nicht außer Augen gelaſſen ward. Endlich ſtiftete, wie ſchon geſagt, Gregor XV. durch die Bulle Inscrutabili divinae providentiae die Congregation der Propaganda, zu deren Mitgliedern mehre der einflußreichſten Cardinäle jener Zeit ernannt wurden, Lodovico Ludoviſi, des Papſtes Neffe und erſter Miniſter, Maffeo Barberini, nachmals Urban VIII., Farneſe, Sauli, Hohenzollern u. a. Einmal monatlich ſollten die gewöhnlichen Sitzungen ſtattfinden.

Welchen Erfolg die Prediger des Evangeliums im fernen Orient, im Hindoſtan, ſelbſt in China und Japan gehabt, und wie namentlich die Geſellſchaft Jeſu von der Mitte des 16. Jahrhunderts an zur Verbreitung der chriſtlichen Lehre, nicht ſelten unter ungewohnten Formen und mit kluger (oft zu nachgiebiger) Benutzung der nazionalen Eigenthümlichkeiten und Charaktere, in jenen Ländern beigetragen, iſt allgemein bekannt. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts aber hatte in mehren dieſer Reiche eine heftige Reaction begonnen, deren blutige Spur wir bis in unſere Tage verfolgen können, und das Gedeihen der Miſſionen, an denen auch andere Orden, namentlich die Mendicanten, Theil nahmen, ward theils gefährdet, theils völlig zerſtört. Neben den Jeſuiten waren es u. A. die Carmeliter-Barfüßer, die ſich durch den bei dieſem frommen und gefahrvollen Geſchäft an den Tag gelegten Eifer beſonders auszeichneten. Die römiſche Kirche richtete nun verſtändigerweiſe ihr Hauptaugenmerk auf die Bildung von chriſt-

lichen Miſſionären unter den aſiatiſchen und afrikaniſchen Völkerſchaften ſelbſt, und daß dies Syſtem das richtige, ſcheint in unſerer Zeit der verhältnißmäßig geringe Erfolg zu beweiſen, welchen die von einem andern Geſichtspunkt ausgehenden und verſchieden eingerichteten proteſtantiſchen Miſſionen im Orient, die zum Theil über bedeutende pecuniäre Mittel verfügen können, bisher gehabt haben. Zur Erreichung des erwähnten Zweckes gründete Papſt Urban VIII. im Jahre 1627 das Collegium der Propaganda, welches nach ſeinem Namen Collegium Urbanum heißt und zur Wohnung und Unterweiſung der Alumnen aus nicht-chriſtlichen oder auch aus akatholiſchen Ländern, namentlich der Orientalen, beſtimmt iſt. Ein ſpaniſcher Prälat, Johann Baptiſt Vives aus Valencia, welcher die Geſchäfte der Infantin Iſabella, Statthalterin in den ſpaniſchen Niederlanden, beim h. Stuhl beſorgte, ſchenkte dazu ſeinen Palaſt, welcher am äußerſten Ende der Piazza di Spagna, wo damals der bewohnte Theil der Stadt aufhörte (die anſtoßende Straße Capo le Caſe hat von dieſem Umſtande den Namen), gelegen war, und vermachte der Anſtalt zugleich ein nicht unbedeutendes Einkommen in Renten. Der berühmteſte Architekt jener Zeit, Bernini, entwarf den Plan des neuen Gebäudes, welches auf dem durch verſchiedene Ankäufe erweiterten Vives'ſchen Grundſtück aufgeführt werden ſollte und welches, einen beträchtlichen Raum einnehmend, von allen Seiten iſolirt ſich erhebt. An der von ihm gebauten Façade lieſt man unter dem Barberiniſchen Wappen die Inſchrift: Collegium Urbanum de propaganda fide. Unter Papſt Alexander VII. wurde das Collegium ſodann vom Borromini beendigt, von welchem die hintere Seite

und die hineingebaute kleine Kirche herrührt, welche den h. drei Königen gewidmet ist. Die von dem Einen und dem Andern herrührenden Theile kann man leicht durch die Barberinischen Bienen und die Chigi'sche, von dem Hause della Rovere überkommene Steineiche unterscheiden, welche überall angebracht sind. An der ganzen Architektur ist nichts zu loben, am wenigsten an der Kirche und deren Façade, wobei Borromini sich allen Capricen seines abenteuerlichen und schlechten Geschmacks hingegeben hat. Im Innern ist das Gebäude geräumig und ermangelt nicht einer gewissen Großartigkeit. Die nach der Piazza di Spagna zu gelegenen Gemächer des ersten Stockwerks, zu den Versammlungen der Congregation bestimmt, sind groß und mit geziemender Pracht eingerichtet; dort ist gleichfalls das Secretariat, während die Wohnungen des Cardinalpräfekten (von Papst Leo XII. eingerichtet und zuerst vom regierenden Papst bewohnt, als er diese Präfektur bekleidete) und des Secretärs, wie das Archiv sich im zweiten Geschosse befinden. Der Rest des Gebäudes wird durch die verschiedenen Locale für das Personale des Collegiums, die Zellen der Alumnen, mehre Säle u. s. w. eingenommen.

Das Collegium ist auf jede Weise würdig ausgestattet. Nachdem in den Revoluzionszeiten die Bibliothek zerstreut worden war, wurde die neue durch Vermächtnisse begründet. Bibliothekar an derselben war noch vor kurzem P. Drach, jetzt an der Bibliothek zu Versailles und Verfasser eines Werkes sur le divorce dans la synagogue, wie anderer gelehrten Schriften. Das Museum ist ein Legat des Cardinals Stefano Borgia von Velletri, der erst Secretär, dann Präfekt der Propaganda

war und 1804 zu Lyon ſtarb, als er Pius VII. zur Krönung nach Paris begleitete. Der gelehrten Welt iſt er namentlich als Verfaſſer der auch jetzt noch ſehr werthvollen Streitſchriften über die Anſprüche des h. Stuhls auf die Lehnsoberherrlichkeit im Königreich beider Sizilien und der hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten von Benevent bekannt, in welcher letztern Stadt er längere Zeit als Delegat lebte, und deren Geſchichte und Alterthümer in ihm einen trefflichen Erläuterer gefunden haben. Dies Muſeum enthält eine Menge orientaliſcher Handſchriften, beſonders werthvolle koptiſche Manuſcripte, welche neuerdings dem berühmten Peyron reiche Ausbeute lieferten, eine Menge Curioſa, worunter die Weltkarte, auf welcher Papſt Alexander VI. die Demarcationslinie für die ſpaniſchen und portugieſiſchen Entdeckungen zog, eine große Sammlung ſeltener Münzen, geſchnittener Steine und farbiger Gläſer aus den Catacomben. Eine ſo nützliche wie bemerkenswerthe Anſtalt iſt die gleichmäßig mit dem Collegium verbundene wie von der Congregation abhangende Polyglotten-Typografie, die mit dem daran ſtoßenden Verkaufslocale ſich in dem hintern Theile des Erdgeſchoſſes befindet und vor kurzem erweitert und verſchönert ward. Eine große Menge ſchöner und wichtiger Werke, namentlich in orientaliſchen Sprachen, und beſonders viele Elementarbücher in dieſen letztern und Bücher zum Behufe des religiöſen Unterrichts ſind aus dieſer Druckerei hervorgegangen, welche auch gegenwärtig eine lobenswerthe Thätigkeit an den Tag legt und vor kurzem ein Heft Schriftproben herausgegeben hat, welche ebenſowol für ihren Reichthum wie für die treffliche typografiſche Ausführung Zeugniß ablegen. Ein Cardinal (häufig der Prä-

fekt der Congregation) ist Präfekt der Typografie, deren eigentliche Leitung einem Gelehrten anvertraut ist, jetzt dem Monsignor Antonino de Luca, einem Sizilianer, der sich als Herausgeber der Zeitschrift: Annali delle scienze religiose einen geachteten Namen gemacht hat. Der berühmte Leo Allatius von Chios, welcher 1669 starb und sich um die Kenntniß des orientalischen Kirchenwesens großes Verdienst erwarb, und der Abate Cancellieri, der eine so unermeßliche Büchergelehrsamkeit besaß, daß sie, wenn er über einen Gegenstand schrieb (und er hat über Vieles geschrieben, über die Peterskirche und Christof Columbus, über die Capitolsglocken und den Titel Don und Dom, über die Bequemlichkeit der italienischen Uhr und die Malaria, und der Himmel weiß, über was nicht), ihm wie seinen Lesern unbequem wurde, indem beide nicht wußten, was sie damit machen sollten; führten einst, manche andere Männer von Verdienst nicht zu nennen, die Aufsicht über die Druckerei der Propaganda.

Papst Urban VIII. ernannte anfangs drei Canonici der drei patriarchalischen Basiliken zu Administratoren des Collegiums mit der Befugniß, den Rector und die übrigen Beamten zu wählen. Im J. 1641 aber übertrug er die Direction ausschließlich der Congregation der Propaganda, von welcher der Präfekt der Studien ernannt zu werden pflegt. Durch den genannten Papst und seine Nachfolger wurden dem Collegium vielfache Begünstigungen und Privilegien zu Theil, abgesehen von der bedeutenden Vermehrung der Einkünfte desselben. Wie an den Universitäten, wurde auch hier vom Rector der Doctorgrad ertheilt. Nachdem die Anstalt, an welcher zuerst Theatiner lehrten, gegen 180 Jahre lang bestanden, droh-

ten die revoluzionären Bewegungen am Ende des vorigen Jahrhunderts und ihre Folgen sie gänzlich zu vernichten. Im J. 1798, bei der ersten Invasion, wurde das Collegium aufgehoben; nach Pius' VII. Thronbesteigung richtete man es in einem andern Local, bei den Signori della Missione, vorläufig wieder ein; im J. 1809 unterdrückte ein Decret der französischen Regierung es völlig, wobei auch die Druckerei durch Einschmelzung von Typen und Matrizen sehr zu Schaden kam. Nachdem der Papst seine weltliche Herrschaft wiedererlangt hatte, trafen von allen Seiten junge Leute in Rom ein, welche die Absicht hatten, sich dem Missionswesen zu widmen: auf eine Zeitlang brachte man sie anderwärts unter, bis im J. 1817 das Collegium Urbanum förmlich wiedereröffnet ward. Seit dem J. 1836 steht es unter der Leitung der Gesellschaft Jesu, von welcher zu diesem Behufe außer dem Rector vier Väter und sechs Brüder als Coadjutoren deputirt sind.

Die Gesammtzahl der Zöglinge des Collegiums belief sich im Frühling 1843 auf 98, von denen der jüngste vierzehn, der älteste zweiunddreißig Jahre zählte. Neun von denselben hatten bereits die Priesterweihe erhalten. Diese Zöglinge vertheilten sich folgendermaßen hinsichtlich ihrer Nazionalität. Armenier waren 4, Aleppiner 2, Syro-Maroniten 5, Perso-Chaldäer 3, aus Betlehem 1, Smyrnioten 5, Georgier 1, Cyprioten 1, aus Goa 1, aus Madras 1, Peguaner 2, Chinesen 7, Abyssinier 2, Kopten 1, Constantinopolitaner 2, Bulgaren 2, Albanesen 8, Griechen und von griechischer Abstammung 6, Dalmatiner 1, von Gibraltar 1, Franzosen 1, Engländer und Schotten 7, Irländer 6, Holländer 4, Teutsche 6,

Schweizer 3, Polen 1, Schweden 1, Nordamerikaner 11, Südamerikaner 1, von Prinz Edward's Inseln 1*). Sechs Monate nach ihrem Eintritte legen die Zöglinge den Eid ab, sich dem Dienste der fremden Missionen widmen zu wollen. Die gewöhnliche Zeit der Erziehung ist zehn Jahre, den Umständen gemäß aber auch oft weit kürzer. Nach Ablauf der Studien und nachdem sie die Priesterweihe erhalten, werden die jungen Leute mit Mitteln versehen, in ihre Heimat zurückzukehren, um dort ihrem Berufe zu leben. Will man sie nach andern Ländern senden, so ist dazu ihre Einwilligung erforderlich. Wie nun diese Missionäre ihr Amt verwalten, wie sie ihre Sendung begreifen, darüber ist unter allen Denen, die im Orient gereist sind, nur Eine Stimme. Die Entsagung, die Liebe und Demuth, der Gehorsam, die Ausdauer, die Selbstverleugnung und Aufopferung alles Irdischen, die

*) Ich setze die Namen der Orientalen her.

Armenier: Jos. Arakial, Jos. Devriscian, Gregor Holas, Joh. Marusci; Aleppiner: Basil Abdo, Gabriel Hindie; Syro-Maroniten: Abdallah Asseman, Jos. Churi, Habbas Dahda, Franz Gazno, Bern. Tohmé; Perso-Chaldäer: Georg Barscinu, Jos. Guriel, Hieronymus Hindi; aus Betlehem: Abdallah Comandari; aus Smyrna: Michael Castelli, Carl Missir, Paul Primi, Demetrius und Nicolaus Rosvani: Georgier: Jos. Kanemow; von Cypern: Michael Cirilli; Peguaner: Paul Kalà, Mose Ngàu; Chinesen: Joach. Kud, Franz Leang, Matthäus Li, Matthäus Liên, Paul Liêu, Joh. Mong, Joh. Bapt. Vang; Abyssinier: Zacharias Cahen, Gabriel Olde Balda; Kopte: Franz Sciata. — Die beiden Zöglinge aus Goa und Madras sind portugiesischen und englischen Ursprungs.

völlige und unbedingte Hingebung für einen großen Zweck, kurz die Eigenschaften, die wir bei dem vom wahren Geiste seines Berufes durchdrungenen katholischen Priester finden, gehören dazu, um so ernste Pflichten unter oft so geringen und gefahrvollen Verhältnissen zu erfüllen, um, von einem feindlichen Volke umgeben, ein Fremder in der eigenen Heimat zu sein, um Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art zu ertragen, die nicht selten schon in jugendlichen Jahren den Körper aufreiben, um unstät zu ziehen von Ort zu Ort, oft ohne eine sichere Stätte, wo das müde Haupt sich niederlegen kann, um endlich dem Tode selbst unverzagt ins Auge zu schauen.

Die in europäischen Ländern verweilenden Missionäre sind gehalten, wenigstens einmal im Jahre, die außerhalb Europa's befindlichen alle zwei Jahre ausführlichen Bericht über ihr Wirken abzustatten. In verschiedenen Ländern gibt es Schulen, welche unter ihrer Leitung stehen: man nennt deren sechs in Egypten, vier in Illyrien, zwei in Siebenbürgen, ebenso viele in Albanien und auf den griechischen Inseln des Archipels. In Neapel gibt es noch ein besonderes Collegium für chinesische Candidaten des Missionsamtes. Im Collegium zu Rom wird in der chinesischen, armenischen, hebräischen, arabischen, griechischen Sprache Unterricht ertheilt. Die Sprachproben, welche jährlich am Feste der Epifanie öffentlich abgelegt werden, sind allgemein bekanut und haben namentlich in den letzten Jahren eine solche Menge Zuhörer angelockt, daß der Raum nicht mehr für dieselben hinreicht. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, diese verschiedenen Sprachen und Mundarten des Orients und Occidents in rascher Folge einander abwechseln zu hören: die weichsten

und verſchwimmendſten Töne, in denen beinahe nur Vocal auf Vocal zu folgen ſcheint und die wie ein mattes Glockengeläute klingen, neben rauhen, ſchnarrenden, uncultivirten Kehllauten, eintöniges Singen neben der ſchönen lebendigen Melodie der klaſſiſchen Sprachen. Dürfte man aber von der Ausſprache und Betonung mancher Sprachen des Occidents auf die der orientaliſchen ſchließen, ſo wäre man nicht immer ſicher, dieſelben gut vortragen zu hören. Ueberdies kommen manche Seltſamkeiten vor, ſo vernahm man das letztemal neben dem gewöhnlichen Teutſch auch ſogenanntes Alt- und Schweizerteutſch, und die italieniſchen Sonette und Versi sciolti, die von einem Schotten und einem Irländer vorgetragen wurden, waren gerade nicht geeignet, als lingua toscana in bocca romana zu figuriren.

Die Einkünfte der Propaganda belaufen ſich auf ungefähr 80,000 bis 90,000 Scudi, von denen 24,000 von der päpſtlichen Kammer beigeſteuert werden. Die Unterhaltung der Alumnen des Collegiums koſtet gegen 18,000 Scudi, der Reſt wird auf die Miſſionen verwandt, nachdem die ſehr bedeutenden Koſten für das zahlreiche Adminiſtrationsperſonal abgezogen ſind. Wie viel nun jährlich den Miſſionen ſelbſt zu gute kommt, iſt nicht bekannt und wechſelt wahrſcheinlich nach Umſtänden und Mitteln.

Neben dem Collegium der Propaganda kommen aber in Rom noch die Nationalcollegien in Betracht, welche namentlich zur Zeit gegründet wurden, als der wiedererſtarkende Katholizismus den Kampf gegen den Proteſtantismus unternahm und dieſem in Teutſchland das Uebergewicht, welches er zu erlangen drohte, mit Erfolg

ſtreitig machte, während er ihn in Frankreich ganz zurückdrängte und die reformatoriſchen Regungen im Süden Europa's vernichtete. Daß dieſe Beſtrebungen weſentlich vom Jeſuitenorden ausgingen, braucht nicht erſt in Erinnerung gebracht zu werden. Das Collegio Germanico-Ungarico wurde urſprünglich von Papſt Julius III. auf Veranlaſſung des h. Ignaz von Loyola, der namentlich durch den Legaten in Teutſchland, den bekannten Cardinal Moroni, unterſtützt ward, im J. 1552 geſtiftet, aber 1575 von Gregor XIII., der in dieſem Zweige eine außerordentliche Thätigkeit an den Tag legte, erneut, reichlich dotirt und zur Aufnahme von 158 Zöglingen beſtimmt. Nach mancherlei Schickſalen, die mit der Aufhebung des Jeſuitenordens in Verbindung ſtanden, wurde dies Collegium im J. 1798 geſchloſſen und erſt 1818 wieder eröffnet, wobei freilich die meiſten Beſitzungen, unter andern Kirche und Wohnhaus von S. Apollinari, verloren blieben. Die Zöglinge wohnen ſeit 1824 im Profeßhauſe der Jeſuiten bei der Kirche Geſù, und ſind ungefähr ſechzig an der Zahl. Ihnen gehören die alten Kirchen Sto. Stefano Rotondo auf dem Cälius und S. Sabba auf dem Aventin, wohin man ſie häufig in doppelten Reihen in ihrer rothen Tracht wandern ſieht. Das Collegio Ingleſe ſchreibt ſeinen Urſprung aus den angelſächſiſchen Zeiten her, wo ein Hospiz und eine nachmals dem h. Thomas von Canterbury gewidmete Kirche in Rom beſtanden: ſeine nachmalige Geſtaltung verdankt es Gregor XIII., der es im J. 1579 gründete, und den Bemühungen des Geiſtlichen William Allan, vormaligen Profeſſors der Theologie zu Douai in Flandern. Nicht lange nach der Rückkehr Papſt Pius' VII. nach Rom

wurde es wieder eröffnet und hat jetzt, nachdem der frühere Rector Dr. Wiſeman zum Biſchof und apoſtoliſchen Vicar für den öſtlichen Theil Englands ernannt worden, den Dr. (Monſignore) Charles Baggs zum Rector, der ſich durch verſchiedene liturgiſche und polemiſche Schriften auch in der literariſchen Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat. Bei der bedeutendrn Zunahme der Katholiken in England und der veränderten Stellung, welche dieſelben durch Gründung großartiger Inſtitute, worunter das Collegium zu Oscott bei Birmingham namentlich Erwähnung verdient, durch Erbauung vieler Kirchen und Kapellen u. ſ. w. der Epiſkopalkirche gegenüber eingenommen haben, bei der Hinneigung endlich einer Fraction eben dieſer Epiſkopalkirche zum Katholizismus, iſt das römiſche Collegium, aus dem manche tüchtige Männer hervorgegangen ſind, beſonderer Beachtung werth. Das Collegio Scozzeſe wurde im J. 1600 durch Papſt Clemens VIII. geſtiftet, das Collegio Irlandeſe, welches ſchon in Gregor's XIII. Plane lag, im J. 1628 durch den Cardinal Lodovico Ludoviſi, nach dem es eine Zeitlang den Namen des Collegio Ludoviſiano führte. Dieſe drei britiſchen Anſtalten zählen zuſammen gegen 70 Zöglinge. Das griechiſche Collegium, welches Gregor XIII. im J. 1577 gründete und deſſen geräumiges Local man bei der Kirche S. Atanaſio in der Via Babbuino ſieht, und das maroniſche, welches unter demſelben Papſte im J. 1584 entſtand, ſind jetzt mit dem der Propaganda vereinigt. Das armeniſche, welches Gregor zu ſtiften vorhatte, iſt nie ins Leben getreten. Die Zöglinge dieſer Anſtalten nehmen meiſt an dem Unterricht in dem großen Collegio Romano Theil, deſſen Leitung der Geſellſchaft Jeſu anver-

traut iſt. Verſchiedene dieſer Collegien haben in der Umgebung Roms Villen, welche in der heißern Jahreszeit beſucht zu werden pflegen. So gehen die Engländer nach Monteporzio in den Latinerbergen, und die Propagandiſten nach der ſchönen Villa Montalto bei Frascati, die ihre Entſtehung dem Cardinal von Montalto, dem Neffen Sixtus' V., verdankte und zuletzt den Odescalchi, Herzogen von Bracciano, gehörte, weßhalb man ſie auch jetzt noch häufig Villa Bracciano nennen hört. Dicht bei derſelben beginnt der anmuthige Wald von Grotta Ferrata.

Ich kehre zurück zur Congregation der Propaganda, welcher, wie geſagt, die oberſte Leitung des geſammten Miſſionsweſens obliegt. Sie pflegt ſich regelmäßig einmal im Monat zu verſammeln, die außerordentlichen Zuſammenkünfte vor dem Papſte ungerechnet. Die Cardinäle erſcheinen dabei in cardinaliziſcher Tracht wie bei den Feierlichkeiten. Wöchentlich einmal finden beim Cardinalpräfekten Beſprechungen ſtatt, denen der Generalſecretär und die übrigen Secretäre (Minutanti) beiwohnen. Jeden Sonntag Abend ertheilt der Papſt dem Secretär Audienz, wobei die von der Congregation abhangenden Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen, die ſich gerade in Rom befinden, auf ihren Poſten abgehen u. ſ. w., vorgeſtellt zu werden pflegen. Die Erwählung der Biſchöfe und apoſtoliſchen Vicare für die Miſſionsorte, nicht im Orient blos und in Afrika, ſondern auch in der neuen Welt und in denjenigen Staaten Europa's, wo katholiſche Miſſionen unter akatholiſchen Regierungen beſtehen; die Sendungen der Miſſionäre und alles, was auf dieſelben Bezug hat, gehören in den Geſchäftskreis dieſer Congregation. Sie beſteht aus einem Präfekten, einem Präfekten der Oeko-

nomie (des adminiſtrativen Theils), vielen Cardinälen als Mitglieder, einem Generalſecretär, einem Protonotar und einer beträchtlichen Zahl von Conſultoren, die theils Prälaten, theils Ordensgeiſtliche und andere ſind. Die Stelle eines Präfekten der Propaganda iſt eine der wichtigſten und einflußreichſten in der römiſchen Curie und iſt von einer Menge ausgezeichneter Cardinäle bekleidet worden, unter denen Luigi Capponi († 1659), Silvio Valenti Gonzaga († 1756), Giacinto Sigismondo Gerdil († 1802), der ſchon genannte Cardinal Stefano Borgia, Lorenzo Litta und der berühmte Conſalvi zu erwähnen ſind, welchem Leo XII. dieſe Präfektur übertrug. Der jetzt regierende Papſt war Präfekt der Propaganda während der Jahre 1826—1831, jetzt iſt es der Cardinal Franſoni von Genua. Die ökonomiſche Verwaltung leitet der Staatsſecretär für die innern Angelegenheiten, Cardinal Mario Mattei. Die Stelle eines Secretärs der Propaganda iſt einer der ſogenannten cardinaliziſchen Poſten, die man nur aufgeben kann, um Cardinal zu werden. Dieſe cardinaliziſchen Poſten ſind: die vier ſogenannten Prelati a fiocchetti, nämlich der Uditore generale della Camera, der Governatore, der Majordomus und Präfekt der päpſtlichen Paläſte, endlich der Teſoriere; die Nunzien an den vier großen Höfen, zu Paris, Wien, Madrid und Liſſabon (früher auch der in Polen), und der Secretär der Congregation der Biſchöfe und Ordensgeiſtlichen. Die vorgenannten ſind die Posti cardinalizj in ſtrengerer Bedeutung, ja es wird damit ſo ſtrict gehalten, daß die bloße Ernennung zu einem ſolchen Poſten, auch ohne Ausübung der Functionen, die Ertheilung des Purpurs bedingt, wie es in neueſter Zeit mit

dem gegenwärtigen Legaten von Ravenna, Cardinal Amat di S. Filippo, der Fall war, welcher, zum Nunzius in Liſſabon ernannt, durch die Verhältniſſe verhindert wurde, nach Portugal ſich zu begeben. In weiterm Sinne aber gehören noch dazu die Secretäre der Congregationen der Propaganda, des Conzils, der Conſulta und des Sant' Uffizio, die Decane der Rota und der Chierici di camera, ſo wie der Commendatore di Santo Spirito, Chef der großen Anſtalt dieſes Namens, welche, wenn nicht ungewöhnliche Fälle eintreten, die ihre Penſionirung veranlaſſen, den Purpur erhalten, wie es bisweilen auch mit dem Maeſtro di camera (Ober-Kammerherr und Ceremonienmeiſter) der Fall iſt, der nicht nothwendig erſt Oberhofmeiſter zu werden braucht. Unter den Secretären der Propaganda ſind vorzugsweiſe zu nennen: der gelehrte Cardinal Caſanata, Carlo Agoſtino Fabroni aus Piſtoja, Gozzadini, Paſſionei, der Piſtojeſe Niccolò Fortiguerra, einer alten Familie angehörend, die der Kirche im 15. Jahrhundert einen berühmten Cardinal gab und deren Andenken in Piſtoja mit Recht geehrt iſt, in der literariſchen Welt rühmlichſt bekannt als Verfaſſer des komiſchen Heldengedichts Ricciardetto; der Florentiner Rinuccini, der Sieneſe Zondadari, bei den belgiſchen Unruhen unter Joſef II. oft erwähnt, endlich Angelo Mai, deſſen großes Verdienſt von Italien nicht allein, ſondern von der ganzen Gelehrtenrepublik mit ſeltener Einmüthigkeit anerkannt wird.

Eine Menge apoſtoliſcher Vicariate und Präfekturen, in Europa wie in den andern Welttheilen, ſtehen unter unmittelbarer Leitung der Congregation der Propaganda. Es ſind dieſelben folgende. In Europa für Teutſchland das apoſtoliſche Vicariat der Anhaltiſchen Herzog-

thümer, welches vom Nunzius in München versehen wird, das Vicariat des Nordens, versehen durch den Administrator von Osnabrück, und das sächsische, dem ein zu Dresden residirender Bischof in partibus vorsteht; für Holland vier Vicariate und eine Mission mit sieben Erzpriesterämtern, die unter dem päpstlichen Geschäftsträger im Haag stehen; in Graubündten eine Präfektur, im Wallis eine infulirte Abtei, in England und Schottland eilf Vicariate, in Schweden, Bosnien, Constantinopel, der Moldau und Wallachei, und zu Sofia, endlich in Gibraltar Vicariate; in Griechenland eine apostolische Delegation. Asien hat ein Vicariat zu Smyrna, dem der dortige Erzbischof vorsteht, zu Aleppo ein Vicariat für die Lateiner und eine Delegation für die Morgenländer, in Chaldäa eine Delegation, in Persien ein Vicariat unter dem Bischof von Babylon, in Ostindien neun und in China und den angrenzenden Ländern vierzehn Vicariate. In Afrika zählt man zwölf Vicariate und Präfekturen in Egypten und Arabien, Tripoli, Tunis, Marocco, Senegal, Abyssinien, Congo, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Madagascar, Mauritius und Bourbon. Eine Präfektur für das Kafferland, unter der Leitung von Maristen von der Lyoner Congregation, ist kürzlich eingerichtet worden. Amerika hat dreizehn Vicariate und Präfekturen für Südamerika, Cayenne, Curaçao, Jamaika mit den Bahamainseln und Honduras, Britisch Guyana, Guadeloupe, Trinidad mit den britischen Antillen, Martinique, S. Domingo, St. Pierre und Miquelon, Surinam, Newfoundland und Texas. In Australien endlich besteht eine Präfektur in Batavia, Vicariate für das östliche und westliche Ozeanien, und die austra-

liſche Präfektur. Das weſtliche Vicariat iſt aber neuerdings in zwei getheilt worden, durch Errichtung eines neuen für Central-Ozeanien, welches die Wallis-, Tonga-, Hamon-Inſeln, die neuen Hebriden, Neu-Caledonien und alle benachbarten Inſelgruppen umfaßt und den franzöſiſchen Prieſtern von der Lyoner Congregation, die dort zwei Titularbiſchöfe an ihrer Spitze haben, anvertraut iſt.

Ueberdies ſtehen gewiſſe Patriarchate und erzbiſchöfliche wie biſchöfliche Kirchen, in wie außerhalb Europa's, unter der Jurisdiction der Congregation der Propaganda, und zwar ſo, daß die Propoſition und Präconiſation der zu dieſen Würden beſtimmten Prieſter nicht, wie es bei andern Biſchoffitzen der Fall iſt, in den gewöhnlichen Conſiſtorien geſchieht, ſondern die Ernennung durch päpſtliche Breven vorgenommen wird. So iſt es der Fall mit den drei Antiocheniſchen Patriarchaten (für die Melchiten, die Maroniten und Syrer), mit dem chaldäiſchen Patriarchat zu Babylon und dem armeniſchen von Cilizien, mit der armeniſchen Primazialkirche zu Conſtantinopel, mit den griechiſchen, albaniſchen und mazedoniſchen Erzbisthümern und Bisthümern Corfu, Durazzo, Naxos, Aleſio, Andros, Pulati, Santorin, Scutari (in Albanien), Syra, Chios, Zante und Cefalonia, mit den Bisthümern zu Smyrna in Anatolien, zu Iſpahan in Perſien, Nakſchewan in Armenien, Nankin und Pekin in China, Tanger in Marocco, Hobartown und Sidney in Auſtralien, endlich mit den Bisthümern in den europäiſchen Provinzen des osmaniſchen Reiches, mit einigen griechiſch-unirten in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien, Polen und Rußland, mit den iriſchen und nordamerikaniſchen. Die Geſammtzahl derſelben beläuft ſich auf achtundneunzig.

Der Eifer, welcher in unſerer Zeit für die Ausbreitung des Miſſionsweſens an den Tag gelegt worden iſt, und die Erfolge, welche dies Beſtreben gekrönt und zum Fortſchreiten auf der betretenen Bahn aufgemuntert haben, ſtellt eine nicht geringe Vermehrung der Anſtalten zur Erreichung eines ſo großen Zweckes in Ausſicht. Politiſche Conjuncturen ſind ſolchen Beſtrebungen günſtig, und es braucht wol kaum angedeutet zu werden, daß die katholiſche Kirche von dem Ausgange des Krieges mit China, wodurch die Pforten des ewigen Reiches geöffnet worden ſind, ſich reiche Früchte verſprechen darf. Daß ſie ſo günſtige Verhältniſſe nicht ungenutzt laſſen, daß ſie die Thatkraft und Beharrlichkeit, die zwei ihrer hervorragendſten Eigenſchaften ſind, auch hier entwickeln wird, gepaart mit der Mäßigung und Beſonnenheit, die ihr ſo herrliche Triumfe bereitet haben, dafür bürgt die Ausdauer, das Vertrauen, die Geduld, die Feſtigkeit, das unverwandte Hinblicken auf das auch noch ſo ferne Ziel, womit ſie in Tagen der Gefahr, des blutigen Drucks und der Verfolgung ihren mit Dornen beſäeten Weg gewandelt iſt, immer ſtreitend und auch im Unterliegen ſiegend.

Vierter Brief.

Mittelalterliche Kunst. Teutsche Kaiserdenkmäler in Italien. Teutsche und französische Monumente in römischen Kirchen.

Rom — ich wiederhole, was ich schon bei anderer Veranlassung bemerkte — ist wesentlich antik und modern. Das Mittelalter tritt in den Hintergrund.

Aber die vielen Jahrhunderte, die von der Zeit der gothischen Herrschaft an bis auf Alexander VI. verstrichen, der die Auffindung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die Entdeckung Amerika's und die erste Seereise nach der Küste von Malabar, somit den Beginn der großen, für Italien so nachtheiligen Veränderung der Handelswege erlebte — diese Jahrhunderte, so reich an Bewegung und Umwälzungen, welche das compakte Ganze, die das Römerreich der alten Welt gebildet, in Stücke schlugen, um das moderne Staatengebäude aus diesen zum Theil splitterhaften Fragmenten aufzuführen, konnten einer Stadt wie Rom, die der Mittelpunkt jener großen Welt des Alterthums gewesen war, nicht anders als bedeutende Spuren zurücklassen.

Auf Politiſches und Religiöſes, nirgend wie hier eng verbunden, will ich nicht zurückkommen. In dieſer Beziehung bietet das Rom des Mittelalters uns ebenſovielen wenn nicht mehr Stoff zu Betrachtungen dar, als des alten Roms materielle Weltmacht. Blos der Merkmale, welche dieſe Zeit in der äußern Erſcheinung der Stadt gelaſſen, will ich hier in zuſammenhangender, aber nur raſcher Ueberſicht gedenken.

Wo treten uns die meiſten Spuren des Mittelalters entgegen? In den Kirchen, den Thoren und ſonſtigen Theilen der Befeſtigungen und in den Befeſtigungen im Innern, den Thürmen. Die eigentlichen Baſiliken gehören nicht hieher. Denn ſie ſind zum Theil noch Bauten der Kaiſerzeit, zum andern Theil mehr oder minder ſtreng antiken Muſtern nachgeahmt, in Tagen, wo Rom noch keinen andern Styl kannte, wie in ſolchen, wo fremde Einflüſſe ſchon begonnen hatten, ihre Rechte oder Anſprüche geltend zu machen. Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß, wie Rom dem alten Cultus am längſten treu blieb, es auch, nachdem deſſen letzte Spuren verſchwunden waren, im Bau der Gotteshäuſer mit nicht wankender Stetigkeit an Formen feſthielt, die aus dem Alterthum überkommen waren, und nur in Nebendingen, in Ornamenten und Beiwerk, dem neuen Geſchmack huldigte, nachdem die Lombardei, Toscana, ſelbſt nahegelegene Provinzen, wie Umbrien und die Mark, im Süden endlich Apulien und Neapel ſchon mehr denn eine Umwälzung des Bauſtyls erfahren. Die Erſcheinung erklärt ſich indeß von ſelber, wenn man einerſeits das Vorhandenſein ſo großartiger Bauten der früheren Zeiten, andrerſeits die Bewunderung, welche die Römer, mochten ſie auch noch ſo geſunken ſein und vom

Alterthum noch ſo verworrene Begriffe haben, ihm von jeher widmeten, ſo wie das auch jetzt noch im Volkscharakter bemerkbare Haften am Tradizionellen und durch langen Gebrauch Geſicherten, in Anſchlag bringt.

Die eigentlichen Baſiliken gehören, wie geſagt, nicht hieher. Vom 4. Jahrhundert bis zum 12., von S. Paul bis Sta. Maria in Traſtevere und Sta. Croce in Geruſalemme, die wir ſo ziemlich als die ſpäteſten bezeichnen können, beſitzen wir eine impoſante Reihe dieſer Bauten, welche für die Entwicklung des Kirchenſtyls in Europa wie in einem Theile Aſiens ſo große Bedeutung gehabt haben. In ihren Säulenwäldern, ihren einfachen edeln Linien, ihrer Ueberſichtlichkeit, ihrer Uebereinſtimmung im Weſentlichen des Grundplans, führen ſie uns das Alterthum vor, mögen auch noch ſo oft ihre Theile verkehrt ausgeführt ſein, ihre hie und da zuſammengerafften Säulen disharmoniren, ihre Details an eine Zeit erinnern, wo die Kunſt ſchon tief geſunken war und nicht viel mehr ihr blieb, als die ausgebildete mechaniſche Fertigkeit, der es, wie der Sculptur am Ende des 16. Jahrhunderts, am meiſten Spaß zu machen ſchien, mit ſcheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten den Kampf zu beſtehen.

Kommen nun dieſe Gebäude, der Hauptſache nach, hier nicht in Betracht, ſo iſt dies dennoch der Fall mit einzelnen Theilen, wo das Mittelalter uns entgegentritt. Denn viel iſt an den Kirchen geändert worden: Modificationen in der Form des Cultus brachten dies zum Theil mit ſich, zum Theil Bedarf der Ausbeſſerung, mehr noch Neuerungsſucht, von der keine Zeit frei iſt und kein Volk. Was die Bedürfniſſe des Cultus betrifft, ſo hat die Sitte,

mehre Altäre in Einer Kirche anzubringen, allmälig die ſchöne Baſilikenform in einer ihrer weſentlichen Bedingungen zerſtört, indem man bald nicht mehr damit ſich begnügte, Altäre in den Seitenſchiffen aufzuſtellen, ſondern die äußern Wände durchbrach, um Kapellen zu bauen. So iſt der Grundplan, man kann ſagen, aller Baſiliken, wenn wir S. Paul ausnehmen, welches wahrſcheinlich der Abgeſchiedenheit ſeiner Lage die Bewahrung größerer Reinheit verdankte, mit der Zeit ein ganz veränderter geworden und die Einheit iſt geſchwunden, gewiß nicht im Intereſſe der Schönheit.

Sehn wir nach, was die Kirchen uns an Mittelalterlichem bringen, ſo iſt dies jetzt großentheils nur an der Außenſeite der Fall. Denn im Innern hat eine Umänderung die andere verdrängt und alle Jahrhunderte haben im Vorübergehn ihre mehr oder minder ſichtbaren Spuren zurückgelaſſen. So ſieht man an den großen Baſiliken S. Giovanni Laterano und Sta. Maria in Traſtevere, beſonders an den hintern Theilen, bedeutendes mittelalterliches Bauwerk, an erſterer wahrſcheinlich aus der Zeit ihrer Reſtauration durch Urban V. im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, an der zweiten entweder den Erneuerungen Innocenz' II. oder Innocenz' III., alſo der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts oder dem Anfang des 13. angehörend. Vom Ende des 14. Jahrhunderts ſind die Thürme der Laterankirche über dem, Sta. Maria Maggiore zugewandten Seiteneingange. Die Jahrzahl 1348 trägt ein hübſches Thor an der Apotheke des Lateraniſchen Spitals, neben der Straße, welche nach dem Coloſſeum führt. Es bildet einen Rundbogen: in den Zwickeln auf jeder Seite ſieht man das Bruſtbild

des Heilandes, in der Mitte ein Agnusdei, Alles in flachem Relief. Die beiden Inſchriften heißen: Hospi salvare refugium pauperum et infirmorum, und: Hoc opus inchoatum fuit tempore guardianatus Francisci Vecchi Francisci Rosa priorum sub anno Domini MCCCXLVIII indictione sept. mensis Sept. — An der Kirche SS. Giovanni e Paolo auf dem Cälius, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts erneuert ward, iſt wenig Mittelalterliches geblieben, als der im Rundbogenſtyl erbaute kleine Cryptoporticus von weißen Marmorſäulchen an der Außenſeite der Abſis. Eine alterthümliche Abſis hat auch die jetzt verlaſſene und in den Inquiſitionspalaſt eingeſchloſſene kleine Kirche S. Salvatore in magello, welche vormals den Franken gehörte, die, gleich den Sachſen, den Frieſen und Lombarden, beim Vatican Anſiedelungen gebildet hatten.

Ein Paar Kirchen haben alterthümliche Portale behalten; ſie verdanken es ihrer abgeſchiedenen Lage und der Vergeſſenheit, welche das Loos von zweien unter ihnen war. So S. Sabba auf dem ſüdlichen Gipfel des Aventin, wo auch der die Vorderſeite der Kirche bildende doppelte Porticus, der namentlich aus der Ferne geſehen eine maleriſche Wirkung macht, zu bemerken iſt, und die Clariſſen-Kloſterkirche S. Coſimato (richtiger SS. Cosma e Damiano) in Traſtevere am Fuße des Janiculus, deren Vorhalle wahrſcheinlich dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehört. Wie dieſe, hat auch die bei Sta. Maria Maggiore gelegene Kirche Sta. Praſſede, und S. Clemente am Lateraniſchen Wege ein altes Veſtibulum mit Säulen.

Eine der am meiſten und am öfteſten umgeſtalteten Kirchen iſt gerade diejenige, deren ältere Geſchichte noch ſo ſehr im Argen liegt, daß man die Zeit ihrer Grün-

dung ſelbſt nicht ungefähr anzugeben vermag, während man dies bei der Mehrzahl der Baſiliken mit ziemlicher Gewißheit thun kann. Es iſt Sta. Maria Araceli. Diejenigen, welche annehmen, daß der Tempel Jupiters auf dieſer öſtlichen Spitze des Capitoliniſchen Berges geſtanden (wie beinahe alle Italiener thun), haben darin wenigſtens einen Anhaltpunkt, daß der erwähnte Haupttempel noch im 5. Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung erhalten war. Für die nach Weſten deutenden Archäologen aber, faſt ohne Ausnahme alle Ausländer, deren Argumente in dieſem Falle wol die überwiegenden ſein möchten, fällt auch dies weg. Wie dem auch ſein möge, die Kirche von Araceli erfuhr eine ziemlich durchgreifende Erneuerung im Spitzbogenſtyl, von der noch Vieles vorhanden iſt, wenn auch eine ſpätere allem Transalpiniſchen in der Architektur (wie in den meiſten andern Dingen) abholde Zeit ſich bemüht hat, dem ſchlechteſten und geſchmackloſeſten Styl Eingang zu verſchaffen. Leider iſt es ihr nur zu ſehr gelungen: im Innern iſt die Baſilika, im Aeußern die gothiſche Kirche völlig entſtellt. Spitzbogen und Verzierungen, die damit zuſammenhängen, haben noch die kleinern Thüren der Façade, einige der Kapellenfenſter und der Nebeneingang, zu dem beim Senatoriſchen Palaſt eine Treppe hinanführt. Im Innern iſt Alles neu mit Ausnahme der Säulen.

An anderes Hiehergehörige kann ich nur im Vorbeigehn erinnern. Dies ſind die Kloſterhöfe in S. Lorenzo fuori le mura, im Lateran und S. Paul, die Thore an S. Antonio Abate und S. Tommaſo in Formis (Villa Mattei auf dem Cälius), die Glockenthürme vieler Kirchen, zum Theil von ſehr roher Arbeit, obſchon durch-

gehends nicht ohne Anſpruch auf Schmuck. Indem ich aber in einer Zeit, wo in größeren architektoniſchen Werken wenigſtens ein ziemlicher Stillſtand zu bemerken iſt, von ihnen mich abwende, mag die Betrachtung einiger älteren Sculpturen folgen, die gleichfalls auf den Kirchenbau ſich beziehen. Das Grabmal Kaiſer Otto's II., welches mit wahrem Vandalismus verſtümmelt ward, und von dem ein Theil in den Vaticaniſchen Grotten ſich befindet, ein anderer (das Muſiv) im Lateraniſchen Palaſt, die Porfyr-Urne aber als Taufbecken in S. Peter, ſteht ſo vereinzelt und außer Zuſammenhang mit andern Werken, daß ich ihm keine rechte Stelle zu geben weiß und mich auf deſſen bloße Nennung beſchränken muß. Sodann aber mögen die Tabernakel oder Ciborien an die Reihe kommen: ausführlichere Angaben über das bedeutendſte der älteren, das in der Paulskirche, werden mich bei den übrigen des Details überheben.

Dem Anaſtaſius Bibliothecarius zufolge, erbaute gemäß dem Rathe des römiſchen Biſchofs Sylveſter Kaiſer Conſtantin im J. 324 eine Kirche über dem Grabe des Apoſtels Paulus, deſſen Leib er in eine Lade von Erz legte, den Ort mit einem goldenen Kreuze bezeichnend. Schon zu Ende des Jahrhunderts ward die Baſilika von Theodoſius neu gebaut, von ſeinem Sohne Honorius beendigt. Vom Kaiſer Valentinian, des Erſtern Mitregenten in früherer Zeit, rührte die Anlage einer eigentlichen Confeſſion über dem Apoſtelgrabe her, worauf dann Papſt Gregor der Große den Altar aufſtellte. Von mehren nachfolgenden Päpſten wurde dieſe Confeſſion erweitert und verziert, namentlich von Hadrian I. nach der Verwüſtung der Umgebungen Roms

durch Deſider, der Longobarden letzten König. Im J. 801 ſtürzte durch ein Erdbeben das Dach der Kirche ein: der Altar der Confeſſion wurde zertrümmert, von Leo III. aber mit großer Pracht wieder hergeſtellt. So beſagte eine Inſchrift auf einer der Säulen des Triumfbogens der Galla Placidia. Wie jene frühern Altäre beſchaffen geweſen, weiß man nicht. Im J. 1285 endlich, zu Ende der Regierung Papſt Martins IV., oder wahrſcheinlicher im Anfang derjenigen Honorius' IV., wurde das gegenwärtige Tabernakel errichtet, der Inſchrift gemäß, welche Folgendes verkündet:

† Anno milleno centū bis et octuageno
quinto summe Ds q^{d} hic abbas Bartholomeus
Fecit op fieri sibi tu dignare mereri.

Daneben iſt auf zwei abgeſonderten Steinen zu beiden Seiten zu leſen: † Hoc opus fecit Arnolfus — cum suo socio Petro. Jener Abt Bartholomäus, von der Benedictiner-Congregation von Clügny, welchem Orden ſeit der Mitte des 7. Jahrhunderts bis auf unſere Tage Kirche und Kloſter von S. Paul anvertraut ſind, regierte gemäß den Kloſterannalen von 1282 bis 1297. Urheber und Zeit der Entſtehung des Werkes ſind alſo genau bekannt.

Das Tabernakel iſt ein gothiſcher Bau. Seine Baſis bildet ein Viereck: egyptiſche Porfyrſäulen, auf deren Platten Niſchen mit Statuen angebracht ſind, während zwiſchen ihnen Spitzbogen bis an ein rund herumlaufendes Geſimſe ſich erheben, tragen vier pyramidaliſche Thürmchen, welche auf jeder Seite ein ziemlich hohes Giebelfeld einſchließen, während das Dach eine koniſche Kuppel bildet, auf der eine viereckige hohe Thurmpyra-

mide mit dem Kreuze sich erhebt. Der Styl ist, wie gesagt, im Allgemeinen der sogenannte gothische, wenn auch gerade kein sehr reiner noch schöner. Die Basis der Säulen ist attisch; die Säulen selbst gehören der korinthischen Ordnung an, indeß mit der größten Licenz in den Kapitälen, an deren einem sogar in den Ecken zwei männliche und zwei weibliche Köpfe erscheinen. In den vier Eckischen auf den Platten stehen vier Statuen: Petrus und Paulus mit den gewöhnlichen Attributen von Schlüsseln und Schwert, der Evangelist Lucas mit einer Schriftrolle, S. Benedict in seiner Ordenstracht, ein Buch in der Linken haltend. Die Verhältnisse der Gestalten sind kurz und etwas plump, sonst sind die Attitüden nicht ohne Geschick und Würde, und der Ausdruck der Köpfe ist als besonders charakteristisch zu bezeichnen. Der Styl der Pisaner Schule ist in diesen Figuren so wenig wie in den übrigen Sculpturen zu verkennen. In den Zwickeln der Bogen sind auf jeder der vier Seiten zwei Gestalten oder Gruppen in Relief angebracht. Mit der Seite beginnend, welche dem Langschiff zugewandt, sieht man 1) einen Mönch (Abt Bartholomäus), welcher, von einem andern begleitet, der Inful und Krummstab trägt, dem Apostel Paulus, neben welchem S. Lucas steht, kniend das Tabernakel im Modell widmet; 2) die ersten Eltern neben dem Baum der Erkenntniß; 3) Kain und Abel opfernd; endlich 4) zwei Kaiser, stehend, große offne Schriftrollen in den Händen, wahrscheinlich Constantin und Theodosius, oder der Letztere und Honorius. In jedem der vier Giebelfelder ist eine Fensterrose angebracht, je von zwei Engeln in Relief gehalten. Die Zwischenräume, sowie die architektonischen Glieder an Py-

ramide und Thürmchen, sind alle mit musivischer Arbeit in Gold und verschiedenen Farben ausgelegt. Auch das Innere der Kuppel und die übrigen Theile des Tabernakels sind mit Mosaik geschmückt und man sieht an den Giebelfeldern Hirsche, Adler, Einhörner, Hähne und Kraniche in Runden dargestellt, sowie in den Zwickeln Pfauen, Schweine, Lämmer und Chimären. An den innern Seiten der Nischen sieht man sodann auf den Säulenplatten zwei stehende und zwei herabschwebende Engel mit Weihrauchfässern, im Mittelpunkte der Kuppel endlich, wo die Rippen derselben in einer großen Blume zusammenlaufen, vier Engel in Relief, in halber Figur mit ausgebreiteten Flügeln. Diese innere Anordnung ist im Ensemble wie im Detail glücklich, namentlich sind jene schwebenden Engelgestalten zu beachten. Mit Ausnahme der Säulen ist das Ganze von weißem Marmor mit reicher Vergoldung.

Es ist ein interessantes Werk, wenn gleich die Verhältnisse nicht besonders glücklich sind. Vom Gothischen hat es am wenigsten die zierlich-schlanken Formen, die uns in teutschen Werken in so großer Schönheit entgegentreten. Im Vergleich mit diesen erscheint es etwas gedrückt. Indeß würde es eine weit größere und erfreulichere Wirkung machen als jetzt, wenn es in einer Umgebung stände, zu der es mehr paßte, als zu den antiken Linien und kolossalen Dimensionen der Paulskirche.

Die Zeit des Entstehens ist schon oben angeführt worden, sowie die Künstler, von denen es herrührt, Arnolfo und Pietro. Daß man bei des Erstern Namen an jenen Arnolfo dachte, den die Italiener noch immer di Lapo nennen, war natürlich, und wirklich scheint kein Grund vorhanden, weßhalb man ihm dies Werk

nicht zuſchreiben ſoll, wenn, wie mehr denn wahrſcheinlich iſt, das Denkmal des Cardinals de Braye in S. Domenico zu Orvieto (um 1282) von ihm iſt. Das Tabernakel in Sta. Cecilia in Traſtevere, welches ihm ebenfalls zugeſchrieben wird, zeigt in der Hauptſache den nämlichen Styl und hat viele Aehnlichkeit in der Form mit jenem der Paulskirche: aber die Verhältniſſe ſind noch viel weniger glücklich und in der Schönheit des Details ſteht es jenem ſo weit nach, die Sculpturen ſind um ſo vieles geringer, daß mir ſchwer wird, beide für Werke derſelben Hand zu halten *). Die Tabernakel andrer ältern Kirchen ſchließen ſich den genannten mehr oder weniger an.

---

*) Dieſe mittelalterlichen Sculptur- und Architekturwerke haben ſchon mehrfach zu Controverſen unter den Kunſthiſtorikern Veranlaſſung gegeben, und es dürfte ſchwer ſein, die Sache völlig ins Klare zu bringen, da es uns zu ſehr an beglaubigten Nachrichten fehlt. Von Arnolfo als Bildhauer und dem Grabmonument in Orvieto handelt Rumohr (Ital. Forſch. II, 156. — Vgl. Vaſari, Schorn'ſche Ueberſ. I, 79), ſo wie Agincourt, Cicognara u. A., endlich Promis in ſeinen Notizie epigrafiche degli artefici marmorarj Romani und Gaye in ſeiner Anzeige dieſer Schrift, im Schorn'ſchen Kunſtbl. 1839. — Rumohr und Gaye glaubten das Tabernakel in S. Paul untergegangen: doch befand es ſich ſeit dem Brande der Kirche, in ſeine einzelnen Stücke zerlegt, in einem Saale des an die Kirche ſtoßenden Benedictinerkloſters. Bei der Zerlegung zeigte ſich, daß die Marmorſtücke zum Theil älteren Werken angehört hatten und auf der innern Seite Fragmente von Inſchriften ſich befanden, ſelbſt ein Bruchſtück eines chriſtlichen Grabſteins war dazu verwandt worden. — Vaſari erwähnt des Tabernakels und des Orvietaner Denkmals nicht; dagegen bezeichnet er als

So wie wir das 13. Jahrhundert hinter uns haben, iſt wenig mehr die Rede von einheimiſcher Kunſt, welche, blicken wir auf Marmorwerke, die faſt mehr ins Gebiet der Architektur als in das der Sculptur gehören, namentlich durch

---

Arbeiten Arnolfo's das unvollendet gebliebene Monument Papſt Honorius' III. in Sta. Maria Maggiore und die Kapelle der h. Krippe in derſelben Kirche, welche beide verſchwunden ſind. Auch nennt er ihn als Verfertiger des in der alten Vaticaniſchen Baſilika befindlichen Altars des h. Bonifazius mit dem Grabmal Bonifaz' VIII., durch den der Altar errichtet ward. Ciampini (De sacris aedificiis a Constantino M. constructis S. 64 und Tafel XX) wiederholt dies, und die Bezeichnung: „(Arnulphus) cuius nomen ibi incisum erat", woraus hervorzugehen ſcheint, daß auch er dieſen Namen, welchen man an dem in den Vaticaniſchen Grotten befindlichen Theile vergebens ſucht, nicht geleſen hat. Der überdachte Altar (Ciporium cuspidatum) war gleichfalls ein mit Thürmchen verſehener gothiſcher Bau. Daß er übrigens ſchon im J. 1300 vollendet war, folglich Cicognara's chronologiſches Bedenken wegen des in dies Jahr verlegten Todes des Arnolfo von ſelbſt wegfällt (wenn die von ihm angegebenen Gründe, und in einem ſolchen Falle die Autorität Vaſari's überhaupt, irgendwie Berückſichtigung verdienten), ergibt ſich aus einer Bulle des Papſtes vom J. 1301. — Das Tabernakel in Sta. Cecilia wird von Vaſari nicht genannt. Nach dem Zeugniſſe des Ugoni (Historia delle stationi di Roma. 1588. S. 130) befand ſich am Fuße deſſelben gegen die Kirche zu die Inſchrift: Hoc opus fecit Arnolphus A. D. MCCLXXXIII. Ungeachtet der ſorgfältigſten Nachforſchung habe ich dieſe Worte nicht gefunden: am Altartiſch, der auf der angegebenen Seite aus einer mit Moſaik eingefaßten Platte beſteht, können ſie nicht angebracht geweſen ſein, und haben alſo vielleicht ganz unten an den Stufen geſtanden, welche unter Paul V., der die neue Confeſſion mit der vortrefflichen Statue der Heiligen von Stefano Maderno bauen ließ, völlig verändert wurden.

die Familie und Schule, die man die der Cosmaten nennt, gehalten ward. Denn es waren hauptsächlich Fremde, die in Rom wirkten, unter ihnen Giotto, der in Rom malte, wie in Padua, in Verona, in Neapel, in Avignon. Unter dem, was wir von Malerwerken finden, ist nichts Nazionales, nimmt man die spärlichen Reste aus, die dem schon genannten Pietro Cavallini zugeschrieben werden. In neuester Zeit ist im Vatican eine Sammlung alter Bilder angelegt worden, namentlich Trecentisten. Es sind aber meist Florentiner, denen man hier begegnet.

Vasari (bei Schorn, I, 80) sagt, die Bildnisse Papst Honorius' III. und seines Neffen Gio. Gaetano Orsini — nachmals Nicolaus III.) seien später in der Chorkapelle von S. Paul nach Arnolfo's Zeichnung in Musiv ausgeführt worden. Man sieht die Bildnisse in dem glücklich gerctteten, wenn auch vielfach beschädigten und nunmehr durchgängig restaurirten Musiv der Absis, das Factum aber muß dahingestellt bleiben. Andere Spuren der Thätigkeit des großen florentiner Künstlers (wenn wir diesen vor uns haben) sind mir in Rom nicht bekannt.

Wer Arnolfo's Gehülfe, Pietro, gewesen, hat man bisher auf sich beruhen lassen. Ein neuerer Schriftsteller (Moreschi, Descrizione del Tabernacolo che orna la confessione della basilica di S. Paolo, Rom 1840) hält ihn für identisch mit dem unter dem Beinamen Cavallini in der Kunstgeschichte bekannten römischen Maler und Musaicisten, und führt als Gründe an, daß dieser Künstler viel in der Paulskirche gearbeitet: Fresken im Mittelschiff und im Kloster, das Musiv an der Façade (dessen Vollendung P. Johann XXII. am 31. Jan. 1326 anbefahl), ein hölzernes Crucifix u. s. w. Alles dies beruht aber auf Tradizion, und, da wir hier so wenig festen historischen Boden haben, wird es besser sein, die ganze Frage, die überdies nur ein höchst untergeordnetes Interesse haben dürfte, unerörtert zu lassen.

Laſſen wir nun die Kirchenbaukunſt und das zu ihr Gehörige. Die Thore mit ihren Befeſtigungen ſind der Hauptanlage nach entweder aus der ſpäteſten Kaiſerzeit oder aus den Jahren der gothiſchen Kriege: wie aber überhaupt an den Feſtungswerken in jedem Jahrhundert gearbeitet ward, ſo findet man an vielen mittelalterlichen Zuſatz. Am meiſten am Paulsthor und an dem von S. Lorenzo, durch welches der Weg nach Tivoli führt. Die vielen Thürme, nicht Mauerthürme blos, ſondern auch im Innern, ſind zum Theil auf altrömiſchen Grundmauern errichtete Bauten der Zeiten der größten Verwirrung, vom 10. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Die Thürme auf dem Quirinal wie am Abhange deſſelben gehörten zu den Colonna'ſchen Burgen, jene am Fuße dieſes Hügels zu denen der Conti, die auf dem Esquilin ſich erhebenden beſchützten Klöſter, welche in ſtürmiſchen Zeiten bisweilen als Veſten dienen mußten, die im Thale des Coloſſeums waren Theile der Burgen der Frangipani und Annibaldi, die Thürme auf dem Aventin dienten zur Befeſtigung der Burg der Saveller, die auf der Tiberinſel ſchützten die Caetaniſchen Wohnungen, die zahlreichen in Traſtevere jene der Stefaneſchi, Annibaldi u. A. Der Thurm der Milizie auf dem Quirinal und jener, den man Torre del Grillo nennt, nicht weit vom Arco de' pantani, ſind die erhaltenſten und ſchönſten unter dieſen meiſt rohen Bauten.

Nenne ich nun noch die Reſte des Thurmhauſes der Crescentier, welches dem 11. Jahrhundert angehört, und ein vielfach umgeſtaltetes Gebäude auf Piazza Margana, am Wege von der Jeſuitenkirche nach dem Marcellustheater, an welchem ein Gemenge von Antikem und

Mittelalterlichem, des Neuern nicht zu gedenken, uns entgegentritt, so bin ich fertig mit der Aufzählung dessen, was Rom aus den Jahrhunderten bis kurz vor der Rückkehr der Päpste aus Avignon uns bietet.

Nachdem der päpstliche Stuhl nach Rom zurückverlegt worden war, zeigte sich etwas mehr Leben. Die Umwandlung des Senatorenpalastes auf dem Capitol, wovon wir, späterer Umwandlungen ungeachtet, noch bedeutende Theile sehen, gehört in diese Zeit. Vor allen aber die Kirche Sta. Maria sopra Minerva, die man, wenngleich sichere Angaben über den Bau fehlen, in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts setzen kann, wenn sie auch später erst vollendet worden ist. Sie ist die einzige im Spitzbogenstyl, und es ist wahrlich den Römern nicht übel zu nehmen, wenn sie, nach dieser Probe auf die ganze Gattung schließend, nicht viel von der maniera gotica halten. Denn sie sehn hier sicherlich kein ausgezeichnetes Werk vor sich. Was später von Kirchen gebaut worden, mit Sta. Maria dell' anima, der teutschen Nazionalkirche, beginnend, bis zu der Epoche des Pontelli, der ältern San Gallo u. s. w. gehört schon einer ganz andern Richtung an, die Rom von Toscana überkam, und wobei wir eigentlich nur toscanische Künstler finden. Nur hie und da sehn wir ein vereinzeltes Beispiel von Anwendung des Spitzbogens im 15. Jahrhundert, so an der halbzerstörten Façade der Kirche S. Salvatore in lauro, an den Fenstern des gleichfalls sehr verdorbenen Collegio Capranica. Manches mag auch durch Umbau weggeschafft worden sein. Der große Palast endlich, welchen der Cardinal Pietro Barbo an der Kirche S. Marco baute und der seit Jahrhunderten Pa-

lazzo di Venezia heißt, bildet den Uebergang von dem ältern zum neuen Style des Giuliano da S. Gallo und Bramante.

Sehn wir nun auf Werke der Bildhauerkunſt, ſo ſind es meiſt Tabernakel und Grabdenkmäler, die in der genannten Zeit entſtanden. Nur die wichtigſten davon zu nennen, finden wir vorerſt das große Tabernakel des Hochaltars in der Laterankirche, noch vor der Rückverlegung des h. Stuhls entſtanden, ein reicher Pyramidenbau von ausländiſchen Meiſtern. Wann die einem Paolo da Siena zugeſchriebene Statue des franzöſiſchen Papſtes Benedict XII. (in den Vaticaniſchen Grotten) entſtanden iſt, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben: jedenfalls wol um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Denkmale der Päpſte Urban VI. und Innocenz VII. ſieht man in den Vaticaniſchen Grotten, wohin ſie, wie viele andere Kunſtwerke, aus der alten Peterskirche gebracht wurden. Ueber ihre Verfertiger iſt nichts bekannt, ebenſowenig über die des Grabmals des engliſchen Cardinals Eſton in Sta. Cecilia in Traſtevere (1398) und des um dieſelbe Zeit entſtandenen Altars, den der Cardinal von Alençon in Sta. Maria in Traſtevere errichtete, neben welchem ſein Denkmal ſich befindet. Im folgenden Jahrhundert begegnen wir größtentheils Florentinern, wenn wir den Paolo Romano ausnehmen und den Neapolitaner Mino. Von Erſterem iſt in Sta. Maria in Traſtevere das Denkmal des Card. Stefaneschi (geſt. 1417), ſo wie die Statue des Apoſtels Paulus, die unter Clemens VII. an der Engelsbrücke aufgeſtellt ward, neben einer neuern des h. Petrus von Lorenzetto. Mino's bedeutendſte Arbeiten in Rom ſind die vor der Peterskirche ſtehenden beiden Apo-

ſtelſtatuen. Von den Florentinern Antonio Filarete und Simone, dem Bruder Donatello's, ſind P. Martins V. Grabmal im Lateran und die unter P. Eugen IV. verfertigten Erzthüren von S. Peter. Dem Donatello ſelbſt wird die Bildſäule des Täufers in dem Oratorium S. Johann Baptiſt's beim Lateran zugeſchrieben. Von unbebekannter Hand ſind die Monumente Papſt Eugens in S. Salvatore in lauro und des portugieſiſchen Cardinals Antonio de Chaves (geſt. 1447) im Lateran. So iſt es mit dem, verſtümmelt in den Vaticaniſchen Grotten befindlichen Denkmal Papſt Nicolaus' V. und jenem Calixtus' III., welche man an dem nämlichen Orte ſieht. Vom Roſſellino, der unter dem Papſte Nicolaus in Rom war, iſt mir kein Werk daſelbſt bekannt.

Niccolò della Guardia und Pietro Paolo aus Todi, Schüler des Paolo Romano, werden als die Verfertiger des gegenwärtig in S. Andrea della Valle befindlichen Denkmals P. Pius' II. genannt. Das von dieſem Papſte über dem Altar des Apoſtels Andreas errichtete Tabernakel iſt, verſtümmelt, in den Vaticaniſchen Grotten aufgeſtellt. Unter Paul II. begegnen wir einem ſo thätigen wie ausgezeichneten florentiner Künſtler, Mino da Fieſole, von welchem man in ſeiner Heimat die trefflichſten Werke ſieht, unter denen das Denkmal des Biſchofs Lionardo Salutati im Dom zu Fieſole, das des Markgrafen Hugo und des Bernardo Giugni in der Benedictiner-Abtei die vorzüglichſten ſind. Für den Cardinal d'Eſtouteville verfertigte er in Sta. Maria Maggiore den ſeitdem veränderten Altar des h. Hieronymus, für P. Paul, als er noch Cardinal Barbo war, wie nachmals, Wappen und Ornamente in ſeinem Palaſt bei S. Marco, in Sta.

Maria ſopra Minerva das Grabmal des Francesco Tornabuoni und vielleicht das des Diotiſalvi Neroni, zweier vornehmen Florentiner, in Sta. Maria in Traſtevere das Sacramentshäuschen. Leider wurde das von ihm gearbeitete großartige Denkmal Pauls II. zerſtückt: jetzt finden ſich die disiecta membra deſſelben in den Vaticaniſchen Grotten. Gleiche rühmliche Thätigkeit entwickelten unter den beiden nachfolgenden Päpſten Sixtus IV. und Innocenz VIII. die florentiner Bildhauer Antonio und Piero Pollajuolo, die in Rom ſtarben und in S. Pietro in vincolis begraben liegen. Von ihnen ſind die bronzenen Monumente der genannten Päpſte, beide in der Peterskirche, wo man indeß das des zweiten nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Form ſieht. Von den durch Sixtus und Innocenz errichteten Tabernakeln, jenes über dem Hauptaltar der alten Baſilika, dieſes zur Aufbewahrung der Spitze der h. Lanze *), ſieht man in den Grotten Fragmente und Abbildungen.

---

*) Sultan Bajazet ſandte die Lanze dem Papſte Innocenz: man lieſt es in des Letztern Grabſchrift wie in der Inſchrift der Niſche, in welcher Bernini's geſpreizte Statue des Longinus ſteht, und wo ſeit Urban VIII. die Reliquie aufbewahrt wird:

Longini lanceam quam Innocentius VIII. Pont. max.
A Baiazete Turcharum tyranno accepit

u. ſ. w. — Die übrigen großen Reliquien, welche in den Hauptpfeilern der Kuppel von S. Peter aufbewahrt werden, ſind: das Stück vom h. Kreuze, das die Kaiſerin Helena nach Rom brachte und welches ehemals in Sta. Croce in Geruſalemme war; das Sudarium (der h. Veronica), von welchem man zuerſt im 8. Jahrhundert Nachricht hat, und das Haupt des Apoſtels Andreas, welches Pius II. von dem Deſpoten in Morea, Thomas Paläo-

Außer dieſen bleiben mir einige Werke nur zu nennen, das Grabmal des berühmten Filologen Laurentius Valla (geſt. 1465) im Lateran, das des Card. Forteguerri (geſt. 1473) in Sta. Cecilia, jenes des Card. Pietro Riario (geſt. 1474) in der Apoſtelkirche, das Tabernakel in S. Coſimato, ehemals in der Kapelle Cybò in Sta. Maria del popolo, das verſtümmelt in den Vaticaniſchen Grotten befindliche Denkmal des Biſchofs von Spoleto, nachmaligen Cardinalbiſchofs von Sabina, Bernardo Eruli (geſt. 1479), das Tabernakel des Card. Coſta in Sta. Maria del popolo (vom J. 1479), ebendaſelbſt das Grabmal des Marc' Antonio Albertolli (geſt. 1485) und jenes des Card. Criſtoforo della Rovere. Die Zahl der Sculpturen, welche dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören, wird immer bedeutender: wir ſtehn an der Grenze, wo das Wirken des Buonarroti, des Sanſovino und ihrer Zeitgenoſſen beginnt. Die Betrachtung derſelben gehört aber nicht mehr in unſern Kreis: das Mittelalter iſt zu Ende. In der Kunſt hat längſt ſchon eine bedeutende Umwandlung ſtattgefunden.

Weit weniger als die Bildhauerkunſt gibt die Malerei zu Betrachtungen Stoff. Sie hat nichts Nazionales aufzuweiſen. Wie zu Anfang des 14. Jahrhunderts Giotto, malte im erſten Viertel des 15. Maſaccio in Rom, wenn die Fresken in S. Clemente von

---

logus, erhielt. Von Andrea Bolgio aus Carrara iſt die Statue der Helena, von Fr. Mochi die der Veronica, von Fr. du Quesnoy der Apoſtel Andreas.

ihm ſind, was nicht unzweifelhaft iſt. Was nach ihm von andern Meiſtern ausgeführt ward, iſt untergegangen. Das bedeutendſte Werk der Mitte des Jahrhunderts iſt Fra Angelico's da Fieſole Kapelle im Vatican. Dann finden wir, unter Sixtus IV., wieder meiſt Florentiner, die in der von ihm gebauten Kapelle malen, Coſimo Roſſelli, Dom. Ghirlandajo, Sandro Botticelli, den Cortoneſen Luca Signorelli. Ihnen geſellte ſich dort Pietro Perugino bei, während in der alten Bibliothek und in der Apoſtelkirche Melozzo da Forlì arbeitete, von welchem mehres, wenn auch nicht mehr an der urſprünglichen Stelle, vorhanden iſt. Mantegna's Malereien im Belvedere ſind verſchwunden, erhalten die des Pinturicchio im Appartamento Borgia des Vaticaniſchen Palaſtes. Und auch hier ſtehn wir ſchon an den Pforten der neuen Zeit.

Wie wenig iſt alles dies, vergleichen wir es mit Städten zweiten Rangs, in denen die Kunſt einheimiſch ward und Blüten trieb, in denen ſie eine nazionale Geſtalt annahm und aus ſich ſelber Nahrung ſchöpfte! Ein einzig Mal war Rom auf gutem Wege, eine eigenthümliche Richtung einzuſchlagen: es war die Zeit der Schule der Cosmaten. Aber die unglücklichen politiſchen Verhältniſſe einer ruhe- und geſetzloſen Epoche unterdrückten ſie bald. In der Malerei nun gibt ſich ſo zu ſagen gar nichts kund, was dem römiſchen Boden wirklich angehört: es iſt eine jammervolle Armuth. Nur in muſiviſchen Arbeiten erhielt ſich eine gewiſſe tradizionelle Fertigkeit, die aber mehr im Handwerk beſtand; auch dies wurde allmälig ſchlechter und ſchlechter, und nach dem 9. Jahrhundert ſehen wir eine Kluft vor uns, jen-

ſeit welcher wir auch in dieſem Falle toscaniſchen Meiſtern begegnen, wie dem Turrita und Gaddi.

Ich kann dieſen Brief nicht ſchließen, ohne einiges Verwandte anzuknüpfen, an das ich namentlich bei der Betrachtung der Kirchen Roms erinnert ward. Des Grabmals Kaiſer Otto's erwähnte ich: er iſt der einzige Kaiſer, der in Rom begraben liegt*). Nicht der einzige, der in Italien ſtarb. Aber Otto III. verſchmähte Rom als Grabſtätte; Auguſt von Platen drückt es ſchön aus, indem er den Sterbenden in dem einfach-rührenden Klageliede ſagen läßt:

*) Eine teutſche Kaiſerin ward in Rom beigeſetzt: Agnes, Gemalin Kaiſer Heinrichs III. (nach teutſcher Berechnung, nach italieniſcher Heinrichs II.), und zwar in der an die alte Peterskirche ſtoßenden Kirche der h. Petronilla, wo auch die ſterblichen Reſte der Gemalinnen des Honorius, beide Töchter Stilicho's, lagen. Die Inſchrift des Grabes der Kaiſerin lautete:

Anno MLXXVII
Ab incarnatione Domini nostri Jesu Christi
Indictione prima anno V pontificatus
Domini Gregorii papae VII
Agnes Imperatrix Augusta
Post mortem viri sui Henrici Imperatoris II
Anno XXII XXIIII die mensis Decembris
Animam bonis operibus faecundam
Lateranis salvatori suo
Atque omnium bonorum Deo reddidit
Et hic ubi antea imperaverat
Clavigero coeli pro cuius amore
Ibidem peregrinata fuerat
V die mensis Ianuarii
Expectans spem beatae resurrectionis
Et adventum gloriae magni Dei
Membra carnis commendavit in pace.

„O Rom, wo meine Blüten verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten den kaiserlichen Staub.
Die mir die Treue brachen, zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Carl in Aachen will ich bestattet sein."

Im Dome zu Florenz sieht man eine marmorne Todtenlade, welche, wie Viele glauben, die Gebeine Conrads, des Sohnes Kaiser Heinrichs IV., enthalten soll. Andere aber halten sie für das Grabmal des berühmten Guelfen Aldobrandino Ottobuoni. In den sizilischen Königsgrüften zu Palermo ruhen Heinrich VI. und sein Sohn Friedrich II. Es sind Grabmale, wie die Hohenstaufen sie von der normannischen Dynastie übernommen: Friedrichs großes Monument, welches sein geliebter Sohn Manfred durch jenen teutschen Lapo anfertigen lassen wollte, der mehr denn durch seine eigenen Werke durch seinen Schüler Arnolfo bekannt ist, den man nach ihm zu benennen pflegt, wurde nie vollendet. Mehr noch der Hohenstaufen fanden auf italischem Boden Tod und Grab: — zwei unter ihnen auch nach dem Tode nicht Ruhe. König Conrads Reste verbrannten in Messina mit der Kirche, in der sie beigesetzt waren. Als König Manfred im dichten Handgemenge gefallen war in der Beneventaner Schlacht, wo, nach Dante's hochherzig zürnendem Wort, „jeder Pulier ein Lügner war" *), und man den Leichnam, tödtliche Wunden am Haupt und auf der Brust, geschleppt durchs Franzosenlager, verscharrte man ihn an der Brücke von Benevent;

*) A Ceperan, là dove fù bugiardo
Ciascun Pugliese — —
(Hölle XXVIII, 16.)

jeder französische Krieger warf einen Stein auf die Stelle hin, und Petra Roseti, der Rosenfels, ward der Hügel genannt. Aber auch hier nicht gönnte ein anderer Feind ihm Ruhe: möge es der Dichter sagen, in dessen bedeutsamen Versen die ganze thatenreiche Geschichte seiner Zeit sich spiegelt:

Entsetzlich waren meine Sünden, aber
Die ew'ge Güte hat so große Arme,
Daß sie, was zu ihr wiederkehret, aufnimmt.

Der Hirte von Cosenza, der von Clemens
Einst ausgesendet ward, um mich zu jagen,
Hätt' er an Gott dies Antlitz recht gelesen,

So lägen meines Leibs Gebeine jetzt noch
Am Haupt der Brücke nah bei Benevento,
Unter dem Schirme des gewalt'gen Steinmals:

Nun badet sie der Regen, jagt der Wind sie,
Außer dem Reiche, gleichsam längs des Verde,
Wohin er bei erlosch'nem Licht sie brachte. *)

In der Carmeliterkirche zu Neapel, nahe dem Platze, wo der Hohenstaufen Stamm

„— erlosch in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat" **)

liegen Conradins Reste, harrend auf ein ihrer würdiges Denkmal. Und König Enzius, blond und schön und voll dichterischen Geistes wie die Meisten des Hauses, zweiundzwanzig Jahre lang ein Gefangener der Bolognesen,

*) Dante, Fegefeuer, III. 121 ff.

**) Platen.

die noch seinen Kerker zeigen im alten Palaste des Podestà, schlummert dort seit dem Jahre 1272, nachdem er den Untergang seines Geschlechts erlebt, in der Kirche S. Domenico.

Pisa bewahrt die Reste Heinrichs VII. Wenn auch Rom ferne, ist letzterer es doch, bei dem zu verweilen ich Veranlassung habe.

Der Römerzug des Lützelburgers, des letzten, der die Idee des alten Kaiserthums in sich trug und, man kann sagen in romantischem Hochsinn zu verwirklichen suchte, hat in Italien wenig bedeutende Spuren zurückgelassen. Die literarischen abgerechnet, wie sie in Dante Alighieri's beredten Briefen, in den Geschichtswerken des Paduaners Albertino Mussato, des Giovanni da Cermenate, des Vicentiners Ferrero und in den gleich vortrefflichen wie lebenvollen florentinischen Chroniken sich vorfinden, treten uns nur wenige anderer Art entgegen. Wenigstens in Mittelitalien. Bei der Abtei San Salvi im Arnothale überschaut man die Ebene, in welcher der Kaiser lagerte, vergeblich das widerspenstige, aber behutsame Florenz herausfordernd zum offenen Kampfe. Was auf dem Hügel, der das am Wege von Florenz nach Siena liegende hübsche Städtchen Poggibonzi beherrscht, von Trümmern zu sehen ist, gehört wahrscheinlich späterer Zeit: noch im 16. Jahrhunderte aber trug der Ort den Namen Poggio imperiale von der Burg, welche Kaiser Heinrich, durch das Mislingen seiner Pläne nicht abgeschreckt noch entmuthigt, im Winter von 1313 hier, im Nabel Toscana's, erbaute. Nachmals ward dann der ältere Name, Bonizo's Hügel, von neuem vorherrschend. Buonconvento, der Ort an der römischen Straße, wo am 24. August 1313

Heinrich verſchied, nicht an Gift, ſondern am Fieber, welches Anſtrengungen, Sorgen und italiſche Sommerglut ihm zugezogen, hat kaum noch etwas Alterthümliches aufzuweiſen. Die kaiſerliche Leiche wurde erſt nach Suvereto in der Maremma gebracht, dann nach dem treuen Piſa, wo man ſie im Dom beiſetzte. Urſprünglich befand ſich das Grabmal in der Tribune des Hochaltars: im J. 1494 wurde es in der Kapelle des h. Rainer aufgeſtellt, 1727 über der zur Sacriſtei der Domherren führenden Thüre. Ein Theil der Verzierungen ging bei dieſer Gelegenheit zu Grunde. Im Jahre 1830 endlich, als im Dom verſchiedene Umänderungen vorgenommen wurden, brachte man das Monument in die Hallen des Camposanto, wo man es jetzt an der ſchmalen Wand der Weſtſeite ſieht, in der Nähe des Denkmals der drei Grafen von der Gherardesca, von denen der ältere, Bonifaz, ebenfalls 1313 ſtarb, einem Geſchlechte angehörend, das, wie in der Geſchichte Piſa's überhaupt, ſo in jener der Beziehungen dieſer Stadt zu den Kaiſern eine wichtige Rolle ſpielte. Graf Gerhard von Donoratico, einer von ihnen, führte am Tage von Scurcola die toscaniſchen Gibellinen im Heere Conradins, ward ein Gefangener des Anjou und ſein Haupt fiel auf dem Blutgerüſt zu Neapel. In dem mehrfachen Ortswechſel, den des Kaiſers Grabmal erfuhr, liegt ein Mangel an Pietät: namentlich aber in deſſen Wegräumung aus dem Dome. Nicht etwa, als ob das Camposanto, Niccolò Piſano's wundervoller Bau, nicht eine würdige Stelle wäre für ein Kaiſergrab. Eine ſchönere zu finden, wäre ſchwer: aber der Umſtand, daß dieſe Hallen jetzt eine Art Muſeum geworden ſind, wo Werke der heidniſchen Kunſt neben

denen der chriſtlichen ſtehen, ſpricht gegen die Wahl. Die kaiſerlichen Reſte hätten bleiben müſſen, wo ſie urſprünglich von der klagenden Bevölkerung beigeſetzt worden waren.

Das Grabmal iſt ein Sarkofag von weißem Marmor, auf doppeltem, breitern Unterſatze ſtehend. Den obern Theil deſſelben nimmt folgende Inſchrift ein:

> Hoc in sarcophago non quidem spernendo Henrici olim Lucemburgensis comitis et posthec septimi eius nominis Romanorum imperatoris ossa continentur que secundo post eius fatum anno videlicet MCCCXV die vero XXV sextilis Pisas translata summo cum honore et funere hoc in phano ad hūc usque diem collocata permansere. *)

Auf dem untern Theile ſieht man in der Mitte den kaiſerlichen Adler mit dem Motto: Quid hic facimus venit ex alto; links ein Kreuz, rechts das Wort OP̂E, alles in halberhabener Arbeit. Die Vorderſeite der Lade nehmen zehn Heiligengeſtalten ein, mit architektoniſcher Verzierung. Zu den Seiten zwei kleine Statuen, Klagende oder Leidtragende. Auf dem Deckel liegt die Geſtalt des Kaiſers, das unbedeckte Haupt auf einem Kiſſen ruhend, im kaiſerlichen Mantel, auf dem man Löwen und Adler erblickt, Sinnbilder der gibelliniſchen und guelfiſchen

*) Die Inſchrift iſt ſchwerlich gleichzeitig. Heinrichs Leiche wurde ſchon am 2. Sept. 1313 nach Piſa gebracht: vielleicht bezieht ſich die Angabe des 25. Auguſt 1315 auf die Beiſetzung. Zu bemerken iſt, daß der Lützelburger hier Heinrich der Siebente genannt wird, während er als imperator Romanorum nur der ſechſte war. Denn der Finkler war ja nur teutſcher König.

Parteien. Das Grabmal iſt das Werk eines Bildhauers aus Siena, Maeſtro Tino di Maeſtro Camaino, der auch das in Sta. Maria del Fiore zu Florenz befindliche Denkmal des Bichofs der Stadt, Antonio d'Orſo, verfertigte, welcher bei dem Angriffe, den der zu S. Salvi lagernde Kaiſer Heinrich unternahm, durch Beiſpiel und Ermahnung die Bürger zur Vertheidigung ermunterte. Ein ſeltſames Zuſammentreffen! Bei Gelegenheit der beiden jüngſten Ortsveränderungen wurde die Lade geöffnet. Man fand neben den Gebeinen Krone, Szepter und Weltkugel von Silber, und Reſte des goldgeſtickten Kaiſermantels. Alles blieb, wo und wie man es gefunden.

Bei dieſer verhältnißmäßigen Dürftigkeit der Erinnerungen an den ritterlichen Kaiſer, welche wir in dem heutigen Italien gewahren, dürften einige Inſchriften, die ſich auf Theilnehmer am Römerzuge beziehen, nicht ganz ohne Intereſſe ſein. Ich fand ſie in Sta. Maria Araceli: die Steine ſind in den Fußboden des Langſchiffs eingefügt und ziemlich abgetreten, ſodaß es immer ſchwerer werden wird, ſie zu leſen. Sie ſind vom Monat Juni 1312, alſo nicht gar lange vor des Kaiſers Auszug nach Tivoli, der am 20. Juli ſtattfand. Die Kämpfe mit der neapolitaniſchen Partei, der die Orſini ſich angeſchloſſen und welche die Engelsburg und Leoſtadt mit St. Peter beſetzt hielt, hatten ohne Unterlaß gewährt. Bösartige Krankheiten, das alte Erbe der Weltſtadt, waren in Heinrichs Heere ausgebrochen und verringerten die Maſſe, was endlich zum Abzug nöthigte. Zwei Grabſteine decken die Gebeine von Rittern aus dem Gefolge des Pfalzgrafen Rudolf, Herzogs von Baiern, welcher, ein ſpäter Theil-

nehmer, in Genua Anfang 1312 zum Heere geſtoßen war. Der erſte hat folgende Aufſchrift unter einem mit Helm und Decke geſchmückten, jetzt nicht mehr erkennbaren Wappen:

† Anno Dni MCCCXII VII Kal. Iunii die veneris post Urbani obiit Dns Eberhardus miles de Erlach magister camere illustris Dni Rodulfi comitis palatini Reni et ducis Babarie. Requiescat in pace. Amen.

Bei dem zweiten iſt die Form ganz dieſelbe. Die Inſchrift lautet:

† Anno Do MCCCXII VII Kal. Iunii obiit Ill Ekebert Crecil miles marescal Illustris Dni Rudolfi comitis palatini Reni et ducis Babarie.

Die beiden andern Inſchriften nennen Schreiber der kaiſerlichen Kanzlei, deren Geſtalten, in bloßer Andeutung der Formen durch eingehauene Umriſſe, man auf den Steinen ſieht. Das Ganze umgeben von gleichfalls im Umriß angedeuteter architektoniſcher Verzierung mit Spitzbogen am obern Ende. Die herumlaufenden Inſchriften heißen:

† Hic iacet Sanctus Andree Lutii de Callio notari aule et scriptor cancellarie Dni Heinrici Romanorū Imperatoris ob anno Dni MCCCXII die VI Iunii.

† Hic iacet Franciscus de Imola notarius aule et scriptor cancellarie Dni Henrici Romanorū Imperatoris q obiit A D MCCC XII — (Reſt unleſerlich.)

Auf einem andern, hierher gehörigen Stein ſind nur noch die Worte: — — miles magister — — Ioannis comi-

tis forensis — — MCCCXII zu leſen. Wer weiß, ob unter den nicht beachteten Grabſteinen anderer römiſchen Kirchen nicht mehre noch ſich finden, welche die Namen ſolcher Mannen enthalten, die entweder während des Kaiſers Anweſenheit oder im ſpätern Sommer ſtarben, als der Herr von Savigney und der Graf von Bucheck zur Bewachung der Stadt zurückblieben.

Einmal auf das Capitel teutſcher Grabmonumente gekommen, benutze ich die Gelegenheit, Anderes anzureihen.

In der Kirche S. Pietro in vincolis ſieht man das Grabmal des Cardinals Nicolaus von Cuſa, der, in dem Dorfe Cues an der Moſel im J. 1401 geboren, in Holland gebildet, auf dem Conzil zu Baſel eine bedeutende Rolle ſpielte und auf die nachmalige Geſtaltung des Kirchenweſens in Teutſchland einen von Vielen hart angefochtenen Einfluß hatte, indem das reformatoriſche Wirken, wie er es in ſpätern Jahren unternahm, den Erwartungen der anti-curialiſtiſchen Partei, die ihn einſt zu den Ihrigen zählen zu können geglaubt hatte, wenig entſprach. Auf dem mit ſeinem Bildniß geſchmückten Grabſteine lieſt man die Inſchrift:

> Nicolaus de Cusa Treveren Sancti Petri ad vincula Cardinalis Brixien Epus Tuderti obiit MCCCCLXIIII XI Augusti ob devocionem cathenarum Scti Petri hic sepeliri voluit.
>
> Dilexit Deum timuit et veneratus est ac illi soli servivit Promissio retribucionis non fefellit eum. v. a. LXIII.

Und an der Wand unter einem Relief, auf dem man den h. Petrus ſieht, dem ein knieender Engel die Ketten

überreicht, während auf der andern Seite Cuſa kniet, die Worte:

Qui iacet ante tuas Nicolaus Ste Petre cathenas
Hoc opus erexit cetera marmor habet
MCCCCLXV.

Einige teutſche Monumente von Bedeutung enthält die Nazionalkirche Sta. Maria dell' anima. Sie ſind beinahe ſämmtlich älter und ich wüßte kein modernes aufzuführen. Dafür findet man hier das Denkmal des letzten nicht-italiſchen Papſtes, Hadrian VI. Bekanntlich wurde es von Baldaſſar Peruzzi gezeichnet, von dem Bildhauer Michelagnolo von Siena ausgeführt. Es macht keine beſondere Wirkung: die Verhältniſſe der Figuren, der vier kleinen Statuen der Tugenden ſowol wie jener der Reliefs, ſind kurz und etwas ungeſchickt. Der Cardinal Wilhelm Enkevoerdt, welcher ſeinem Freunde und Wohlthäter, der Keinem außer ihm den rothen Hut gab, dies Monument ſetzte, liegt ſelbſt hier begraben (er ſtarb 1534): ſein Denkmal mit liegender Statue iſt aber ein höchſt unglückliches Werk. Daſſelbe iſt zu ſagen von dem des Cardinals Andreas von Oeſterreich (Neffe Carls V., geb. 1557, geſt. 1600), welches zu jenem gleichſam den Pendant bildet. Beſſer, obgleich alle Mängel der Kunſt der letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts zur Schau tragend und im Styl der Sculpturen in Sixtus' V. und Pauls V. Kapellen in der Sta. Maria Maggiore, iſt das Denkmal des Prinzen Carl Friedrich von Cleve-Berg, welcher im Jubeljahr 1575 in Rom ſtarb. Es wurde von Papſt Gregor XIII. errichtet: als ſeine Verfertiger nennt man die niederländiſchen Bildhauer Egidius de

Rivière und Nicolaus von Arras. Ein dazu gehöriges Relief, den Papſt darſtellend, welcher am Weihnachtsfeſte dem Prinzen den geweihten Hut und Degen überreicht, ſieht man in dem zur Sacriſtei führenden Gange. Von berühmten Leuten iſt noch Lucas Holſtenius hier begraben, der gelehrte Cuſtos der Vaticana, welcher im J. 1661 ſtarb. Unter der Marmorplatte mit Inſchrift iſt ſeine Büſte aufgeſtellt.

Noch muß ich eines Grabſteins erwähnen, der, ziemlich tief neben einer der Seitenthüren eingemauert, wol nicht Vielen in die Augen fällt, übrigens nicht durch ſeinen Kunſtwerth (man ſieht darauf nur ein, ſonſt gut gearbeitetes Wappen), ſondern durch den Namen, den man auf ihm lieſt, intereſſant iſt und durch die Erinnerung, die er weckt, an eine verhängnißvolle Zeit. Es iſt das Monument Melchiors von Frundsberg, welcher bei den teutſchen Landsknechten blieb, nachdem ſein Vater Jörg, der ſie aus Teutſchland hergeführt, während einer Meuterei der unruhigen, die rückſtändige Löhnung verlangenden Haufen bei S. Giovanni im Bologneſiſchen vom Schlage gerührt worden war und krank nach Ferrara hatte gebracht werden müſſen. Der junge Melchior führte ein Fähnlein unter Conrads von Bemmelberg Commando bei der Erſtürmung Roms, aber er ſah die Heimat nicht wieder. Caspar Schwegler, der Familie treuer Genoß und Zahlmeiſter der Landsknechte, ließ dem Jünglinge, der die Gruft der Frundsberge in Mindelheim nicht theilen ſollte mit Vater und Bruder, dies Denkmal ſetzen. Die Inſchrift heißt:

Melchiori a Frundsberg Georgii equitis splendidiss. Caesarianique germanici peditatus bello italico praes. filio qui dum honestiss. ordines duceret in urbe idibus Ianuarii 1528 immatura morte interceptus est XXI aetatis suae anno Caspar Swegler alumnus quaestor exercitus militum tribunus B. M. P.

Unendlich größer als die Zahl teutſcher Denkmale iſt die der franzöſiſchen, namentlich aus den neuern Zeiten.

Hundertzweiundfünfzig Jahre lang ruhte Claude le Lorrain in der Kirche der Dreieinigkeit auf dem Monte Pincio. Von Wenigen beachtet war der einfache Grabſtein, auf welchem, neben einem jetzt unkenntlichen Wappen, folgende Inſchrift ſteht:

Claudio Gellée Lotharingo
ex loco de Chamague orto
pictori eximio
qui ipsos orientis et occidentis
solis radios in campestribus
mirifice pingendis effinxit
hic in urbe ubi artem coluit
summam laudem inter magnates
consecutus est
Obiit IX Kal. Decemb. MDCLXXXII
Ioannes et Iosephus Gellée
Patruo cariss. monumentum hoc
sibi posterisque suis
poni curarunt.

Wie der Vicomte de Chateaubriand, als er Botſchafter beim h. Stuhl war (er ging bekanntlich beim Sturze des Martignac'ſchen Miniſteriums ab) in der Kirche S. Lorenzo in Lucina dem Nicolas Pouſſin ein Denkmal

ſetzte *), ſo wollte die franzöſiſche Regierung Claude Lorrain ehren. Die Idee ging von Herrn Thiers aus, als er Miniſter des Innern war: dem pariſer Bildhauer, Paul Lemoyne, der ſeit vielen Jahren in Rom anſäſſig iſt und ſich namentlich durch ſeine Statue der Medea einen Namen gemacht hat, wurde die Ausführung übertragen und im J. 1840 ward das Monument in der Nazionalkirche S. Luigi aufgeſtellt. Der Genius der Kunſt, eine etwas über lebensgroße Statue, ſteht neben einem Poſtament, auf welchem man die Büſte des Künſtlers erblickt, welche zu bekränzen er im Begriffe iſt. Der Ausdruck des Kopfes der weiblichen Geſtalt iſt etwas kalt und unbedeutend, ſonſt ſind Form und Haltung zu loben. Auf dem Fußgeſtell lieſt man folgende Worte:

---

*) Außer des Künſtlers Büſte ſieht man ein Relief, welches die Compoſizion ſeiner ſchönen Landſchaft: Les bergers d'Arcadie wiedergibt. Die Inſchrift heißt:

F. A. de Chateaubriand
A Nicolas Poussin
Pour la gloire des Arts
Et l'honneur de la France.
Nicolas Poussin
Né aux Andelys en MDLXXXXIV
Mort à Rome MDCLXV.
Et enhumé en cette eglise.

Parce piis lacrimis vivit Pussinus in urna
Vivere qui dederat nescius ipse mori
Hic tamen ipse silet si vis audire loquentem
Mirum est in tabulis vivit et eloquitur.

A Claude Gellée dit Le Lorrain
Peintre français
Mort à Rome en MDCLXXXII
Et inhumé en l'église
De la Trinité des monts
La France
A consacré ce monument
Louis Philippe étant Roi des Français
A. Thiers ministre de l'Intérieur
J. Fay de La Tour Maubourg
Ambassadeur du Roi à Rome
1836.

Niemand wird dieſe Inſchrift klaſſiſch — Viele aber werden ohne Zweifel die Eitelkeit des Miniſters des Innern komiſch finden. Claude's Gebeine wurden, zuſamt ſeinem Grabſtein, aus der Trinita de' monti nach S. Luigi gebracht. Dieſes Aufwühlen der Gräber hat überhaupt etwas dem beſſern Gefühl Widerſtrebendes — weßhalb man nun im gegenwärtigen Falle das Denkmal nicht in jener Kirche errichtete, die auch der franzöſiſchen Nazion ihre Gründung verdankt und die ſchönen goldenen Lilien trägt, ſieht man nicht recht ein, wenn es nicht geſchah, um es mehr in Evidenz zu bringen, da die Trinitakirche zum Kloſter der franzöſiſchen Nonnen gehört und nur ausnahmsweiſe geöffnet iſt.

In neueſter Zeit iſt San Luigi mit manchen Monumenten geſchmückt worden, auf denen man zum Theil berühmte Namen lieſt. Meiſt rühren ſie von Lemoyne her. So das Denkmal Pierre Guérins, des Malers der Dido, welcher, 1774 geboren und einſt Director der hieſigen franzöſiſchen Akademie, im J. 1833 bei einem Beſuche ſtarb, den er Horace Vernet abſtattete; das des Neſtors

unter den französischen Malern, Nic. Didier Boguet, der in einem Alter von 84 Jahren 1839 hier verschied; jenes des bekannten Malers und Kunstkenners Jean Baptiste Wicar aus Lille, welcher 1834 starb; endlich das Monument des im J. 1837 verstorbenen Botschafters Marquis de La Tour Maubourg. Auch dem talentvollen Xavier Sigalon aus Nimes, welcher, 1788 geboren, am 18. August 1837 eines der ersten Opfer der Cholera fiel, kurze Zeit nachdem er die vortreffliche Copie des Buonarrotischen Weltgerichts für die französische Regierung beendigt, ist hier ein Grabstein mit seinem Bildniß als Medaillon gesetzt. Und wie manche Namen finden wir sonst noch! Aus der jüngsten Vergangenheit sind da Seroux d'Agincourt, der unermüdet fleißige Geschichtschreiber der schönen Künste im Mittelalter, bei dem kritischer Sinn und scharfer Blick leider nicht dem Eifer und dem Interesse gleich kamen, und der nach langem Aufenthalte in Rom 1814 in einem Alter von 84 Jahren starb; und der Cardinal de Bernis, Botschafter Ludwigs XV. und seines Nachfolgers, welcher, die Republik erlebend, den Sturz des Königshauses und den Untergang des Regimes, welchem er seine Größe verdankte, zu spät, im J. 1794 starb. Das Denkmal der Frau von Montmorin würde ich nicht anführen, wäre es nicht, weil Chateaubriand es setzen ließ. Oben sieht man verschiedene Medaillons, unter denen die Inschrift: Quia non sunt; dann im Relief eine liegende weibliche Gestalt und die Worte:

D. O. M.
Après avoir vu périr toute sa famille
Son père, sa mère, ses deux frères et sa soeur
Pauline de Montmorin, consumée d'une
Maladie de langueur est venue mourir
Sur cette terre étrangère.

F. A. de Chateaubriand a élevé
Ce Monument à sa memoire.

Aelterer Monumente ſind viele vorhanden. So jene des Charles Erard und Charles François Poerſon, beide Directoren der Académie de France, jener im J. 1689 geſtorben, dieſer 1725. Und mehr denn ein franzöſiſcher Botſchafter und franzöſiſcher Cardinal, deren Denkmale mehr durch die Namen den Blick auf ſich ziehen als durch ihren Kunſtwerth: Charles d'Angennes, Cardinal von Rambouillet, Botſchafter bei Pius V., im J. 1587 als Gouverneur von Corneto geſtorben; der berühmte Cardinal d'Oſſat, der, eines Bauern Sohn, als Secretär des Botſchafters Heinrichs III. beim h. Stuhl, Paul de Foix, ſeine Laufbahn begann, den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholiſchen Kirche und die Eheſcheidung des Königs vermittelte und im J. 1600 ſtarb. Sein Denkmal wurde durch den Grafen von Basquiat, Botſchafter bei Clemens XIII., 1763 errichtet. Noch finden wir die Cardinäle De La Grange d'Arquian, Vater der Königin Marie Caſimire, Gemalin des tapfern Polenkönigs Johann Sobieski, früher Capitän in der Garde des Herzogs von Orleans, und De La Tremouille, welche beide als Botſchafter bei Clemens XI., erſterer 1707 (1703), der andere 1721 verſchieden. An den Duc d'Eſtrées, welcher eine Relazion über das Conclave hinterließ, aus dem

Gregor XV. als Papſt hervorging, erinnert ein einfacher Grabſtein, welchen der Botſchafter Graf von Ste. Aulaire im J. 1832 ſetzen ließ.

Es iſt etwas Schönes um dieſe Nazionalkirchen, wo man auf heimiſchem Boden zu ſein glaubt, indem man ſo manchen vaterländiſchen Namen begegnet. So iſt man in S. Giovanni de' Fiorentini (einem ſchönen Tempel, der leider ſeit längerer Zeit geſchloſſen iſt, ſeiner Baufälligkeit und der Ausbeſſerungen wegen, welche nicht recht vorzurücken ſcheinen) von lauter Florentinern umgeben, in S. Carlo am Corſo von Lombarden, in S. Marco von Venezianern. Nicht der geringſte der Reize Roms liegt in dieſem Umſtande.

Bevor ich ende, muß ich noch einer Inſchrift gedenken, welche man in einer Kapelle der an Monumenten ſo reichen Laterankirche ſieht. Die Meiſten gehn ohne Zweifel an ihr vorüber und ahnen nicht, wie viel einſt die Frau vermochte, deren Namen ſie nennt.

Heic beatam praestolatur anastasin
Maria Anna regiae stirpis De La Tremoille
Princeps Ursina
Flavii Brachianensium ducis q. uxor
Decessit octuagenaria maior
Prid. non. Decemb. an. MDCCXXII
Ad servandam matronae celeberrimae memoriam
Monumentum positum est.

Es iſt die Princesse des Ursins, vor deren Denkmal wir ſtehen.

Maria Anna de La Tremouille war einem Geſchlechte entſproſſen, deſſen Name in der erſten Reihe des franzöſiſchen Adels glänzt und deſſen erbliche Rechtsanſprüche

auf die Krone Neapel in Frankreich minder beſtritten wurden, als die der Luſignan auf Jeruſalem und Cypern, die der Courtenai, welche im vorigen Jahrhundert mit der Marquiſe de Bauffremont ausſtarben, und der noch exiſtirenden Comnène, von denen die Ducheſſe d'Abrantes herkam und die in Corſica und in Italien eine ſeltſame Rolle ſpielen, auf die Kaiſerthrone von Conſtantinopel und Trapezunt. Es hat immer Prätendenten gegeben und es wird deren immer geben, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn wir in unſern Tagen neben den Ducs de Normandie, geborne Prinzen von Mantua ſehen, die gegen den Wiener Congreß proteſtiren, womit ſie jedenfalls etwas ſpät kommen. Mlle. de La Tremouille, um den Faden nicht zu verlieren, war zuerſt mit dem Fürſten von Chalais, Adrien Blaiſe de Talleyrand, verheirathet, folgte dieſem ins Exil, in das er eines famöſen Duells wegen gehen mußte, befand ſich in Rom als Witwe und ohne Vermögen und heirathete dort 1675 den ſchon alten und reichen Herzog von Bracciano, Flavio Orſini. Bald zum zweitenmale Witwe, war ſie in Rom durch ihr Vermögen, ihre Stellung, mehr aber noch durch Geiſt und Gewandtheit, der Mittelpunkt der vornehmen Welt, die damals, wo noch eine Menge Cardinäle aus regierenden und großen Häuſern die Kirche als Mittel zu politiſchen Zwecken betrachteten, einen ganz andern Glanz und ein ganz anderes Leben entfaltete als jetzt. Im J. 1701 ging die Fürſtin Orſini als Oberhofmeiſterin der jungen Gemalin Filipps V. nach Spanien, erlangte den größten Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes während des Erbfolgekriegs, hinderte, obgleich durch franzöſiſchen Einfluß zu ihrer Stelle gelangt,

das Gelingen der Plane Ludwigs XIV., welcher die Leitung des Königreichs in seiner Hand behalten wollte, mußte drei Jahre darauf französischen Intriguen weichen, und kehrte schon nach einem Jahre nach Madrid zurück, wie im Triumf und mit größerm Einfluß denn je. Man hat ihr das Unglück, welches die Waffen Filipps verfolgte, großentheils zur Last legen wollen: ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Soviel ist gewiß, daß die Abberufung mehrer französischen Feldherren durch ihre Machinationen erfolgte, unter andern die des Marschalls von Berwick und des Herzogs von Orleans. Als Filipp nahe daran war, die spanische Krone zu verlieren, rettete sie ihm jener Herzog von Vendome, der bestimmt schien, durch Tapferkeit und Geistesgegenwart stets wieder gut zu machen, was er durch Trägheit und Leichtsinn eben verdorben hatte. Er führte den König nach Madrid zurück und sicherte den Thron durch den Sieg bei Villaviciosa, nach welchem er die zahlreichen Fahnen und Standarten, die er dem Feinde genommen, auf den Boden legen ließ mit den Worten: Ich werde Ew. Majestät das beste Bett bereiten, auf dem je ein König geruht hat.

Die Königin starb; Filipp blieb nicht lange Witwer. Im Verein mit Alberoni, der damals als Geschäftsträger des Herzogs von Parma in Madrid lebte, lenkte die Fürstin Orsini die Wahl auf Elisabeth Farnese, die letzte ihrer Familie, durch welche die italienischen Herzogthümer an die spanischen Bourbons kamen. Aber diesmal war die Schlaue durch noch Schlauere überlistet worden: Alberoni hatte ihren Sturz bereitet, um sich zu heben. Die Abneigung des spanischen Adels gegen die Allgewaltige

kam ihm zu Hülfe. Eine unbedeutende Veranlaſſung beim Empfange der jungen Königin, der ſie in ihrer Eigenſchaft als Camarera mayor einige Verhaltungsregeln geben zu müſſen glaubte, führte den Ausbruch herbei: augenblicklich wies die Farneſin ſie aus ihrer Nähe, und in ihrem reichen Hofkleide, geſchminkt und gepudert, ohne Mantille und ohne Gefolge, wurde ſie, von Wachen begleitet, in verſchloſſenem Galawagen alſobald nach der Grenze gebracht und dort buchſtäblich auf die Straße geſetzt. Es war mitten im Dezember 1714 und grimmig kalt. Kalt wie das Wetter war die Aufnahme, die ſie in Paris fand. Nachdem ſie mehrmals den Aufenthalt gewechſelt, kehrte ſie nach Rom zurück, den Schauplatz frühern Glanzes. Rom beherbergt mit edler und uneigennütziger Gaſtfreundſchaft ſo viele gefallene Größen: weßhalb ſollte es Madame des Urſins nicht aufnehmen? War ſie doch ſelber eine Principeſſa Romana. Ihr Bedürfniß nach Thätigkeit war ſtets daſſelbe. Um etwas zu thun zu haben, ſchloß ſie ſich den Stuarts an, gleich ihr gefallene Herrſcher. So führte ſie eine Zeitlang gewiſſermaßen die Oberaufſicht über das Hausweſen des Chevalier de St. George, den man in Rom Jakob III. nannte und König von England.

In einem der intereſſanteſten und unterhaltendſten Bücher, welche die neuere franzöſiſche Memoirenliteratur hervorgebracht hat, den Souvenirs de la Marquise de Créquy (deren Urſprung zu unterſuchen nicht hierher gehört), kommt auch Mme. des Urſins vor. Die Marquiſe ſah ſie in Rom, etwa anderthalb Jahre vor ihrem Tode. „Madame des Urſins war hochmüthig, wie man nur ſein kann, wenn man fünfzehn oder ſechzehn Jahre lang Mademoiſelle de La

Tremouille geheißen hat. Sie kam mir gekünstelt, arglistig, herrschsüchtig, voller Ansprüche, kurz in jeder Beziehung unangenehm vor. Man behauptete, sie bewahre einen Rest von Schönheit: mir gelang es nicht, ihn aufzufinden. Was sie aber ungeschmälert bewahrt, waren ihre Manieren einer großen Dame, mit der Gewohnheit, in Alles sich zu mischen, was sie nichts anging. Sie machte die gesuchtesten Toiletten, wobei sie Brust und Schultern entblößte. — Bevor sie nach Rom kam, hatte sie sich auf ihr Schloß Chanteloup zurückgezogen, welches sie bei Amboise in der Touraine erbaut, in der Absicht, es zum Hauptort eines kleinen Fürstenthums zu machen, welches so recht mitten in Frankreich zu begründen sie in schönern Tagen geträumt hatte. Aber bald fand sie es zu enge und tödtlich langweilig. Da Ludwig XIV. und Mme. de Maintenon keinen Rest von Wohlwollen mehr für sie übrig hatten, so war sie am Ende genöthigt, Rom zu ihrem Wohnorte zu wählen, wo sie wenigstens sicher war, jene Bedeutung wiederzuerlangen und die Autorität zu genießen, die man der Schwester des Cardinals de La Trémouille und der Witwe eines Orsini nicht verweigern konnte."

Fünfter Brief.

Sommerleben in Rom.

Wer lernen will, was Einsamkeit ist, muß als Fremder den Sommer in Rom zubringen. Es ist dies eine Sache, die keinem einfällt, der nicht dazu genöthigt ist. Rom hat glänzende Zeiten: den October für das Volk, den Winter für die Gesellschaft, Carneval und Ostertage für beide. Dann ist's zu Ende; die letzten kolossalen Feuergarben der Girandola, welche prasselnd aus dem Grabmal Hadrians emporsteigen, sind das Signal, daß es mit der Herrlichkeit aus ist. Wie Grillparzers Ahnfrau, geht dann Alles „nach Hause." Freilich bleibt ein geringer Theil der Wintergäste noch einige Zeit länger; sie benutzen die längeren Tage und das freundlichere Wetter, um Ausflüge zu machen und die reizenden Umgebungen der Stadt in einem Flor zu sehen, dessen sie entbehren müssen, so lange das frische Grün noch nicht mit dem dunkeln der Steineichen, Pinien und Cypressen sich vermengt hat. Nur Tivoli mit seinen pittoresken Felsenmassen, seinen Cascaden und den Terrassen der Villa

d'Eſte, und Oſtia ſammt dem nahen Caſtel Fuſano mit den unabſehbaren Weiden und dem wogenden Pinienwalde und dem gelben Strande, machen im Winter eine gleich große Wirkung; Frascati und Albano und das ganze Gebirge muß man dann ſehen, wenn die Vegetation wieder ihre volle Kraft und ihren ganzen Reichthum gewonnen hat. Dazu iſt der Frühling die paſſendſte Zeit.

So erleben denn manche Fremde noch die Prozeſſion des Corpus Domini, beinahe gar keiner das Petersfeſt, an welchem eine zweite Girandola auf drei Monate lang dem Leben und der Bewegung Abſchied gibt. Die große Hitze iſt dann gewöhnlich längſt da, und wer von neun Uhr Morgens an bis ſechs nach Mittag nicht nothwendig ausgehen muß, bleibt gerne zu Hauſe. Die „umwölkt ſchwermüthige Fieberluft Roms," die man mit Platen gerne hinter ſich ließe, wenn man könnte, laſtet centnerſchwer. Auch der eigentliche Fond der Geſellſchaft iſt auseinandergeſprengt. Vom diplomatiſchen Corps hat der Eine Urlaub genommen und iſt nach Hauſe oder in's Bad gegangen, der Andere hat eine Villa in der Nachbarſchaft bezogen; die römiſchen Häuſer, welche Winters empfingen, ſind ſämmtlich geſchloſſen und ihre Bewohner ſind theils auf dem Lande, theils ſo gänzlich zurückgezogen, daß man nicht weiß, ob ſie noch leben oder todt ſind. Ueberhaupt nimmt, die genaueſten Bekannten ausgenommen, keiner mehr Notiz vom Andern, und man ſieht ſich nicht, außer wenn man einander beim Spazierenfahren begegnet. Aber auch vom Spazierenfahren iſt nicht viel die Rede. Wenn die Sonne dem Untergange ſich zuzuneigen beginnt, ſo fährt man zur Porta del Popolo hinaus, wo bis zu zwei Dritteln des Weges nach Ponte-

molle jeden Nachmittag geſprengt wird und wo man ſich zwiſchen zwei Reihen langweiliger Häuſer befindet, welche nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Monte Mario frei laſſen. An Sonntagen iſt die Villa Borgheſe der Verſammlungsort und mit Equipagen und Luſtwandelnden gefüllt. Aber man befindet ſich inmitten einer faſt völlig unbekannten Welt: unter zehn und zwanzig Wagen iſt kaum ein einziger, in dem man die Leute kennt, und höchſtens ſieht man bekannte Geſichter, denen man hundertmal begegnet, ohne je in der Geſellſchaft mit ihnen zuſammengekommen zu ſein und auch nur ihren Namen zu wiſſen.

An Sonntagen iſt die Stadt keineswegs ſtille, wie auf dem Corſo auch an Wochentagen gegen Sonnenuntergang immer noch genug Leben iſt. Aber auf den Corſo und wenige andere Straßen iſt auch dies Leben beſchränkt; alles Uebrige iſt ruhig. Auf dem Pincio, deſſen Reihen von Akazien herrliche Laubgänge bilden und wo man Grün und Blumenbeete mit löblicher Sorgfalt unterhält, begegnet man beinahe Niemanden, außer einſamen Wanderern, die ſich an der ſchönen Ausſicht und dem tiefglühenden Purpur des weſtlichen Himmels beim Sonnenuntergang erfreuen wollen. Nach der großartigen Villa Pamfilj, welche die mannigfaltigſten Abwechslungen des Terrains, die Reize der Waldung und des freien Feldes mit der regelmäßigen Schönheit und den geraden Linien eines Gartens im alten Styl mit kunſtreichen Laubwänden, Waſſerkünſten und zierlich ausgelegten Beeten vereinigt, geht faſt keiner. Die übrigen, im Winter beſuchten Spaziergänge und Wege ſind ganz verlaſſen und nur auf dem nach der Paulskirche fahren

noch einige Omnibus hin und her. Es ist freilich ein schlechtes Vergnügen, von Staubwolken umhüllt zu sein, oder mitten in den um nichts erfreulicheren Rauchwolken sich zu befinden, durch die man die Aria cattiva zu verscheuchen wähnt, und links und rechts auf sonneverbrannte Wiesen und gelbe Stoppelfelder zu blicken. Die Villen in der nächsten Umgebung sind alle leer; die Malaria allein wohnt in ihnen, und sie ist ein Gast, der keinen ungestraft neben sich läßt. Nur an den Abhängen des Albanergebirges sind alle Landhäuser voll Uebersommernder.

Das römische Volk ist ein sehr genügsames Volk. Ich möchte die Einwohner irgend einer teutschen Stadt sehen, die sich mit so wenigem Amüsement begnügten. Wo gibt es hier die Schenken und Gärten, Tanzplätze und Concerte, welche dort vor allen Thoren sich finden? wo die Stralau's und Treptows, Blumen- und Schulgarten, die Tivoli's und Villabella's Nordteutschlands? Die paar schlechten Osterien mit Küchen, die man an den Wegen sieht, können hier kaum in Anschlag kommen, und selten vernimmt man in dieser Jahreszeit das Prasseln und Klingen des den Saltarello begleitenden Tamburins. Alle Heiterkeit wird für den October und den Fasching aufgespart. Nachdem die Prozessionen der Frohnleichnamsoktave vorüber sind, gibt es kaum irgend ein öffentliches Fest mehr, wenn ich ein paar populäre Kirchenfeierlichkeiten ausnehme. Dazu gehört das Fest des h. Antonius von Padua, eines der volksthümlichsten Heiligen Italiens und eines der am meisten angerufenen Patrone, welches in Sta. Maria Araceli auf dem Capitol gefeiert wird. Namentlich Abends macht es sich

maleriſch. Die hundertſtufige breite Marmortreppe hinauf, die in Folge der Peſt von 1348, Boccaccio'ſchen Andenkens, angelegt ward, brennen Lichter bis zu der Baſilika, deren ungeſchmückte, leider ihrer gothiſchen Zierrathen beraubte Backſteinfaçade von dem flackernden Schein unſtät beleuchtet wird. Am Fuße derſelben iſt ein Gerüſt für eine Muſikbande errichtet, und auf der Rampe wie auf dem Platze des Capitols wird ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, deſſen Raketen und bengaliſchen Lichter den alten Marc Aurel umſpielen, Michelangelo's Bauten bald hell erſcheinen laſſen, bald in tiefes Dunkel ſtürzen, während der hohe Thurm des Senatoriſchen Palaſtes in die Luft emporragt.

Das größte Feſt aber iſt das der Himmelfahrt Mariä. Es gibt keine Straße in Rom, in welcher nicht mehre Tabernakel und Heiligenbilder an den Ecken, über den Thüren und ſonſt an den Häuſern ſich befinden, meiſt Madonnen, vor denen Lampen brennen, die noch zu Pius' VI. Zeiten die einzige Straßenbeleuchtung Roms bildeten. Jeden Abend hört man vor dieſen Madonnenbildern die lateiniſche, an poetiſchen Bildern ſo reiche Litanei der h. Jungfrau beten, und es gehen ganze Reihen von Männern, Weibern und Kindern umher und bleiben vor den Tabernakeln ſtehen, zwiſchen der Litanei ein Loblied ſingend, worin es unter Anderm heißt:

Evviva di Roma
La gran protettrice,
La madre felice
Che tanto ci amò

und worin, mit einigen Veränderungen in der letzten Zeile, der gewöhnliche Refrain nach jeder Strophe heißt:

Evviva Maria,
Maria evviva,
Evviva Maria
Che Roma salvò.

Am Vorabende nun des Feſtes der Aſſunta ſind alle Madonnenbilder mit Blumen und Lichtern und ſeidenen Draperien geſchmückt; vor manchen ſind ganze Altäre aufgebaut, und an einigen Orten, ſo beim Trajansforum und in der engen Straße der Pedacchia, welche von dort zum Capitol führt, Gerüſte mit Tonkünſtlern aufgeſtellt, welche die halbe Nacht hindurch lärmende Militärmuſik erſchallen laſſen, während Litaneien uud fromme Lieder abgeſungen werden, die Menge in einzelnen Haufen betend umherzieht, meiſt aber gaffend das Ganze als ein Schauſpiel betrachtet. Dem, der vor fünf Jahren um dieſe Zeit in Rom war, werden die Prozeſſionen des Himmelfahrtsfeſtes, denen die Cholera mit raſender Heftigkeit auf dem Fuße folgte, nachdem ſie bis dahin, einzelne Opfer ſuchend, in der Stille umhergeſchlichen, in unheimlichem Andenken ſein.

Doch ſind dem Volke noch einige andere Sommervergnügungen geboten, an denen es freilich zum Theil nur in geringer Menge Antheil nimmt. Dazu gehören das Tagstheater und die Fuochetti im Mauſoleum des Auguſt. Die Rotunde, welche die ſterblichen Reſte der Cäſaren und ihrer Familien bis auf Trajan umſchloß, deſſen Nachfolger Hadrian keinen Raum mehr in ihr fand, dieſer große Bau, deſſen Eingang mit Obelisken geſchmückt, deſſen Wölbung von einem mit Pappeln bepflanzten Hügel überragt war, wurde, nachdem er eine Burg der Colonneſen, ein Weinberg und Küchengarten

gewesen, in ein Amfitheater umgeschaffen, in dessen Arena Reiterkünste produzirt, das Lotto gezogen, Theater gespielt, Feuerwerke abgebrannt werden. Solche Tagsschauspiele, wie sie in Verona im Amfitheater, in Florenz in der Arena Goldoni stattfinden, machen eine eigene Wirkung. Die ganze Bühneneinrichtung, die schlechten geklexten Coulissen, die schäbige Garderobe der Spielenden, die grobe Bemalung ihrer Gesichter — Alles stimmt zu einander, und die Stücke, die sie aufführen, wie die Art und Weise, wie sie dieselben aufführen, stimmen ihrerseits wieder zu dem gesammten Apparat. Gewöhnlich sind es Spektakelstücke mit gewaltigem Lärmen, oder thränenreiche Schauspiele, wozu Kotzebue immer noch den Italienern Stoff liefern muß, von Zeit zu Zeit auch Lustspiele von Goldoni, Federici, Albergati, Nota. Es trifft sich wol, daß unter dem Wust von Uebertreibung und Caricatur, der überhaupt nur zu sehr auf dem italienischen Theater Platz genommen hat, auch ein besseres, verständigeres, naturgemäßeres Spiel sich zeigt. Meist aber ist's ein endloses, gespreiztes Bramarbasiren, ein pathetisches Abschreien der Reden, Telegraphenmanövers und Gesichterschneiden. Die Frauen sind am wenigsten anzusehen, namentlich im Lustspiel, worin fast durchgehends eine widerliche Gemeinheit herrscht und die männlich starken Stimmen der Mehrzahl der Italienerinnen vollends jeden Rest von Illusion zerstören. So ist das Teatro diurno.

Die Fuochetti sind amüsant. Das große Amfitheater ist mit Menschen gefüllt; in der Arena, die das Parterre bildet, spaziert man umher, bis man müde oder von der Kreisbewegung schwindlig wird; dann zieht man

ſich auf die offenen Sitze oder in die Logen zurück und ſieht von dort dem Feuerwerk zu, das in der Mitte dieſer Arena abgebrannt wird und, durch die Lokalität unterſtützt, eine oft ſehr maleriſche Wirkung macht. Rauch bekommt man hier freilich mehr denn anderswo zu verſchlucken. Feuerwerke ſind das nazionale Hauptvergnügen der Italiener; keine Feſtlichkeit würde ohne ein ſolches vollſtändig ſein. In allen kleinen Orten der römiſchen Gebirge müſſen Feuerwerke die Feſtabende beſchließen; je mehr dabei geſchoſſen wird, um ſo größer iſt die Freude. Eine Prozeſſion, Wettrennen der Barbari (freilaufenden Pferde) und eine Tombola oder Lotto ſind nächſt dem Feuerwerk die vornehmſten Requiſiten. An den Straßenecken Roms verkünden acht bis vierzehn Tage voraus große Anſchlagzettel die Feſte dieſer Art, welche in Albano, Genzano, Marino, Frascati, Tivoli, Paleſtrina, ſelbſt in Anagni, Valmontone und andern entfernteren Orten ſtattfinden, und jedesmal wird als Köder dabei bekannt gemacht, wie hoch der Hauptgewinn in der Tombola ſich beläuft. So groß iſt die Wichtigkeit und Anziehungskraft des Lottos für das hieſige Volk.

Eine Tombola in der Villa Borgheſe, wie ſie im October ſtattzufinden pflegt und ausnahmsweiſe auf beſondere Veranlaſſung im letzten Mai ſtattfand, iſt ein ſo eigenthümliches wie maleriſches Schauſpiel. In dem großen Circus, der einen Theil der Niederung dieſer reizenden Villa einnimmt, bewegt ſich die Menge, ſitzt auf den herumlaufenden Stufenreihen, oder nimmt hölzerne Gerüſte ein, die oben angebracht ſind, während auf einem erhöhten Gerüſt an dem einen ſchmalen Ende das Lotto gezogen wird, die Nummern abgerufen und auf verſchie-

denen Seiten wiederholt und aufgeſteckt werden. Die mehrfarbigen Draperien, welche die Gerüſte zieren, die vielen Tauſende von Zuſchauern, theils ſitzend und Kopf an Kopf gedrängt, theils umherwandelnd auf dem Raſen, die Hebungen und Senkungen des den Circus umgebenden Terrains, die benachbarten und ferneren Gebäude, die herrlichen Boskets von Bäumen aller Art, über welche die dunkelgrünen Laubdächer der Pinien majeſtätiſch emporragen, darüber der heitere blaue Himmel eines ſonnigen Frühlingstages — alles dies zuſammen vollendet ein Bild, wie man es nicht leicht anderswo in ſolcher pittoresken Schönheit und Größe finden dürfte.

Das letzte Frühjahr war überhaupt einigermaßen reicher an Beluſtigungen, als es in der Regel zu ſein pflegt. Das Feſt in der Torlonia'ſchen Villa bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken muß dazu mehr der Intention als der Wirklichkeit nach gezählt werden. Es war wirklich viel aufgeboten, es glänzend zu machen. Vor vier Uhr ſchon war die ganze Strada Pia, von den Quattro Fontane an, und die ganze Straße vom Thore bis zu der Villa mit Wagen und Menſchen bedeckt; Tauſende ſpazierten in dem ſchönen großen Garten, das über allen Begriff glänzende Hauptgebäude nahm die beſonders eingeladenen Gäſte auf, und von der Terraſſe aus ſahen der Papſt, der König von Baiern, eine Menge Cardinäle, Botſchafter und Geſandte, römiſche Principi und Fremde von Rang und andere Gebetene zu, wie der Obelisk, zwar kein egyptiſcher mit Inſchriften aus der Pharaonenzeit, doch ein ſchönpolirter granitner vom Simplon mit Champollion'ſchen Hieroglyphen zur Ehre des Hauſes Torlonia, die der Pater Ungarelli componirt,

langsam auf seine Basis gestellt ward. Alles ging gut, als ein vernichtendes Gewitter, das schon den Morgen über gedroht, mit solcher Gewalt hereinbrach, daß nach wenigen Minuten Alles aus dem Garten verscheucht war und in die Gebäude drang und bald die tiefer liegenden Partien der Villa unter Wasser standen. Hier war nicht, wie einst bei Fontana's Obelisken, aqua alle funi nöthig, es war tropp' aqua. Die Nacht brach an, bevor der Regen nachließ, und da an kein Spazierengehen zu denken war, ja man nicht einmal zu dem abgesondert liegenden Ballsaal gelangen konnte, so mußte man sich damit begnügen, in den gedrängt vollen Zimmern mühsam sich zu bewegen und die vielen schönen Malereien und sonstigen Kunstwerke, die Pracht der Möbeln, den Reichthum der ganzen Ausstattung zu bewundern und darüber zu klagen, daß die Räume nicht, nach italienischer Sitte, groß und hoch, sondern meist in kleinen Dimensionen, mehr Cabinete und Boudoirs als Zimmer und Säle sind, am wenigsten geeignet, eine solche Menschenmenge in sich aufzunehmen, was freilich auch nicht ihre Bestimmung war. Feuerwerk und Illumination hatten zwar von der Feuchtigkeit gelitten, konnten sich aber doch sehen lassen. Daß in Italien ein Fest zu Wasser wird, ist ein seltenes Unglück. Vor kurzem wurde ein zweiter Obelisk aufgerichtet, aber mit minder großen Feierlichkeiten. War beim ersten zu viel Wassersegen gewesen, so war diesmal zu viel Weinsegen, vor dem selbst die gepriesene Mäßigkeit des römischen Volkes nicht Stich zu halten vermochte.

An Wasser fehlt's übrigens in diesem Sommer nicht. Nachdem mehr denn drei Monate lang zu Leid und Weh der Italiener wie der Nordländer, der Südwind beinahe

anhaltend geblaſen, fand eine ſolche Maſſe von Feuchtigkeit ſich zuſammen, daß jetzt in der Mitte Auguſts, wo die Sonne noch im Löwen ſteht und es in der Regel faſt immer trockenes Wetter iſt, mit großer Hitze und wolkenfreiem Himmel Tag auf Tag heftige Gewitter kommen. Wir gewinnen nichts dabei, denn es wird zwar zu Zeiten kühler, aber die Beſchaffenheit der Luft beſſert ſich nicht, und es zeigt ſich an der unendlichen Menge von Kranken, namentlich Fieberkranken, die die Spitäler füllen, wie ſehr man Recht hat, in dieſen Gegenden die Sommerregen zu fürchten. Die Villen und zum Theil ſelbſt die Campagna, wo ſie nicht Saatfeld iſt, ſind dabei freilich friſcher geblieben als ſonſt, und in letzterer ſieht man noch hie und da Grün, was in andern Jahren eine Seltenheit iſt. Ich will gerade nicht behaupten, daß es auch diesmal viel auf ſich hat; aber es iſt doch nicht die gewöhnliche Dürre. Daß man dieſe Extravaganzen der Jahreszeit keineswegs liebt, iſt ganz natürlich.

Beim Waſſer zu bleiben, ſo iſt noch ein altes Volksvergnügen zu nennen: die Ueberſchwemmung der Piazza Navona. Es iſt ein ſeltſames Amüſement, dieſen großen Platz, den geräumigſten der Stadt, der an Wochentagen zum Markte und Trödel dient, auf dem der Domitianiſche Obelisk, von Bernini aufgerichtet, auf Felſenmaſſen ſich erhebt, aus denen Waſſer hervorſprudeln und wo die Statuen der vier größten Flüſſe der Welt um ihn herumſitzen, unter denen der Nil ſich das Geſicht bedeckt, um Borromini's Kirchenbau nicht zu ſehen; der durch zwei andere Fontänen geſchmückt iſt und an dem die Kirchen S. Agneſe und S. Giacomo, die Paläſte Pamfilj, Braſchi

u. a. liegen — dieſen Platz, ſage ich, in einen See verwandelt zu ſehen, in welchem, unter tönender Muſik, Wagen umherfahren wie auf dem Corſo, Buben umherplätſchern und ſich balgen, während die Fenſter der benachbarten Häuſer mit Zuſchauern gefüllt ſind, die ſich an dem Schauſpiel und dem Fresco ergötzen. Am unbequemſten iſt's für die Marktleute, die am folgenden Morgen das ohnedies ſchon grauenvoll ſchlechte Pflaſter mit ſupplementärem Schlamm und Koth bedeckt finden.

Dies ſind die Vergnügungen des römiſchen Sommerlebens. Unter dieſen Umſtänden ſind für Manche die Kaffeehäuſer eine Reſſource. Das zum buon gusto auf der Piazza di Spagna, das eigentliche Fremdencafé Roms, iſt gegen Abend immer mit Gäſten gefüllt, die großentheils aber vor demſelben unter freiem Himmel Platz nehmen. Am heiterſten iſt der Garten des großen Café Ruspoli, der, hübſch erleuchtet, kaum ſo viel Menſchen faſſen kann, als ſich hindrängen. Da ſteht denn Tiſch an Tiſch unter dem Porticus des Erdgeſchoſſes, oder zwiſchen den grünen Hecken und Umzäunungen, und Muſik erſchallt, oft mehr zum Davonlaufen als zum Anhören, aber auch bisweilen komiſch und originell. Wer ſolche Zerſtreuungen nicht liebt, kann im alten Rom umherwandern, unter den Baumreihen der Via ſacra, in der Palatiniſchen Villa, deren Roſenflor Sommer und Winter in gleicher Fülle ausdauert, unter den blühenden Akazien des Spazierganges am Cälius. Hier wird er ſelten in ſeinen Betrachtungen geſtört werden. Oder er mag, von der koloſſalen Platform des in Trümmern liegenden Tempels der Venus und Roma aus, den Abendſtern aufgehen ſehen, während der weſtliche Himmel noch

glühend leuchtet, vor ſich im Thale das dunkelnde Coloſſeum, in welchem eben noch der Franziskanermönch die Predigt hielt und die Brüderſchaft der Via Crucis, von einem zum andern Stationsaltärchen ziehend, das alte Lied ſang, welches beginnt:

L'orme sanguigne del mio Signore
Tutto dolore seguiterò,
E'l cuore intanto per gli occhi in pianto
Sopra il Calvario distillerò.

Sechster Brief.

Straf- und Beſſerungs-Anſtalten.

Wenn man das vielfache, mehr beinahe denn irgendwo zu Tage liegende Elend in Rom und ſeinen Umgebungen, den verwahrloſten Zuſtand der niedern Volksclaſſen, den Mangel an zureichendem Unterricht und dabei die oft unterdrückte, immer aber noch große Leidenſchaftlichkeit in Anſchlag bringt, die im römiſchen Volkscharakter liegt, ſo wird man unſchwer urtheilen, daß die Criminaljuſtiz viel zu thun hat und das Gefängnißweſen reichlichen Stoff zu Betrachtungen bietet.

Wie in ſo vielen Fällen, wo es um das Wohl der Menſchheit, den Fortſchritt der Civiliſazion, die Uebung der Wohlthätigkeit ſich handelt, finden wir auch in den Annalen des Gefängnißweſens die Päpſte unter den Erſten, welche auf Verbeſſerung deſſelben und Erleichterung des Looſes der Eingekerkerten bedacht waren und den zu oft nur außer Acht gelaſſenen Grundſatz nicht vergaßen, daß gemäß der Abſicht des Geſetzes der Zweck der Strafe nicht der iſt, dem Schuldigen Böſes mit Böſem

zu vergelten, ſondern ihn zu beſſern oder mindeſtens unſchädlich zu machen. Darin waren ſie eingedenk der Lehren des Chriſtenthums, welches dasjenige ins Werk ſetzte, was die Filoſofie der heidniſchen Welt nur in der Theorie aufſtellte. Betrachtet man den guten Geiſt, der die erſten Schritte leitete, ſo kann man nicht umhin doppelt zu bedauern, daß der Fortgang den Anfängen nicht entſprach und daß, ungeachtet mancher trefflichen parziellen Inſtitutionen, in neueren Zeiten das römiſche Gefängnißweſen in vielfacher Beziehung kein erfreuliches Bild darbietet.

Es iſt dies ein Uebelſtand, den der Kirchenſtaat mit andern Ländern theilt, welche mehr denn Rom auf der Bahn des Fortſchrittes ſich zu befinden glauben.

Von welcher Art während des Mittelalters die römiſchen Gefängniſſe waren, iſt unbekannt. Darf man aber nach den Angaben ſchließen, die uns von dem Zuſtand derſelben in andern Theilen Italiens geblieben ſind, und nach den Localen, die wir hier und da noch vor uns ſehen, nach der Richtung der Criminaljuſtiz endlich, deren harter Geiſt und grauſame Formen ſo ſpät erſt einer mildern Geſinnung Platz machten: ſo kann das Bild, das man von denſelben im Geiſte entwirft, kein vortheilhaftes ſein. Erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fand in Italien die Reform der Criminaljuſtiz ſtatt. So ſehr auch das Bedürfniß einer ſolchen anerkannt ward, ſo ſind doch gegen den Geiſt, der ſie geleitet, wie gegen die Weiſe der Ausführung nicht Wenige, Juriſten wie Andere, aufgeſtanden, und ein bekannt gewordener Ausſpruch iſt die Befürchtung, man werde am Ende aus purer Humanität alle Schurken für rechtliche Leute erklären.

Welchen Einfluß die zuerſt im J. 1764 erſchienene Schrift des Mailänders Beccaria über Verbrechen und Strafen auf die öffentliche Meinung ausübte, weiß man; Pietro Verri's Bemerkungen über die Tortur ſind in demſelben Geiſte geſchrieben; aber man würde irren, wenn man glaubte, ſie wären von praktiſcher Bedeutung geweſen. Denn obgleich im J. 1777 aufgeſetzt, blieben ſie, perſönlicher Rückſichten wegen, ungedruckt bis zum J. 1804. Unterdeſſen hatten die Dinge längſt eine andere Geſtalt angenommen.

„Das peinliche Recht", ſagt ein jüngerer Rechtsgelehrter*), deſſen Stimme in ganz Italien beachtet wird, wenn auch beiweitem nicht Alle mit ihm gleicher Meinung ſind, „bedurfte um die Mitte des 18. Jahrhunderts einer Reform und ward ein Gegenſtand filoſofiſcher Erörterungen und legislativer Vorkehrungen. Die Filoſofie ſpürte dem Urſprunge des Rechtes zu ſtrafen nach, und dieſe Unterſuchung führte natürlich zur Betrachtung des Entſtehens aller ſozialen Gewalten und Rechte. In der wichtigen und damals vielfach angeregten Frage der Todesſtrafe machten alle filoſofiſchen Hypotheſen über das Strafrecht ſich Luft. Die Filoſofen beſchäftigten ſich mit der Aufdeckung deſſen, was in den peinlichen Geſetzen Grauſames und Gehäſſiges war: ſie erregten den Skeptizismus in Betreff der Beweiſe und erſchöpften, wenn man ſo ſagen kann, Alles, was ſich zur Vertheidigung des Schuldigen ſagen läßt. Was aber der Vertheidigung der Geſellſchaft gegen das Verbrechen Noth that, wurde darüber

*) Fr. Forti, Istituzioni civili. (Nachgelaſſenes Werk.) Florenz 1841.

einigermaßen außer Acht gelaſſen. Indeß fehlte es nicht an hellblickenden Rechtsgelehrten, welche, das gemeine Recht nach den verſchiedenen Seiten hin filoſofiſch behandelnd, mehr als die bloßen Filoſofen für die nothwendige Reform der Criminaljuſtiz ſorgten und dazu beitrugen. Die toscaniſche Legislation und Jurisprudenz erlangten damals bedeutenden Ruf. Wenn man jetzt ſich wundern dürfte über die große Redefreiheit, welche denen geſtattet war, die über das peinliche Recht ſchrieben, und die Vernunftgründe des Rechts zu gebieten wie der Pflicht zu gehorchen berührten und entwickelten: ſo glaubte man damals nicht, daß in ſolchen Discuſſionen Gefahr liegen könne."

In Toscana wurde die große Reform der Criminaljuſtiz durch den Großherzog Leopold, welcher längſt ſchon ſich zum Vorfechter der ſogenannten filanthropiſchen Richtung gemacht hatte, im J. 1786 vorgenommen. Nachdem er den meiſten Zweigen der bürgerlichen und ökonomiſchen Verwaltung eine andere Geſtalt gegeben, alle perſönlichen Privilegien abgeſchafft, die bürgerlichen Rechte aller Claſſen gleichgeſtellt, jede Art von Immunität wie von exemter Gerichtsbarkeit aufgehoben, die Verhältniſſe des Grundeigenthums, die Erbberechtigungen u. ſ. w. gänzlich umgewandelt hatte, ſchaffte er das bis dahin geltende peinliche Recht ab, ein Gemiſch des römiſchen Rechts und mittelalterlicher Sitte, indem er erklärte, es paſſe nicht für den ſanften und gemäßigten Charakter des toscaniſchen Volkes. Die Tortur jeder Art, die Eidesleiſtung des Angeklagten, die Güterconfiscation, die Majeſtätsverbrechen, endlich die Todesſtrafe verſchwanden aus dem neuen Codex. Welchen Beifall die Leopoldi-

nischen Gesetze fanden, ist bekannt. Dieser Beifall, der sich leicht durch den Geist der Zeit erklärt, und der zum großen Theil durch das viele Gute und Verständige, welches die neue Legislation darbietet, und durch die Abschaffung einer Menge von unerträglich gewordenen Misbräuchen, veralteter Formen nicht zu gedenken, gerechtfertigt wird, hat sich in der Folgezeit dennoch nicht gehalten. Am wenigsten bei den Juristen, bei Theoretikern wie Praktikern, obgleich unter ihnen noch neuerdings beredte und eifrige Vertheidiger jenes Systems aufgetreten sind. In Toscana selbst hat man die Leopoldinische Gesetzgebung allmälig modifizirt. Ein günstiger Einfluß auf die Moralität des Volkes, welcher übrigens die im Allgemeinen bessere Regierung und der steigende Wohlstand wesentlich zu Hülfe kamen, läßt sich ihr gewiß nicht absprechen. Will man aber, wie es wol geschieht, als Beweis ihrer unerreichten Vortrefflichkeit anführen, daß zu einer Zeit sämmtliche Gefängnisse des Großherzogthums leer standen, so beruht dies nur auf einer, ziemlich freiwilligen, Illusion.

Von diesen Betrachtungen muß ich zu dem Zustand der Gefängnisse zurückkehren. Blicken wir zurück und sammeln wir die wenigen uns überlieferten Daten, so finden wir zuerst unter Eugen IV., noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Bemühung, das Loos der Gefangenen zu erleichtern. Unter ihm wurde, wie es heißt, nach der Norm einer alten Verordnung der Kirche, die sogenannte Visita graziosa angeordnet, wobei die Magistratspersonen des richterlichen Standes und die Armen-Sachwalter zweimal im Monat die Ge-

fängniſſe Beſuchten, jeden im Verhaft befindlichen befragten, die Strafen milderten, wenn Veranlaſſung dazu ſich bot, zwiſchen Gläubigern und Schuldnern Vergleiche ſchloſſen, ja in manchen Fällen die Gefangenen in Freiheit ſetzten. Dieſe Einrichtung beſteht noch jetzt, wenn ſie gleich ſelten (nur dreimal im Jahre) ſtattfindet und, wie das leicht ſich erklärt durch den veränderten Charakter der Criminaljuſtiz, eine ganz andere Geſtalt bekommen hat. Wie viel Gutes ſie früher geſtiftet, iſt namentlich aus dem Buche über die Visita de' carcerati erſichtlich, einem im J. 1655 erſchienenen Werke des Erzbiſchofs von Sidon, Giovanni Batiſta Scanarolo aus Modena, des Vorgängers Howards in Italien, welcher vierzig Jahre lang für die Brüderſchaft der Nächſtenliebe, von der ſpäter die Rede ſein wird, Sachwalter der mittelloſen Verhafteten war. Was Scanarolo der päpſtlichen Regierung ans Herz legte, bildet auch jetzt noch das Ziel billiger Wünſche und verſtändiger Reformen: man ſolle den Vergehungen möglichſt zuvorkommen und ſo dem Geſetze die traurige Nothwendigkeit des Strafens erſparen; man ſolle ſo viel als thunlich dem Urſprunge der meiſten Uebel, dem Müßiggang, zu ſteuern ſuchen; den Gerichten ſei große Umſicht vor der gefänglichen Einziehung der in Verdacht Gerathenen anzuempfehlen; das Unterſuchungsgefängniß ſei ein Ort der Bewachung, nicht der Strafe durch nicht zu rechtfertigende Härte; die Verurtheilten ſolle man baldiger Beſtrafung unterwerfen, die nicht Schuldigen nicht unnöthigerweiſe ſchmachten laſſen. Die Uebelſtände des Kerkerweſens ſeiner Zeit verſchwieg dieſer treffliche Prälat nicht.

Die älteren Gefängniſſe Roms, unter denen die Corte Savella, ſo genannt nach der berühmten Familie, unter

deren Obhut ſie ſtanden, und Tor di nona, auf deſſen Ruinen gegenwärtig das Apollo-Theater ſich erhebt, die bekannteſten waren, beſtehen nicht mehr, nehmen wir die Capitoliniſchen aus, welche mannigfache Veränderungen erlitten haben, und die in der Engelsburg, welche nicht zu den gewöhnlichen Gefängniſſen gezählt werden können. Ziehen wir in Betracht, daß die um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Innocenz X. gebauten Carceri nuove für eine ſehr bedeutende Verbeſſerung galten, ſo können wir uns vom Zuſtande der frühern gerade kein vortheilhaftes Bild machen. Ein viel größerer Fortſchritt aber als das genannte war das unter Clemens XI. im Anfang des letzten Jahrhunderts entſtandene Gefangenenhaus bei S. Michele, in welchem man mit Recht die erſten Anfänge des Pönitentiarſyſtems gefunden hat. Dreißig Jahre ſpäter folgte Clemens XII. dieſem Beiſpiele in dem an das zuletzt erwähnte ſtoßenden Frauengefängniß, welches unter der Regierung Maria Thereſia's in Mailand nachgeahmt ward. Leo XII. ließ dann das Knaben-Correctionshaus in der Via Giulia in der Hauptſache nach dem nämlichen Syſtem bauen.

Ich kann nicht umhin, des Pönitentiarſyſtems hier mit einigen Worten zu gedenken. Daß die Einführung deſſelben in Italien vielfach zur Sprache gekommen iſt, erklärt ſich leicht aus dem ſtets ſich mehrenden Intereſſe, welches die moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften erregen. Es erklärt ſich gleichfalls aus dem immer ſichtbarer werdenden Bedürfniß einer Reform des Gefängnißweſens. In manchen großen ſozialen Fortſchritten unſerer Zeit geht Italien in der zweiten Reihe: iſt dies nicht ohne Nachtheile, ſo erwächſt daraus in manchen Fällen

der Vortheil, daß es die Erfahrungen Anderer benutzen kann und weniger dem Irregehen ausgeſetzt iſt. Keineswegs will ich hiemit dem Hintenbleiben, welches bei nicht wenigen Veranlaſſungen merklich iſt und dem Lande viele, oft gegründete Vorwürfe zugezogen hat, wie einer Schläfrigkeit das Wort reden, die allmälig erſt, und auch jetzt nicht überall, größerer Regſamkeit Raum macht. Daß im gegenwärtigen Falle der Vorgang anderer Länder der Prüfung offen liegt, iſt von vorneherein ein nicht zu verkennender Gewinn. Man kann die Thatſachen abwägen, die in großer Menge vorhanden ſind. Denn kaum irgend ein Gegenſtand iſt in unſern Tagen ſo vielfach beleuchtet worden. Zwei Schulen ſtehen einander gegenüber: die eine will völlige Iſolirung bei Tag und Nacht, die andere Iſolirung bei Nacht, gemeinſchaftliche Arbeit bei Tage, mit Beobachtung jedoch des Schweigens. Einer wie der andern fehlt es nicht an talentvollen Vertheidigern, welche zahlreiche Gründe für wie gegen vorgebracht haben: zu der erſten gehören namentlich die Franzoſen Beaumont und Tocqueville in ihren Schriften über Nordamerika, der Belgier Ducpetiaux, der ſich viel mit Criminalſtatiſtik beſchäftigt hat, der Engländer Crawford, der Teutſche Julius, während für die andere Anſicht der Franzoſe Lucas, die Schweizer Grellet-Wammy und Aubanel, der berühmte teutſche Strafrechtslehrer Mittermaier u. A. ſich erklären. In Italien hat dieſen Gegenſtand der ſardiniſche Staatsrath Graf Petitti di Roreto in ſeinem 1840 erſchienenen Werke über den gegenwärtigen Zuſtand der Gefängniſſe und die Mittel zu ihrer Verbeſſerung ausführlich und mit vieler Sachkenntniß behandelt.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas sind das Land der gänzlichen Absonderung der Gefangenen. Ueber die Resultate in moralischer wie fysischer Hinsicht ist man nicht einig: populäre Beiträge zur Beurtheilung derselben hat vor kurzem noch der bekannte Romanschreiber Dickens in seinen American Notes geliefert. Im südlichen Europa hat man, so viel mir bekannt, das strengere System bis jetzt nicht anzuwenden gewagt, wol aber das modifizirte. Im nördlichen Europa hat man auch mit dem strengern System Versuche gemacht, z. B. in dem Penitentiary von Milbank, an der Themse in oder bei London gelegen, dessen riesiges Achteck man von der Vauxhallbrücke oder vom Flusse aus erblickt, und in dem Pentonvillegefängniß ebendaselbst. Aber man ist hier mit sehr weisen Beschränkungen in Betreff des Alters und der Strafzeit verfahren, und die Rücksicht auf die Strafcolonien und die dortigen Verhältnisse der Deportirten nach Maßgabe ihres Betragens im Pönitentiarhause geben der Sache einen einigermaßen veränderten Charakter. In Frankreich hat eben jetzt der Minister des Innern den Kammern einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher bezweckt, die Bagnos in ihrer gegenwärtigen Gestalt ganz abzuschaffen und an ihrer Statt Arbeitshäuser nach dem Pönitentiarsystem mit vollständiger Isolirung bei Tag und Nacht einzurichten, und erst nach dem 12. Jahre der Abschließung, oder nach zurückgelegtem 70. Lebensjahr gemeinschaftliches Arbeiten eintreten zu lassen. Indeß dürfte, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und den bedrohlichen Folgen, die Sache auf vielen Widerspruch stoßen, abgesehen davon, daß in solchen Fällen der Nutzen der Anwendung des Pönitentiarsystems überhaupt sehr

problematiſch zu ſein ſcheint. Bei der im Herbſte 1841 zu Florenz ſtattgefundenen Gelehrten-Verſammlung kam die Sache zur Sprache. Stellte ſich auch kein definitives Endurtheil feſt, ſo ſprach ſich doch die vorwaltende Anſicht dahin aus, daß die vollſtändige Abſperrung in einem ſüdlichen Klima und bei einer ſo lebendigen und erregbaren Nazion wie die italieniſche nicht anwendbar ſei. Denn die Nachtheile dieſes Syſtems, Abſtumpfung der intellectuellen Kräfte, Trübſinn, Lethargie, ja ausgebildeter Wahnſinn, abgeſehen von den körperlichen Uebeln, die von der fortwährenden Einſchließung in beſchränkten Zellen unzertrennlich ſind, würden unter ſolchen Umſtänden viel mehr und drohender noch als anderswo zum Vorſchein kommen. Für das gemilderte Pönitentiarſyſtem aber ſind viele Stimmen: in Rom iſt es im Knaben-Correctionshaus in Via Giulia mit Erfolg ins Werk geſetzt. Der einzige italieniſche Staat, ſo viel mir bekannt geworden, welcher das ſtrengere Syſtem der gänzlichen Abſperrung bei Tag und Nacht in Ausführung zu bringen denkt, iſt Parma. In der Hauptſtadt ſoll eine Caſa penitenziaria gebaut werden, deren Inverdinggebung kürzlich angezeigt wurde. Sie ſoll 52,30 Meter lang, 47,80 breit, 13,95 hoch werden, und aus drei Geſchoſſen in acht Quartieren beſtehen, die mittelſt vier großer Höfe von einander getrennt und mit geräumigen Corridoren verſehen ſind. Die Zahl der Zellen ſoll ſich auf 128 belaufen, jede 4,40 Meter lang, 2,70 breit, 4 hoch, mit einem oben hoch angebrachten Fenſter und einem Ventilator. Eine 12 Meter hohe Mauer wird das ganze Gebäude umſchließen.

Unterwerfen wir nun die römischen Verhältnisse näherer Betrachtung und zwar zuerst das gerichtliche Verfahren. Die Verhaftung erfolgt auf der That (in flagranti) oder in Folge eines Mandats des Instructionsrichters nach erhaltenen hinreichenden Indizien. Der Verhaftete wird nach dem provisorischen oder Uebergangs-Gefängnisse gebracht, welches im Palaste des Polizeidirectors (Pal. Madama) sich befindet, aber zu beschränkt ist, so daß oft die Carceri nuove zu diesem Zwecke gebraucht werden müssen. Nicht später als am dritten Tage wird er vom Richter in Gegenwart eines Notars vernommen: sonst ist Niemand zugegen. Der Gegenstand der Anklage wird ihm vorgehalten, Fragen und Antworten aufgeschrieben. Die Zeugen werden vereidigt und jeder einzeln verhört. Hält der Richter die Indizien nicht für zureichend, um den Prozeß danach einzuleiten, so erstattet er der Rathskammer, welche aus dem Präsidenten des Gerichtshofes, zwei Richtern und dem Fiscaladvocaten besteht, darüber Bericht, und der Beklagte wird entweder gleich in Freiheit gesetzt oder dem Verfahren für den Augenblick Anstand gegeben. Ergibt sich das Gegentheil, so wird der Untersuchungsprozeß beendigt, es werden die Schlüsse gezogen und das Maß der Strafe vorläufig angegeben. Hierauf kommen die Acten an den Fiscalprocurator, welcher sie prüft und die Veröffentlichung verordnet, wenn er sie für vollständig hält. Der Notar macht davon dem Angeklagten Anzeige und vernimmt ihn über die Wahl eines Vertheidigers, wobei ihm freisteht, sich der von der Regierung besoldeten Armen-Advocaten zu bedienen. Der Fiscalprocurator theilt nun dem Vertheidiger das Verzeichniß der zu verhörenden

Zeugen mit, indem er ihm freiſtellt, Entlaſtungszeugen zu bezeichnen und auf deren Vernehmung anzutragen. Die Gerichtsſitzung wird nun beſtimmt: der Angeklagte kann ihr beiwohnen, wenn er will, oder ſein Vertheidiger allein, welcher den Vortrag mündlich halten oder ſchriftlich einreichen kann; der Richter, der Fiscal, der Kanzler und die Zeugen ſind zugegen. Nach der Discuſſion ſtellt der Fiscal die Ergebniſſe überſichtlich zuſammen, worauf der Angeklagte oder deſſen Vertheidiger antwortet und folglich das letzte Wort hat. Der Angeklagte, wenn er zugegen, wird dann abgeführt, die Richter ziehen ſich in das Berathungszimmer zurück und faſſen die Sentenz ſchriftlich ab, die ſodann durch den Kanzler dem Vertheidiger vorgeleſen wird. Hierauf wird der Verhaftete entweder in Freiheit geſetzt, oder nach dem ſogenannten Präventionsgefängniß gebracht, nach den Carceri nuove nämlich oder dem Capitoliniſchen, oder in beſtimmten Fällen nach der Engelsburg. Währt die Unterſuchung über drei Monate, ſo werden ſie von der zuerkannten Strafe abgezogen.

Nur in der Kürze kann ich die Criminalgerichtshöfe aufzählen. Die Vergehen oder Verbrechen werden in kleinere und größere getheilt: in die erſte Claſſe gehören ſolche, wo auf Geldſtrafen oder nicht über ein Jahr Gefängniß erkannt wird, in die zweite alle übrigen. In jenen urtheilen einzelne Juſtizbeamte, je nach Ort und Rang Governatoren, Aſſeſſoren, Criminalrichter genannt. Die größeren Verbrechen aber gehören zur Competenz der Collegialtribunale, die ſich in den Hauptorten der Provinzen finden, in Rom die Gerichtshöfe des Governo (Polizei), der apoſtoliſchen Kammer und des Senators. Sie

bestehen je aus vier Richtern: in geringfügigen Sachen entscheidet ein Richter, Luogotenente geheißen. Die Gerichtsbarkeit derselben ist cumulativ. In zweiter Instanz und ohne fernern Appell entscheiden diese Gerichtshöfe in allen von den Governatoren u. s. w. abgeurtheilten Sachen, in erster Instanz in allen wichtigeren Prozessen. In letzteren sind die zweite Instanz die Appellhöfe zu Bologna und Macerata und ein Turnus der Sacra Consulta in Rom. Auch die höhern Competenzfragen wie die Annullirungs- und Restitutionsgesuche kommen zur Entscheidung dieser letzteren. Die Consulta besteht aus zwei Sectionen, jede aus sechs Prälaten zusammengesetzt, und hat neben ihrem gewöhnlichen Geschäftskreise auch in Fällen von Majestätsverbrechen, Empörung und Attentaten gegen die öffentliche Sicherheit zu entscheiden. Den bischöflichen Gerichten in den Provinzen wie dem des Cardinalvicars in Rom steht gleichfalls Criminaljurisdiction zu.

Nach der von dem regierenden Papste im Jahr 1832 erlassenen Gerichtsordnung wird auf folgende Strafen erkannt: Todesstrafe, gewöhnlich mittelst der Guillotine, die man statt des Beils und des Galgens in Anwendung gebracht hat, in einzelnen erschwerten Fällen durch Erschießung von hinten, was indeß neuerdings abgeschafft worden und an dessen Statt einstündige Ausstellung des Kopfes getreten ist; lebenslängliche Galeere mit bürgerlichem Tod; zeitweilige Galeere von fünf zu zwanzig Jahren; öffentliche Arbeiten von einem zu fünf Jahren; Exil, wozu nur ansäßige oder andere Ausländer verurtheilt werden; Gefängniß von einem Monat zu drei Jahren; Geldstrafen und Unfähigkeit, bürgerliche Rechte auszuüben.

Abgeschafft sind Brandmal, Hiebe, Gütereinziehung; Schadenersatz findet statt in den dazu sich qualifizirenden Fällen.

Es gibt in Rom folgende Gefängnisse neben dem schon genannten vorläufigen im Pal. Madama. Erstens, Präventionsgefängnisse, von welchen bereits die Rede war, die Carceri nuove für beide Geschlechter, das Capitolinische Gefängniß, gleichfalls für Männer und Frauen, welches zu gleicher Zeit der Schuldthurm ist, die Engelsburg für politische Gefangene, für Militärpersonen und Geistliche. Zweitens, Correctionshäuser, für Knaben in der Via Giulia, für Frauen in dem Kloster der Scalette an der Lungara. Drittens, das Detentionshaus ohne infamirende Strafe bei den Diocletianischen Thermen. Viertens, die Bagnos bei denselben Thermen, in der Engelsburg und bei der Paulskirche, und das Frauengefängniß von S. Michele. Die wichtigsten derselben will ich einzeln aufführen.

Stifter und Stiftungsjahr der Carceri nuove gibt die Inschrift über dem Eingange an: IUSTITIAE ET CLEMENTIAE SECURIORI ET MITIORI REORUM CUSTODIAE NOVUM CARCEREM INNOCENTIUS X. P. M. POSUIT ANNO DOMINI MDCLV. Sie liegen in der Via Giulia, der großen und breiten Straße, welche unter Papst Julius II. einen Ansatz nahm, die vornehmste und schönste in Rom zu werden, die aber gar bald einen entschiedenen Glückswechsel erfuhr. Das damals niedergerissene Gefängniß von Corte Savella war nicht weit von dort (bei Sta. Maria in Monserrato) gelegen. Das Gebäude, dessen Architekt unbekannt geblieben, ist unregelmäßig und hat im Aeußern nichts Bemerkenswerthes. Das Innere ist in zwei Hauptabtheilungen geschieden: die größere für Männer, die kleinere

für Frauen. Die Einrichtung ist nicht gerade zu loben: sie ist complizirt und gewährt keine leichte Uebersicht. Außer dem Erdgeschosse hat das Gebäude vier Stockwerke. Im Erdgeschosse finden sich die Locale für die Kanzlei und die Wächter, die Zimmer, in welchen die Verhafteten vernommen werden, die Küche, die Vorrathskammer und Speisewirthschaft, zwei große Gefängnisse (Larghe) für die schwererer Verbrechen Angeklagten, zwei Strafkammern, ein abgesondertes Gefängniß für die in Anklagezustand befindlichen Knaben, eine Kapelle und ein Hof mit Bäumen. Im ersten Geschoß sind zwei Larghe für die geringerer Vergehen Beschuldigten, einige Gemächer für Personen bessern Standes, die man indeß gewöhnlich nach der Engelsburg bringt, die Gemächer für die Juden, welche von den Christen gesondert gehalten werden, Locale für die Aufbewahrung von verschiedenen, den Gefangenen gehörenden Gegenständen und das Archiv, endlich eine Kapelle. Das zweite Stockwerk enthält die Wohnungen für das Dienstpersonal, den Saal für die Visita graziosa, in welchem das Bildniß Scanarolo's aufgehängt ist, die Wohnung des Kapellans und die Kapelle, in welche die zum Tode Verurtheilten geführt werden, sobald die Sentenz ihnen verkündigt worden ist. Im dritten und vierten Geschoß sind siebzehn abgesonderte Kerker (Segrete) meist für solche, die schwerer Verbrechen angeklagt sind. Die Zahl der in ihnen Befindlichen wechselt nach der Größe: die geräumigsten haben ungefähr 24 Fuß Länge und 16 Fuß Breite und enthalten 10 Individuen. Die Eingangsthüren sind sehr niedrig, so daß man sich bücken muß; das Licht fällt durch ein mit doppeltem Gitter versehenes hohes Fenster

ein. Für die mit anſteckenden Hautkrankheiten Behafteten ſind abgeſonderte Zimmer da. Ueberdies gibt es zwei Krankenſäle, einen für die in den Larghe, einen andern für die in den Segrete Eingeſchloſſenen. In jedem iſt ein Altar aufgeſtellt. Eine Loggia dient den Geneſenden zum Spazierengehn. Soweit das Männergefängniß, welches 600 Individuen faſſen kann. Ungleich kleiner iſt das daran ſtoßende für die Frauen, welches nur für 80 Raum hat. Es beſteht aus drei größeren und drei kleineren Zimmern, dem Krankenſaal, der Kapelle und der Wohnung der Vorſteherin.

Man trete in einen der größern Kerker des Erdgeſchoſſes ein. Es iſt ein langes, corridorartiges Gemach, der Boden gepflaſtert, die Wände nackt, oben hoch an der Wand einige Gitterfenſter, eine Gitterthüre. An beiden langen Seiten auf Bretterunterlage ein Strohſack neben dem andern, darauf wollene Decken und vielleicht irgend ein Kleidungsſtück. So wie man hineintritt, ſtellen ſich die Gefangenen der Reihe nach vor ihren Betten auf, die meiſten in der Kerkertracht von geſtreiftem Wollenzeuge. Daß man an vielen vorübergeht, in deren Fyſiognomie Rohheit, Grimm, Verſtocktheit, Niedergeſchlagenheit, Elend ſich malen, wird man mir leicht glauben. Das Ausſehen der Mehrzahl iſt nicht ermuthigend. Für die Reinlichkeit der Leute wie des Locals iſt ſehr mäßig nur geſorgt: wer das zerzauſte Haar und die langen Bärte der untern Volksclaſſen in Italien und ihre geringe Reinlichkeit, wenn ſie in freiem Zuſtande ſind, beobachtet hat, wird ſich von ihrem Ausſehen im Kerker einen Begriff machen können. Die Luft iſt dumpf und beengt, ungeachtet des nicht beſchränkten Raumes. Es

war im Januar, als ich die Carceri nuove beſuchte: wie muß der Zuſtand derſelben im Juli und Auguſt ſein! In Rom ſind Erdgeſchoſſe nie geſund — um wie viel weniger alſo unter ſolchen Umſtänden.

Die Segrete bieten keinen beſſern Anblick dar. Die Luft iſt in ihnen vielleicht noch drückender, weil ſie eingeſchloſſener iſt. Zum Theil ſind ſie ſehr niedrig, was in dieſem Klima ein doppelter Uebelſtand. Der Zuſtand der Gefangenen iſt derſelbe. Ueberfüllt waren, wenigſtens zur Zeit, wo ich ſie ſah, dieſe Kerker nicht. Eine ſeltſame Sitte iſt es, ſie mit Heiligennamen zu bezeichnen: einfache Nummern wären, dünkt mich, angemeſſener.

Ob für Reinlichkeit hinlänglich geſorgt wird, mögen folgende Angaben beurtheilen laſſen: Einmal im Jahre wird das ganze Gefängniß neu übertüncht; an Waſſer fehlt's nicht, denn die Aquäducte von Trevi und die Paola nebſt einer Ciſterne verſehen das Gebäude, in deſſen Conſtruction aber, was manche Einrichtungen betrifft, Uebelſtände liegen, die auch durch die größte Reinlichkeit nicht beſeitigt werden könnten. Alle vierzehn Tage werden die Gefangenen raſirt und es wird jene Operation an ihnen vorgenommen, bei deren Ausführung man nicht ſelten in den Straßen Roms Großmutter, Mutter und Kinder ſogenannte pittoreske Gruppen bilden ſieht. Die Wäſche wird im Winter zweimal im Monate gewechſelt, im Sommer einmal wöchentlich. Von zwei zu zwei Monaten wechſelt man den Strohſack; neu eintretende Gefangene erhalten neue Lager.

Man ſollte nun denken, der Geſundheitszuſtand müßte kein beſonders befriedigender ſein. Aber es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, daß manche Leute auch im Dreck pro-

sperireñ. Viele der Bewohner sind freilich, nimmt man die Bewegung aus, im freien Zustande weder an größere Reinlichkeit noch an bessere Kost gewohnt gewesen, und es fragt sich, ob Stadt- und Dorfbarbiere alle vierzehn Tage ihr Geschäft an ihnen ausübten. Die Zahl der Kranken ist im Durchschnitt nicht groß und man erinnert sich nicht epidemischer Uebel. Der Tyfus des Jahres 1817, der ganz Italien verheerte, und die Cholera im Sommer 1837 suchten freilich auch die Carceri nuove heim, indeß waren bei letzterer die Todesfälle minder häufig, als man zu befürchten Grund hatte. Von 501 Gefangenen wurden 84 von der Krankheit ergriffen, von welchen 36 starben.

Das Frauengefängniß ist, wie gesagt, viel weniger geräumig als das für die Männer. Es ist winkelig und sehr ungeschickt gebaut, wie denn überhaupt das ganze Etablissement ein wahres Labyrinth von großen und kleinen Treppen und Gängen darbietet. Sonst ist das Aussehen desselben und der Bewohnerinnen einigermaßen besser als in dem eben beschriebenen Theile.

Ueber die Tageseintheilung und Lebensweise mögen folgende Notizen Auskunft geben. Bei Tagesanbruch wird mit der Glocke das Zeichen gegeben, wie denn überhaupt zu Allem geläutet wird. Die Gefangenen, welche angekleidet schlafen, stehen auf; die Kerker werden geöffnet und ausgekehrt, die Schlafstätten in Ordnung gebracht. Der Sanitätsbesuch erfolgt, bestehend aus dem Arzte, dem Wundarzt, Apotheker und Krankenwärter; erst werden die Larghe und Segrete besichtigt, dann die Krankenzimmer. Für die in den Larghe Eingeschlossenen wird sodann die Messe gelesen: die Andern, welchen jeder Ver-

kehr untersagt ist, hören nur zweimal im Jahre Messe, um Ostern nämlich und Weihnachten, wozu im Corridor, der die Kerker trennt, ein Altar errichtet wird. Es ist dies eine Beschränkung, die in Rom einigermaßen in Verwunderung setzen dürfte, besonders wenn man annimmt, daß Gefangene hier nicht selten längere Zeit sitzen. Das Essen wird hierauf vertheilt. Es ist sehr verschieden nach dem Verhältnisse der Gefangenen. Die in leichterem Gewahrsam Befindlichen erhalten einmal täglich 18 Unzen Brod, eine halbe Fogliette Wein und eine Suppe, die je nach den Tagen mit Schmalz oder mit Oel zubereitet ist. Die Frauen erhalten zwei Unzen Brod weniger. In der Speisekammer im Erdgeschosse können sie aber andere Nahrungsmittel zum Marktpreise kaufen, oder durch einen Commissionär, welchen die Verwaltung zu diesem Zwecke hält, in der Stadt kaufen lassen. Wein ist bis zu einer Fogliette des Tages erlaubt; geistige Getränke sind durch das Reglement verboten, werden aber dennoch eingeschwärzt. Die Mäßigkeit des Italieners bewahrt ihn aber selbst unter solchen Umständen in der Regel vor argem Misbrauch. Die in engem Gewahrsam Befindlichen erhalten ihre Hauptmahlzeit, welche aus einer Suppe von Hülsenfrüchten oder Gemüse, vier Unzen Fleisch, neun Unzen Brod und einer halben Fogliette besteht, eine halbe Stunde vor Mittag, und zwei Stunden vor Sonnenuntergang das Abendessen, Salat, neun Unzen Brod und wieder dieselbe Quantität Wein. Die Küche wurde unter P. Leo XII. erbaut: sie ist schön, geräumig und reinlich und mit fließendem Wasser in Ueberfluß versehen. Das Brod ist sehr gut: wollte Gott, daß der fleißige Landmann in vielen Ländern

ähnliches hätte! Nach Mittag wird eine allgemeine Nachsuchung in den Kerkern vorgenommen. Um Sonnenuntergang werden Alle, die Erlaubniß hatten, in den Corridors oder sonst wo zu bleiben, wieder eingesperrt, der Rosenkranz wird gebetet und die Gefängnisse werden geschlossen. In jedem größern oder kleinern Raum brennt die Nacht hindurch ein Licht. Um Mitternacht machen sämmtliche Wächter in den Kerkern die Runde.

Schon erwähnte ich einiger religiösen Uebungen. Abgesehn von diesen, übernehmen Hieronymiten (Padri di S. Girolamo) und Jesuiten Beichte und Unterricht. Namentlich wird auf die religiöse Unterweisung der Knaben gesehn, deren Zahl nach offiziellen Angaben in den letzten Jahren leider gestiegen ist. Verschiedene Priester widmen sich der Aufgabe, sie zu besseren Gesinnungen zurückzuführen. Eine andere Priestergesellschaft übernimmt die Tröstung und Unterweisung der zum Tode Verurtheilten, deren Prozeß noch der Revision und endlichen Entscheidung unterliegt.

Der beste Theil des Gefängnisses ist das Krankenzimmer für die in leichterem Gewahrsam Befindlichen. Es ist ein geräumiger, luftiger Saal mit guten Betten, reinlich und anständig gehalten. Einige anstoßende Zimmer dienen zur Wohnung des obern Krankenwärters, zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, Leinwand u. s. w. und zur Küche. Der Arzt kann jegliche Speise verordnen, die ihm angemessen erscheint, ohne sich an den Gefangenhausküchenzettel zu halten. Das Krankenzimmer für die Bewohner der Segrete ist beschränkter: sonst ist es dem andern ähnlich.

Die Behandlung der Gefangnen ist keineswegs hart. Die Bestrafung besteht in Einsperrung in eine sogenannte Disciplinkammer, bei welcher man zwar an jene unterirdischen Thurmgefängnisse, wie wir sie in mittelalterlichen Bauten sehn, nicht denken muß, welche aber doch ein halbdunkler, feuchter, den Athem beengender Aufenthaltsort ist. In erschwerten Fällen der Fußstock und Wasser und Brod. Körperliche Züchtigung kommt nicht vor. Das gute Betragen der Gefangenen wird durch irgend eine Erleichterung belohnt, z. B. durch die Erlaubniß, dem Unternehmer der Beköstigung gegen eine kleine Belohnung zu Diensten zu sein, wie durch die Bestellung zum Aufseher des jedesmaligen Kerkers. Man nennt einen solchen Gefangenen den Capostanza. Keiner arbeitet. Ob dies gut ist, mag dahingestellt bleiben. Man wirft zwar ein, es sei ein Gefängniß für die in Untersuchung Befindlichen, nicht für Verurtheilte; man habe entweder Alle zur Arbeit anhalten müssen, und es scheine ungerecht, Leute dazu zu zwingen, die unschuldig seien; oder die Arbeit sei freiwillig, und dies sei eine Unregelmäßigkeit, die nicht vorkommen dürfe. Ueberdies sei der in Untersuchung Befindliche stets unruhig und ängstlich und zu keiner Handarbeit geneigt; die Zeit verstreiche mit Verhören, Gerichtssitzungen und Unterredungen mit den Sachwaltern. Aber bei der Langsamkeit des hiesigen Verfahrens können Jahre vergehn (vor einiger Zeit wurde eine Frau hingerichtet, die über sechs Jahre gesessen) und diese Unthätigkeit, die eine gezwungene ist, muß zur gräßlichsten Qual werden, nachdem die erste Aufregung vorüber ist. Freilich ist Lesen und Schreiben gestattet: die Gefangenen dürfen sich Bücher anschaffen, die aber natürlich

ſtrenger Beſichtigung unterworfen werden. Denn man hat nur zu oft die Erfahrung gemacht, daß unzüchtige Bücher und Bilder ihren Weg in die Gefängniſſe finden. Diejenigen, welche zu ſehr an Verwahrloſung der niedern Volksclaſſen glauben, werden darüber erſtaunen, daß ungefähr die Hälfte der Verhafteten leſen und ſchreiben kann.

So ſind die Carceri nuove beſchaffen, das größte der römiſchen Gefängniſſe für die im Unterſuchungsarreſt Befindlichen. Das Capitoliniſche Gefängniß iſt viel weniger gut. Leo XII. ließ einige Kerker in demſelben ſchließen und wollte, daß es völlig geräumt werden ſollte. Unter dem regierenden Papſte iſt es ſodann einigermaßen verbeſſert worden. In dieſen beiden Gefängniſſen iſt die Beköſtigung der Verhafteten, Kleidung, Nachtlager, Beleuchtung u. ſ. w. eingeſchloſſen, einem Unternehmer in Pacht gegeben, der im Durchſchnitt 9½ Baj. (gegen 4 Neugr.) täglich für den Kopf erhält. Natürlich findet eine Controle ſtatt. Für die Schuldgefangenen, welche nicht über ein Jahr eingeſperrt bleiben dürfen, muß der, welcher ihre Verhaftung bewirkt hat, täglich 15 Baj. (etwas über 6 Neugr.) zahlen.

Beſuchen wir nun die Strafgefängniſſe für beide Geſchlechter.

Die Bagnos ſind, wie geſagt, in der Engelsburg und in einem Theile des großen Gebäudes, welches Clemens XI. zum Behuf eines Kornmagazins in den Diocletianiſchen Thermen errichten ließ, als das alte Verproviantirungsſyſtem der Annona noch beſtand. Ein proviſoriſches Bagno befindet ſich bei der Paulskirche. In der Engelsburg iſt ein Theil des Erdgeſchoſſes den Galeotten

eingeräumt. Um den runden Thurm nämlich, welcher den mittlern und Haupttheil des Forts und das alte Grabmal bildet, läuft ein unbedeckter Gang, welcher von niedern Gebäuden eingeſchloſſen wird. In dieſen Gebäuden, welche in neun Häuſer abgetheilt ſind, wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf, wohnen die Sträflinge. Ihnen gegenüber erheben ſich die rieſigen Travertinmauern des Hadrianiſchen Mauſoleums, nackt und geſchwärzt durch Zeit und Menſchenhand. Die äußere Umſchließung bilden die ſpäteren Feſtungswerke. Man muß gerade aufwärts ſchauen, um den Himmel zu ſehn, denn nach allen Seiten iſt die Ausſicht vermauert. Es iſt ein feuchter, dumpfer, höchſt ungeſunder Ort, wo man nicht umhin kann, an Fieber und Tod zu denken; die Wohnungen ſind höchſt elend, ohne Luft und Licht. Etwa 200 Sträflinge finden hier Raum: die Mehrzahl bringt nur die Nacht hier zu, indem ſehr viele zu den öffentlichen Arbeiten verwandt werden. Der kleinere Theil beſteht aus Handwerkern, die in einem abgeſonderten Raum ihre Werkſtätten haben: Tiſchler, Schuſter u. A. finden ſich unter ihnen, ſelbſt Moſaiciſten. Da dieſe an den Zwangsarbeiten nicht theilnehmen, ſo zahlen ſie täglich einen halben Paul (2 Neugr. 2 Pf.) Entſchädigung. Zu den Arbeiten aber werden nur ſolche zugelaſſen, deren Strafzeit unter zehn Jahren iſt: die, welche ſchwerere Verbrechen begangen, bleiben in ſtrengem Verwahrſam im Bagno. Was ſie bei den öffentlichen oder Privat-Arbeiten erwerben, wird in der Sparkaſſe angelegt und ihnen beim Ende der Strafzeit eingehändigt. Ihre Nahrung beſteht in einer Suppe, 18 Unzen Brod und einer halben Fogliette Wein. An-

dere Speiſen können ſie, wie in den Carceri nuove, in einer dazu eingerichteten Wirthſchaft erhalten. Erlaubt iſt der Verkauf von Brod, Käſe, Schweinefleiſch, geſalzenen Fiſchen, Gemüſe, Salat, Obſt, Eſſig, Oel und Taback, Wein bis zu einer Fogliette. Daß von Fleiſchſorten nur Schweinefleiſch geſtattet iſt, dürfte auffallen: dennoch iſt der Geſundheitszuſtand im Allgemeinen befriedigend. Die Lagerſtätte beſteht aus Brettern oder blos einer Erhöhung des Bodens von Ziegeln. Im Winter wird eine wollene Decke gereicht. Doch leiden viele der Gefangenen ſehr von der Kälte, ſolche namentlich, die nicht zu den Arbeiten gelaſſen werden. Die Koſten des Unterhalts ſind wie in den obengenannten Gefängniſſen. Das Bagno bei den Thermen beſteht aus zwei unermeßlichen Sälen, vormaligen Getreideſpeichern, welche gegen 500 Sträflinge enthalten. Es iſt ein ungeſunder Ort, namentlich das Erdgeſchoß, aber doch luftiger und trockner als die Löcher in der Engelsburg. Die Behandlung der Gefangenen iſt dieſelbe. Ebenſo im Bagno bei S. Paul, wo in einem großen und einem kleinen Raum im Erdgeſchoſſe des Benedictinerkloſters 160 Sträflinge leben, welche zu den Arbeiten des Neubaus der Kirche verwandt werden. Da ſieht man ſie nun bei mannigfaltigen Beſchäftigungen, als Kärrner, Maurer, Zimmerleute und ſonſt gebraucht. Um Mittag haben ſie Raſtzeit und erhalten ihre Nahrung. In dem Straflocal war keine Ventilation und, obſchon es keineswegs ein warmer Tag, die drückendſte, beengendſte Luft.

Wenn man in der Stadt umhergeht und der nächſten Umgebung, ſo ſieht man nicht ſelten Haufen von Galeotten, von Aufſehern (Guardaciurme) und Soldaten

bewacht, bei der Arbeit. Früher war die Bewachung sehr nachlässig: bei Haufen von sechzig bis hundert Sträflingen wurden ein Paar Infanteristen für hinreichend erachtet. Seit aber im Cholera-Sommer 1837 ein Aufstand im Bagno bei S. Paul ausbrach und Mehre entkamen, ist man aufmerksamer geworden, und Infanterie wie Cavalleristen eröffnen und schließen den Zug. Wie es mit der Deferenz und Subordination in Italien überhaupt auf schwachen Füßen steht, so sieht man häufig Soldaten und Galeotten in traulicher Unterredung. Es trifft sich freilich nicht selten, daß es alte Bekannte sind. Denn nach den hier geltenden Gesetzen werden die Vergehen der Militärpersonen mit der Galeere bestraft, und so kommen manche wegen Insubordination, Streit, Desertion u. s. w. in das römische Bagno. Da dies auch bei den Schweizertruppen, die in Bologna und der Romagna stationirt sind, der Fall ist, so finden sich immer Ausländer unter den Galeotten. Sind es nicht gar zu schwere Verschuldungen, so gelingt es wol den diplomatischen Agenten, welche von ihnen mit Bittschriften bestürmt zu werden pflegen, sie vor Ablauf der Strafzeit loszubitten. Die Kleidung besteht in Wams und Beinkleidern von starkem gestreiften Wollentuche, braun und grau, und einer Mütze. An den Knöcheln der Beine sind sie durch eine Kette geschlossen, die durchschnittlich 4½ Pfund schwer ist. Ist ihre Strafzeit bis auf sechzehn Monate verstrichen, so tragen sie die Kette nur an einem Bein; ganz abgenommen wird sie drei Monate vor der Freiwerdung. Die auf Lebenszeit Verurtheilten und Eingeschlossenen sind durch eine zweite Kette an der Wand befestigt, so daß sie nicht über drei bis vier Schritte gehn können.

Die Strafen bei Widerſetzlichkeit oder ſonſtigen Anläſſen beſtehen in Nichtzulaſſung zur Arbeit, Einſperrung in eine Disciplinkammer, Waſſer und Brod. Hier ſchreitet man auch zu Stockprügeln. Bei ſchwerern Vergehen entſcheidet der Capitoliniſche Gerichtshof. Die geiſtlichen Uebungen, von denen bei der Schilderung der Carceri nuove die Rede war, werden auch in den Bagni gehalten. Zum Krankenzimmer iſt ein abgeſonderter Theil des Spitals von Sto. Spirito beſtimmt.

Da ich oben der Engelsburg erwähnte, ſo kann ich nicht unterlaſſen, ihrer ſonſtigen Beſtimmung als Gefängniß zu gedenken. Das Mauſoleum Hadrians iſt der Ort, wohin ſeit Jahrhunderten alle angeſehenen Leute gebracht werden, denen man eine unfreiwillige Abſchließung aufzulegen für gut findet. Wie Viele haben hier gewohnt, von denen die Geſchichte redet, mit Benvenuto Cellini zu beginnen, welcher eine ſo lebendige und anſchauliche Schilderung ſeiner Gefangenſchaft hinterließ; der Betrüger und Sectirer Giuſ. Franc. Borri aus Mailand, der ganz Europa durchzog, bald als gottbegeiſterter Apoſtel, bald als Alchimiſt, in welcher Eigenſchaft er Chriſtinen von Schweden zu Hamburg um vieles Geld brachte, bis es dem Sant' Uffizio gelang, ihn in Ungarn aufzugreifen und nach der Engelsburg zu ſchaffen, wo er (1695) ſtarb; ſein noch geſchickterer Nachfolger Balſamo, nach welchem jetzt noch einer der Kerker La Caglioſtra heißt. Ein Gefangener andrer Art ſtarb hier im Jahre 1775: der letzte General des Jeſuitenordens, Lorenzo Ricci, ein mehr denn ſiebzigjähriger Greis, welcher mit mehren Ordensgliedern nach der Erlaſſung des Breves Clemens' XIV., welches die Geſellſchaft Jeſu aufhob, verhaftet worden war und

im Gefängniß die Erklärung aufſetzte, in welcher er betheuerte, daß der Orden zu ſeiner Unterdrückung keine Veranlaſſung gegeben, daß er perſönlich die Gefangenſchaft und die Härte, womit man ihn behandelt, nicht verdient zu haben glaube und den Urhebern der Verfolgung aufrichtig vergebe. Manche Cardinäle ſaßen im Caſtell, das ſie todt erſt wieder verließen. Der berühmte Vitelleschi, auf Eugens IV. Befehl auf der Engelsbrücke verhaftet, ſtarb in der Burg an ſeinen Wunden*). Der wüſte Alfonſo Petrucci von Siena wurde wegen der Verſchwörung, die er gegen Leo X. eingeleitet, dahin gebracht und im Geheimen enthauptet, während die der Mitwiſſenſchaft angeklagten Cardinäle Riario und Saoli mit Gefängniß und Geldbußen davonkamen. Julius' III. halbverrückter Neffe, Innocenzo del Monte, welchen man den Cardinal Pavian nannte, weil er eine ſolche Beſtie zu füttern pflegte, die dem Papſt gehörte, ſaß lüderlicher Streiche wegen mehrmals im Caſtell. Ein Cardinal ähnlichen Schlages wie Petrucci, Carlo Caraffa, erlitt am nämlichen Ort die Todesſtrafe unter dem Pontificat Pius' IV.**). Als in unſern Tagen der Cardinal Maury,

*) Röm. Br. II. 366 ff.

**) Der Prozeß der Caraffa kann als ein Muſter von Unregelmäßigkeit in richterlichem Verfahren, wie es in Zeiten der Willkür nur zu oft vorkam, bezeichnet werden. Wie Carlo Caraffa gewirthſchaftet, weiß Jeder, der die Geſchichte ſeines Oheims Paul IV. geleſen. In der Wildheit des Waffenhandwerks aufgewachſen, nachdem er bei dem unruhigen Cardinal Pompeo Colonna und bei Pier Luigi Farneſe geweſen, der im Schlamm alter Laſter wühlte, mußte Carlo Caraffa auf Carls V. Befehl den Dienſt verlaſſen, wurde Malteſerritter und in ſeinem 38. Jahre

welcher in der Zeit des Glücks und der Gunst leider den Ruhm verdunkelte, welchen er in den Momenten der Verwirrung und Gefahr errungen, wegen seines Benehmens

---

Cardinal, Legat von Bologna und ausgestattet mit einer Macht, die er auf die unerhörteste Weise misbrauchte. Als Paul IV. endlich die Augen aufgingen, setzte er den saubern Neffen ab, verwies ihn aus Rom, nahm dem Herzog von Paliano, Giovanni Caraffa, wie seinem andern Verwandten, Antonio, Marchese di Montebello, ihre Aemter und verbannte sie gleichfalls in die Provinz. Dies geschah 1559, wenige Monde vor seinem Tode. Kaum war Pius IV. ihm nachgefolgt, so wurde den Caraffas der Prozeß gemacht. Eine Deputation von acht Cardinälen mit dem Governatore von Rom sollte die Sache untersuchen. Der Prozeß dauerte bis zum 3. März 1561. Gegen neun Stunden währte der Vortrag im geheimen Consistorium. Der Cardinal Caraffa wurde des Majestätsverbrechens und vieler Unthaten in öffentlichen wie in Privatverhältnissen schuldig erkannt und in der folgenden Nacht in der Engelsburg mit dem Strange hingerichtet. Zu gleicher Zeit wurden der Herzog von Paliano, sein Schwager Graf von Alife und sein Vetter Liouardo di Cardine, des Mordes der Gemalin des Erstern, Brianza d'Ascalona, überwiesen, in Tordinona enthauptet und ihre Köpfe auf dem Platze vor der Engelsbrücke ausgestellt. Der einzige Cardinal Alfonso Caraffa wurde für unschuldig erklärt, kam aber doch nicht ohne Geldstrafe davon.

Solcher Art war das grauenvolle Strafgericht über die Caraffa, ein verdientes Loos, zu welchem aber freilich Haß und Parteigeist beigetragen haben mögen.

Nun kommt aber das Seltsamste der ganzen Geschichte. Im J. 1567 verordnete Pius V., welcher Paul IV. viel zu verdanken hatte, eine Revision des Prozesses. Wie es heißt, wurde er durch die Vorstellungen des Bruders und Sohnes des hingerichteten Herzogs von Paliano dazu vermocht. Das Ende war, daß der Cardinal und sein Bruder für unschuldig erklärt, den übriggebliebenen Gliedern der Familie Ehren und Güter zurückgegeben wurden,

gegen Pius VII. in die Engelsburg gebracht ward, soll er, als er in das ihm angewiesene Gemach trat, die Aeußerung gemacht haben: nie sei eine Person seines Ranges auf solche Weise behandelt worden. Eminenz, erwiderte der ihn begleitende Offizier, in dem Zimmer, in welchem wir uns befinden, wurde der Cardinal Caraffa erdrosselt. Es heißt, Maury habe kein Wort mehr gesagt.

Im vorigen Jahrhunderte wurde ein Cardinal zu zehnjährigem Gefängniß in der Engelsburg verurtheilt. Es war jener berüchtigte Niccolò Coscia, von Papst Johann XXIII. her ominösen Namens, der, ein Sohn eines Barbiers im Beneventanischen, durch die Gunst des Erzbischofs von Benevent, Cardinal Orsini, zu geistlichen Würden gelangt, die ausgedehnteste Macht erlangte, nachdem sein gutmüthiger und schwacher Gönner Papst geworden war. Die schamlosen Misbräuche des Coscia, Erpressungen, Falsa, Betrug und Dieberei, gingen so weit, daß er bei Benedicts XIII. Tode gerathen fand, dem Haß des ganzen Volks und der Ahndung des h. Collegiums durch die Flucht sich zu entziehen, bis die Androhung der schärfsten Censuren und des Verlustes des Purpurs von Seiten Clemens' XII. ihn zurückbrachte, worauf ihm der Prozeß gemacht ward, in Folge dessen er zur Einsper-

---

und der Governatore von Rom, Alessandro Pallantieri, welcher bei jenem Prozesse Fiscaladvocat gewesen war und dem man Schuld gab, aus Haß gegen den Cardinal den Papst und die Richter getäuscht zu haben, enthauptet ward. Einem andern Caraffa, Antonio, welcher bei jenen Vorgängen sein Canonicat von S. Peter eingebüßt hatte, ertheilte bald darauf Papst Pius den Purpur.

rung, zum Verlust seiner cardinalizischen Vorrechte wie seiner Benefizien, zur Rückerstattung entwendeter Summen und bedeutenden Geldstrafen verurtheilt wurde. Unter Benedict XIV. erlangte dieser saubere Geistliche die Freiheit wieder und starb, reich und so gehaßt wie verachtet, in vorgerücktem Alter zu Neapel.

Es waren aber nicht lauter Cardinäle, wie die Delmontes, Petruccis, Caraffas und Coscias, welche im Castell gefangen saßen. Einen der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Theologen und Staatsmänner des 16. Jahrhunderts traf dies Schicksal, Giovanni Morone, vormals Bischof von Modena, welcher als Nunzius in Teutschland für die Interessen des Concils, das damals allgemein verlangt und durch die Fortschritte des Protestantismus doppelt nöthig gemacht war, die rühmlichste Thätigkeit entwickelte. In den Irrungen, welche durch die drohenden Anzeichen von Neuerungssucht in Italien selbst und durch das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform, wenn auch nicht im Sinne, wie sie als Abfall von der alten Kirchenordnung und Gemeinschaft in Teutschland und England auftrat, veranlaßt wurden, hatte Morone eine um so wichtigere Stellung, da er die auswärtigen religiösen Verhältnisse und Anforderungen aus eigner Anschauung kannte, aber auch eine um so gefährlichere. Es war die Zeit, wo die von Paul III. zusammenberufene Congregation, zu welcher die Cardinäle Contarini, Caraffa, Sadoleto, Aleandro und Poole, der Erzbischof Fregoso von Salern, der Bischof Giberti von Verona u. A., Alles einflußreiche und gelehrte Leute, gehörten, das berühmte Reformgutachten erließ, welches so viel Aufsehen, so viel Aerger und Discussion veranlaßt

hat. Morone gehörte der Richtung an, zu welcher die Meiſten der Genannten ſich bekannten. Es war eine ſchlimme Zeit für die katholiſchen Theologen, denn, abgeſehen von vielen Disciplinarfragen, erregten mehre Punkte der Lehre, welche durch das tridentiner Concil nachmals ihre katholiſche Feſtſtellung erhielten, Zweifel und Misverhältniſſe. Dies kam dann recht an den Tag, als die Partei, welche man wol die ſtrengere genannt hat und an deren Spitze der Card. Caraffa ſtand, bei Paul III. überwog und eine ſcharfe Inquiſition in Italien eingeführt ward. Da geſchah es, daß Manche flohen und in der Schweiz, in Teutſchland u. ſ. w. offen zum Proteſtantismus übergingen. Unter ihnen waren Männer, die in hohen Stellungen ſich befanden, die eine Zeitlang des engſten Vertrauens der Päpſte ſich erfreut und auf die Leitung der Angelegenheiten großen Einfluß gehabt hatten, ſo Pier Paolo Vergerio, Biſchof von Capo d'Iſtria, Nunzius in Teutſchland für Clemens VII. und Paul III., verdächtig ſchon durch ſein Verhalten bei den teutſchen Religionsgeſprächen, nach Rom beſchieden und nicht erſchienen, nach vielem Umherirren endlich in Graubündten als offenbarer Anhänger lutheriſcher Grundſätze, und in Tübingen als leidenſchaftlicher Gegner des Papſtthums und des Concils. Als Fra Bernardino von Siena (Occhino) floh, der General der Kapuziner, einer der talentvollſten und populärſten Prediger Italiens, war man nahe daran, den ganzen Kapuzinerorden aufzuheben, der freilich mehr denn einmal ſchon zu Unzufriedenheit Veranlaſſung gegeben hatte. Die meiſten Cardinäle waren mit Paul III. darin einverſtanden: Sanſeverino und Pio da Carpi retteten den Orden.

Contarini, welchen man als eigentliches Haupt der Richtung bezeichnet, die von den Verfaſſern des Reformgutachtens eingeſchlagen wurde, ſtarb im Augenblick, wo der Sturm losbrach (1542). Poole und Morone, ſchon dem Cardinal Caraffa verdächtig, entgingen ſeinen Maßregeln nicht, nachdem er Papſt geworden. Erſterer wurde von ſeiner Legation in England ſuspendirt, Letzterer zu gleicher Zeit in der Engelsburg verhaftet. Die Lehre von dem Verdienſt der guten Werke und von der Rechtfertigung, der Hauptſtein des Anſtoßes, ward auch in dieſem Falle unter den Gründen des Verfahrens gegen die Cardinäle genannt. Poole ſtarb 1558, Morone blieb im Gefängniß bis zum J. 1560, wo er bei dem neuen Papſte, Pius IV., auf Unterſuchung drang. Sie wurde ihm nicht verweigert. Eine Congregation von Cardinälen, unter welchen Ghislieri, nachmals Pius V., ſich befand, welchem Niemand Läſſigkeit in Glaubensſachen Schuld geben wird, erklärte noch in demſelben Jahre das Verfahren gegen Morone für null und ungerecht und ihn für unſchuldig, zuſamt denen, die mit ihm zur Unterſuchung gezogen worden waren, darunter die Biſchöfe von Modena und La Cava. Als Legat beim Tridentiner Concil leiſtete ſpäter Morone der katholiſchen Kirche wichtige Dienſte.

Endlich hat ſelbſt ein Papſt die Engelsburg als Gefangener bewohnt: Clemens VII., welcher bei der Erſtürmung Roms nach dem Caſtell floh und dort nebſt dreizehn Cardinälen von den Spaniern unter Alarcons Befehl bewacht wurde, bis er ungeheure Summen gezahlt und für größere noch Geißel geſtellt hatte, worauf man ihn heimlich nach Orvieto ziehen ließ.

Die Gefängnisse befinden sich auf der Höhe des Castells. Es sind zum Theil Larghe, zum Theil Segrete. Von jenen stoßen mehre an einen Corridor, von welchem man eine herrliche Aussicht auf Stadt und Umgebung hat. Die Gemächer sind von verschiedener Größe und haben gewöhnlich zwei, auch wol drei Bewohner. Sie sind durch ihre hohe und luftige Lage gesund, und anständig eingerichtet. Ueberhaupt werden die Verhafteten hier gut gehalten. In einigen der Zimmer sah ich verschiedene Mobilien und kleine Bibliotheken. Betten mit Matrazen, Leintüchern, Decke u. s. w. werden gegeben, so wie den Armen eine Unterstützung in Gelde. Bei Tagesanbruch werden die Zimmer geöffnet und um die zweite Stunde der Nacht geschlossen. Bei Tage können die Gefangenen auf dem Corridor umhergehen. Die Segrete habe ich nicht gesehen. Für Geistliche wie für Militärpersonen sind abgesonderte Locale; letztere haben einen Hof zum Spazieren. Die wegen politischer Vergehen Verurtheilten pflegt man nach der Festung von Civita-Castellana zu bringen, doch erlaubt man wol Einzelnen, im Castell zu bleiben. Für verurtheilte Geistliche besteht ein Correctionshaus (Pia Casa di penitenza) zu Corneto seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Hinrichtungen werden in der Engelsburg nur in ganz besondern Fällen vorgenommen*). Früher war der Richtplatz auf jenem Theile des Tarpejischen Felsens, den man Monte Caprino zu nennen pflegt; wahrscheinlich noch tradizionell

*) So im Herbste 1843 die des genuesischen Geistlichen Dom. Abo, der wegen Ermordung seines Neffen den Tod erlitt.
(Spätere Anmerkung.)

von der alten Römerzeit her. Im J. 1488 soll Innocenz VIII. ihn nach dem Platz vor der Engelsbrücke verlegt haben, wo mehre große Straßen münden und wo auch jetzt noch bisweilen Hinrichtungen stattzufinden pflegen, wie vor ein paar Jahren, wo großes Gedränge und Unordnung entstand, mehre Leute ohnmächtig und durch die Pferde des Wache haltenden Militärs beschädigt, viel mehre noch bestohlen wurden und namentlich in der Verwirrung Hüte und Mützen verloren, worauf dann die französischen Zeitungen die schreckliche Nachricht brachten, Roms Straßen seien „jonchées de morts“ gewesen. Eine Zeitlang verlegte man die Richtstätte nach Piazza del Popolo: jetzt ist sie auf dem Platze vor der Kirche Sta. Maria in Cosmedin, welche das Volk La Bocca della verità zu nennen pflegt.

Das Strafgefängniß für die Frauen liegt in Trastevere, dicht am Ufer des Flusses, neben dem großen apostolischen Hospiz von S. Michele. Die Inschrift an der Façade heißt: Clemens XII. coercendae mulierum licentiae et criminibus vindicandis anno MDCCXXXV. Nur ein Theil aber des Gebäudes war ursprünglich zu diesem Zwecke bestimmt. Denn den ältern, welcher in der Anlage vor dem spätern viel voraus hat, ließ einunddreißig Jahre früher Clemens XI. als Correctionshaus für junge Leute bauen, wie noch aus einer Inschrift hervorgeht *). Unter P. Pius VIII. wurde das Ganze den Frauen bestimmt, da der ehemals ihnen angewiesene Raum

*) Clemens XI. Pont. Max. perditis adolescentibus corrigendis instituendisque ut qui inertes oberant instructi reipublicae serviant an. MDCCIV pont. IV.

zu beengt war. Der Bau Clemens' XI. ist von Carlo Fontana, einem Architekten, der zwar keineswegs immer reinen Geschmack, immer aber großes Talent an den Tag legte. Es ist das am besten und zweckmäßigsten gebaute Gefängniß Roms und hat, wie ich schon oben bemerkte, manche Nachahmungen veranlaßt. Wir sehen einen großen rechtwinkligen Saal vor uns, 130 franz. Fuß lang, 45 Fuß breit, an den langen Seiten mit Galerien versehen, welche zwei Geschosse bilden und zu zwei Reihen Zellen führen, während eine dritte Reihe, mit dem Niveau des Saales gleich, gewissermaßen ein Erdgeschoß bildet. Die Zahl dieser Zellen ist sechzig, jede 8 Fuß lang, $6\frac{1}{2}$ Fuß breit. Vier Wendeltreppen in den Ecken führen zu den oberen Geschossen. Zwei sehr große Fenster, einander gegenüber angebracht, unterbrechen die Zellenreihen und geben dem Saale Luft und Licht; jede Zelle hat gegen die Galerie zu Thüre und Fensterchen, an der Außenseite aber ein anderes kleines Fenster. An einer der schmalen Seiten des Saales ist ein Altar aufgestellt, an der andern findet sich ein großes Bogenfenster. Ein flaches Gewölbe überdeckt das Ganze.

Die architektonische Anordnung dieses Gefängnisses ist vortrefflich und sinnreich, und zeugt von um so größerm Geschick, als Fontana, so viel mir bekannt, beim Entwerfen des Planes kein Muster eines ähnlichen Gebäudes vor sich hatte. Einmal so weit gelangt, konnte es dann der Folgezeit nicht schwer fallen, die hier vorgezeichnete Bahn zu verfolgen und die neuern Zellengefängnisse zu schaffen, deren Kreisform und in einen Punkt zusammenlaufenden Radien die Aufsicht unendlich erleichtern.

Es wäre zu wünschen, man hätte in Rom dies System befolgt. Aber schon der nächstfolgende Versuch eines Gefängnißbaues, der schon erwähnte Frauenkerker, welcher unter Clemens XII. entstand, war eine Verschlechterung. Der Architekt desselben war Ferdinando Fuga, auch ein Mann von Talent, der in Rom und in Neapel viel gebaut hat, Kirchen und Paläste, darunter den großen Palast Corsini und, in letztgenannter Stadt, das riesige Albergo dei poveri, für achttausend Bewohner angelegt, wol das größte Hospiz Europa's. In seinem Bau haben wir auch einen Saal vor uns, 56 Fuß lang, 34 breit, dessen eine Seite durch drei Geschosse von je sieben Zellen, die 11 Fuß lang, 6½ Fuß breit sind, gebildet wird. Der Saal dient jetzt zur Kapelle.

Dies sind die beiden Haupttheile des Gefängnisses, welchen Krankenzimmer mit 37 Betten und verschiedene andere Locale sich anschließen.

Es ist das einzige Frauengefängniß im Kirchenstaat und aus allen Provinzen werden die Verurtheilten hierher gebracht: eine mangelhafte Einrichtung, indem bei der bedeutenden Entfernung der transapenninischen Landschaften ein zweites Gefängniß in Bologna oder irgend einer Stadt der Romagna noth thäte. Denn abgesehen von der Unbequemlichkeit des Transports ist auch das Local zu beschränkt, so daß man je zwei Gefangene in einer Zelle unterbringen muß, wodurch der Vortheil, den man von der Anwendung des beschränkten Pönitenziarsystems, in der Isolirung bei Nacht bestehend, erwarten dürfte, wieder verloren geht. Denn auf 81 nur beläuft sich die Zahl der Zellen, während im Durchschnitt die Zahl der Gefangenen 250 beträgt.

So passend nun auch die Einrichtung ist, die ich oben beschrieb, so macht doch das Ganze einen höchst peinlichen und widerwärtigen Eindruck. Vieles trägt dazu bei. Zuvörderst hat das weibliche Geschlecht im Zustande der moralischen Degradation immer etwas Abstoßenderes als das männliche, wollten und könnten wir auch davon absehen, daß in solchen Fällen das Weib tiefer und unrettbarer sinkt. Kaum in das Erdgeschoß des Gefängnisses eingetreten, fanden wir Unordnung und Durcheinanderlaufen. Die Mittagsmahlzeit wurde vertheilt, und es war ein Drängen mit Näpfen und Tellern, ein heißhungeriges Verzehren des Empfangenen, kurz ein Anblick, der durch das Aussehen der meisten Bewohnerinnen nicht gewann. Ueberdies sollte eine gewisse Zahl, deren Strafzeit abgelaufen war, die Freiheit erhalten: in besserer Tracht warteten diese des Eintreffens des Beamten, der ihnen die Kerkerthür öffnen sollte; Bündel von Kleidungstücken, Wäsche und sonstigen Dingen lagen hier und dort. Die Miene Einiger derselben war von der Art, daß ich der Stadt und dem Hause, welchen das Gefängniß sie zurückzusenden im Begriff stand, nicht dazu Glück wünschen konnte. Folgen Sie mir nun in den zuerst beschriebenen größern Saal. Hier halten die wegen Verbrechen gegen Personen und Sachen Verurtheilten sich auf. Es mochten etwa hundertzwanzig bis dreißig sein. Die meisten waren bei der Arbeit: in zwei langen Reihen, zwischen denen in der Mitte ein Durchgang frei blieb, spannen sie oder assortirten Wolle. Diese Arbeit geschieht auf Kosten der Verwaltung des anstoßenden Hospiziums und die Gefangenen erhalten die Hälfte der Bezahlung, welche den in diesem Hospiz arbeitenden Frauen zukommt. Im Durch-

schnitt beträgt sie einen halben Paul (etwas über 2 Ngr.) des Tages, und bleibt den Frauen, die ihren Gewinn zum Theil in der Sparkasse anlegen. Die Gesammtsumme, welche im J. 1841 das Hospiz den Verurtheilten zahlte, betrug gegen 2850 Reichsthaler. Die meisten also waren, wie gesagt, bei der Arbeit; Einige saßen zusammengekauert und mit einander schwatzend um ein Kohlenbecken. Wer in Rom umhergeht in den vom ärmern Volke bewohnten Vierteln, wird vielen Elends ansichtig: er verweile bei einer der Klosterthüren, wo Nahrung und Almosen verabreicht werden, am großen Jesuitencollegium z. B., wo, der einen Seite des Palazzo di Venezia gegenüber, an bestimmten Nachmittagen ganze Reihen von Bettlern stehen und sitzen, und er wird Schmuz, Verkommenheit, Armuth in ihrer, ich kann kaum sagen, ob mehr Mitleid oder mehr Ekel erregenden Gestalt kennen lernen. Aber was man in S. Michele vereinigt sieht, geht, den Schmuz ausgenommen, doch noch weiter, denn hier spricht moralische Verworfenheit aus dem Gesichte der Einen, Verstocktheit, Grimm, Frechheit, aus dem der Andern Gram und Verzweiflung, aus Vieler Augen und Zügen Stumpfheit und willenloses Hinbrüten. Alle Alter sind hier zusammen, doch ist die Zahl der Bejahrten beiweitem die vorherrschende, und unter ihnen sind Entsetzen erregende Gestalten. Der jahrelange Aufenthalt in einem Kerker, die Gewißheit (wenn ja eine solche Gewißheit überhaupt besteht), ihn erst todt zu verlassen, bringt im Menschen eine Umwandlung hervor, die in den Zügen auf verschiedene Weise sich äußert, deren Umfang aber von einem Freien nicht ermessen werden mag.

Die Kleidung war buntscheckig: Manche, gewöhnlich

die erſt ſeit kurzem Angelangten, oder die nur zu beſchränkter Haft Verurtheilten, trugen ihren gewöhnlichen Anzug, die Mehrzahl die Kerkertracht, aus grauwollenem Rock und Mantel von gleichem Zeug und Farbe beſtehend. Je länger ſie bleiben, um ſo weniger ſcheinen ſie auf den Anzug zu achten. Wild hing um Vieler Nacken und Stirnen und über die abgehärmten Wangen das graue Haar. Es waren Einige da, deren Aeußeres anſtändiger ſich zeigte: ſie waren vor wenigen Tagen erſt eingetreten. Unter ihnen befand ſich eine Kindesmörderin, welche zu funfzehnjährigem Kerker verurtheilt war und die ich kurz vorher noch in den Carceri nuove geſehen. Die Meiſten geben Auskunft, wenn man ſie um ihr Vergehen und die Dauer ihrer Haft fragt. Ein altes Weib aber erwiderte auf eine ſolche Anfrage: Non rammentatemi la mia disgrazia (erinnert mich nicht an mein Unglück). Sie ſaß auf Lebenslang wegen Mord.

Zwei große Uebelſtände kommen hier zuſammen. Des erſten erwähnte ich: er beſteht in der nicht hinlänglichen Iſolirung bei Nacht. Dies führt zu einer Menge ſchlimmer Folgen, die man in Frauengefängniſſen häufig beobachtet. Jene oft leidenſchaftlichen Freundſchaften zweier Unglücksgenoſſinnen, die zu tragiſchen Auftritten und neuen Verbrechen führen können, finden ſich auch hier. Der zweite Uebelſtand beſteht in der Vereinigung von Gefangenen verſchiedener Claſſen. Die Mörderin, welche nie wieder die Freiheit erlangen ſoll, ſitzt hier neben der Unglücklichen, die vielleicht in dringender Noth einen, wenn man auf das Objekt blickt, unbedeutenden Diebſtal verübt hat und zu einem bis zwei Jahren verurtheilt worden iſt. Es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß dieſe das

Gefängniß depravirter verläßt, als sie es betreten hat. Der Mangel an Raum veranlaßt eine so fehlerhafte Einrichtung. Einem schreienden Misbrauche ist in neuerer Zeit, obgleich nur unvollkommen, abgeholfen worden. Man erlaubte früher den Gefangenen, ihre kleinen Kinder mit sich ins Gefängniß zu nehmen: ja, man sah sie Knaben und Mädchen von zwölf Jahren dort behalten. In dieser Luft, in dieser Umgebung, unter solchen Beispielen, Reden vernehmend, die meist von Verbrechen und Strafen handeln, wuchsen die Kinder auf! Jetzt dürfen nur säugende Kinder im Gefängnisse bleiben: indeß werden die Verordnungen nicht selten überschritten. Denn Verordnungen erlassen und sie befolgen, ist hier mehr denn anderswo zweierlei. Eine übelangebrachte Gutmüthigkeit, die oft Schwäche ist, nicht selten Gewissenlosigkeit, und die Bequemlichkeit der untern Beamten zerstören oft die durch die besten Vorkehrungen beabsichtigte Wirkung. Die Versorgung der ihrer Mütter beraubten Kinder mag sehr häufig schwer fallen, aber bei der bedeutenden Zahl von Hospizien und andern milden Anstalten in der Stadt und im Staate kann sie nicht unmöglich sein.

Die übrigen Verurtheilten sind in zwei Abtheilungen geschieden: es sind die wegen lüderlichen Wandels zum erstenmal Eingesperrten und die Recidiven. Hier nun hat man das Bedürfniß der Trennung erkannt und ins Werk gesetzt. Man wundert sich einigermaßen, unter ihnen so wenige auch nur erträgliche Gesichter zu finden. Die meisten derselben sind durch das Vicariatsgericht, welches die Sittenpolizei hat, nach S. Michele gesandt: man nennt sie wol roba del Vicario. In solchen Benennungen ist man naiv: als die zu Gefängnißstrafe ver-

urtheilten Buben eine besondere Abtheilung in den gewöhnlichen Kerkern bewohnten, hieß ein solcher Ort La Poledrara (Fohlenstall).

Die Hausordnung ist folgende: Im Winter wird bei Tagesanbruch aufgestanden, im Sommer eine Stunde nach Sonnenaufgang. Die Gefangenen säubern ihre Zellen, hören Messe und sagen einige Gebete her. Hierauf beginnt die Arbeit, welche um Mittag durch das Essen unterbrochen wird, das dem in den schon beschriebenen Gefängnissen gleich ist. Auch besteht dieselbe Einrichtung eines Speisenverkaufs. Jede ißt, wo sie will. Dann eine Stunde Ruhe, und wiederum Arbeit bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Die Gegenstände der Arbeit werden in Ordnung gebracht, der Saal ausgekehrt, der Rosenkranz gebetet, und beim Ave Maria (oder Abends-Angelus) gehen Alle nach ihren Zellen, welche verschlossen werden. In denselben findet sich nichts als ein Lager für jede, bestehend aus Strohsack, Leintuch und Decke, und ein Mauervorsprung mit einem Napf u. s. w. Nächtliche Runde findet nicht statt. An Festtagen stehen sie später auf, bleiben länger beim Gottesdienst und versorgen sich mit denjenigen Nahrungsmitteln, die in dem gewöhnlichen Gefangenhaus-Regime nicht einbegriffen sind. Ueberdies wird an Sonn- und Festtagen das Evangelium gelesen und erklärt und es werden andere fromme Uebungen vorgenommen. Ein Kaplan hat die geistliche Leitung: sechs Geistliche, die sich dazu erboten und einen Verein gestiftet haben, besuchen einer um den andern täglich das Gefängniß, trösten und unterrichten und theilen die Sacramente aus. Der Governatore von Rom hat die obere Aufsicht, der Präsident des Hospiziums von

S. Michele beaufsichtigt die Arbeiten. Einer der Sectionschefs beim Gerichtshof des Governo und unter ihm ein anderer Beamter desselben Tribunals führen die Verwaltung. Die unmittelbare Aufsicht hat der sogenannte Capitano, ein ältlicher Mann, welcher im Local selbst wohnt. Es macht einen seltsamen Eindruck, ihn allein unter allen diesen Weibern zu sehen. Die Bewachung der Gefangenen ist Frauen anvertraut. In den einzelnen Abtheilungen des Gefängnisses führen sodann, wie in den Carceri nuove, solche von den Einwohnerinnen, welche sich durch ordentliches Benehmen hervorthun, eine Art Aufsicht: andere derselben leisten Beistand in der Küche und im Krankenzimmer, wodurch sie eine Kleinigkeit erwerben. Schlechte Aufführung wird durch Einsperrung in ein abgesondertes Gemach, und Brod und Wasser bestraft. Bei verschiedenen Gelegenheiten werden von dem päpstlichen Almosenamt und aus Privatstiftungen milde Gaben gereicht, abgesehen davon, daß solche, die das Gefängniß verlassen, Unterstützung, und die, welche aus dem Gefängniß heraus heirathen (auch dies kommt vor, so seltsam es klingt), von fünfzehn bis zwanzig Scudi (22½—30 Rthlr.) Mitgift erhalten.

Frauen, die wegen lüderlichen Wandels eingesperrt oder im Spital gewesen, finden, nachdem ihre Strafzeit vorüber oder sie genesen sind, Aufnahme in verschiedenen klösterlich eingerichteten Häusern. Leo X. stiftete ein solches, nach welchem noch eine Nebenstraße des Corso Via delle Convertite heißt; Ignaz von Lojola, Carl Borromeo, der Cardinal Francesco Barberini gründeten ähnliche. Neuere Institute dieser Gattung sind der Zufluchtsort (ritiro) im ehemaligen Kloster der Trinitarier, bei

Sta. Francesca Romana, auf dem Pincio, und die von Sta. Maria und della Lauretana am Wege nach dem Quirinal. Sie sind sowol für Unverheirathete bestimmt, wie für Frauen und Witwen, aber der Raum und die Mittel sind nur beschränkt. Ein größeres Institut ist die Casa del buon pastore an der Lungara, gewöhnlich Le Scalette genannt. Die Stiftung ging aus von einem Carmeliter-Barfüßer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und fand thätige Unterstützung, u. A. bei Maximilian von Baiern und bei dem Cardinal Barberini, Bruder Urbans VIII. Im J. 1838 wurde die Verwaltung den Nonnen vom guten Hirten (Religieuses de la congrégation de Notre Dame-de-charité du bon pasteur d'Angers) übertragen, welche das Institut seitdem mit rühmlicher Sorgfalt und dem besten Erfolge geleitet haben. Bedingungen der Aufnahme sind: der Wille sich zu bessern und freiwilliger Eintritt. Letzterer indeß ist darin modifizirt, daß Frauen aufgenommen werden, zu deren Einsperrung auf den Wunsch der Gatten der Cardinalvicar, welcher in solchen Fällen sehr behutsam verfährt, die Ermächtigung ertheilt hat. Dies geschieht nicht selten, und bei der Unordnung, die im ehelichen Leben herrscht, bei den vielen Intriguen Verheiratheter, wird selbst im höhern Mittelstand mit den Scalette gedroht und die Drohung ausgeführt. Der Aufenthalt in diesem Hause soll Wunder wirken und der gute Hirt viele verirrte Schäflein auf die rechte Bahn zurückführen. Man erzählt sich davon in Rom rührende Geschichten. Außer diesen Frauen, welche hingesandt werden, nimmt man solche auf, welche freiwillig in sich gehen und zurückgezogen zu leben wünschen. Die Einen wie die Andern

werden entlassen, wenn es, in Folge ihres guten Betragens, zweckmäßig erscheint. Die Lebensweise ist halb klösterlich: geistliche Uebungen, Gebet und Gesang, Arbeit, deren Ertrag ihnen bleibt, während des Mittag- und Abendessens Vorlesung. Nur in den Erholungsstunden ist zu reden erlaubt. Besuche werden nur von den Vätern, Müttern, Vormündern oder Gatten angenommen. Die Meisten zahlen Pension, die nach den Verhältnissen verschieden ist. Die Nonnen sind sämtlich Französinnen: Italienerinnen würden schwerlich so gut passen. Die Zahl derselben ist zwölf; auf siebzig beläuft sich die der Pönitenten. Es heißt, daß den Nonnen von Notre Dame de Charité die Leitung der übrigen weiblichen Straf- und Besserungsanstalten übertragen werden soll: nach den bisherigen Erfolgen in beschränktem Kreise zu urtheilen, wird eine solche Maßregel nur Gutes wirken *).

*) Florenz, wo die Wohlthätigkeitsanstalten im Allgemeinen in so trefflichem Zustande und reich dotirt sind (ich erinnere nur an das von Folco Portinari, dem Vater von Dante's Beatrice, gestiftete Spital Sta. Maria Nuova und an das Spital von Bonifazio, gleichfalls eine Stiftung eines Privatmannes und noch dazu eines Fremden, Bonifazio de' Lupi, Marchese von Soragna), hat verschiedene Häuser oder Conservatorien dieser Art, wo Mädchen und Frauen Aufnahme finden, welche auf den Pfad der Tugend zurückzukehren wünschen, theils alte, theils neuere Stiftungen, so das Conservatorio di Orbatello, die Convertite in Via S. Gallo, die Pia Casa di refugio in S. Ambrogio, gegründet 1813 von dem Carmeliter-Barfüßer Pater Ildefonso di S. Luigi, welcher sich dadurch nicht weniger verdient gemacht als durch seine fleißigen Forschungen auf dem Felde der vaterländischen Geschichte (er war Herausgeber der bekannten Delizie degli Eruditi Toscani), endlich der Ritiro delle giovani traviate, 1819 von der Marquise Capponi-Frescobaldi begründet.

Eine Anstalt nur (wenn ich solche übergehe, die nichts an sich tragen, was sie von andern unterscheidet) bleibt mir noch zu nennen: das Correctionshaus für Knaben in der Via Giulia. Schon erwähnte ich, daß es sich ehemals in dem ältern Theile des Frauengefängnisses bei S. Michele befand. Leo XII. verlegte es in die Nähe der Carceri nuove, wo ein neues Gebäude zu diesem Zwecke errichtet ward. Hat nun auch dies Gebäude selbst große Fehler in seiner Anlage, indem es, aus zu vielen Geschossen und Gängen bestehend, die Uebersicht erschwert: so ist es doch, abgesehen hiervon, das am besten eingerichtete und am besten gehaltene Gefängniß Roms, und nach den unerfreulichen Eindrücken, deren man sich an den andern Orten, mag auch Einzelnes gut und löblich sein, nicht hat erwehren können, sieht man in diesem um so lieber die Ordnung und Reinlichkeit, Ruhe und zweckmäßige Einrichtung. Leider ist der Raum zu beschränkt, indem das Correctionshaus nur vierzig faßt und neuerdings die Sittenverderbniß der Jugend keineswegs sich gemindert hat. In einem hohen, hellen und luftigen Saal wird den Tag über gearbeitet: Wollespinnen für das Hospiz S. Michele bildet die Beschäftigung; der Erwerb wird getheilt, indem ein Drittel zurückgelegt und beim Austritt aus dem Gefängniß verabreicht wird, ein zweites Drittel zur Belohnung guter Aufführung dient, das dritte endlich zur Bestreitung kleiner Auslagen für Nahrungsmittel u. s. w. verwendet wird. Bei der Arbeit sind stets zwei Aufseher zugegen, oft der Geistliche. Reden ist nicht gestattet. Bei Nacht werden die Gefangenen in abgesonderten Zellen eingeschlossen, die ein hohes Gitterfenster nach außen, ein kleines Fenster in der Thüre nach

dem Corridor zu haben; das Bette beſteht in Strohſack und Wollendecke auf einer Unterlage von Ziegeln, ein Tiſchchen iſt an der Wand befeſtigt. Bei Tagesanbruch ſtehen die Knaben auf, reinigen ihre Zellen, gehen nach der Kapelle, Meſſe zu hören, erhalten ein Brod von 7 Unzen zum Frühſtück und gehen dann an die Arbeit. Um Mittag die Mahlzeit in einem gemeinſchaftlichen Refectorium: Suppe, drei Unzen Fleiſch, die nämliche Quantität Brod wie Morgens und eine halbe Fogliette Wein. Auch beim Eſſen iſt Stillſchweigen geboten. In einem von Gebäuden umgebenen Hofraume iſt ihnen dann freie Bewegung erlaubt, immer nur acht zur ſelben Zeit. Nur dann dürfen ſie mit einander ſprechen: ein Geiſtlicher und ein Aufſeher ſind gegenwärtig. Von hier wieder an die Arbeit bis gegen Abend, wo in der Kapelle der Roſenkranz gebetet wird. Zum Abendeſſen Brod und Wein, nebſt dem, was ſie vom eignen Erwerb ſich kaufen. Hierauf werden ſie abgeſperrt. Um Mitternacht machen die Wächter die Runde. An Sonn- und Feſttagen findet religiöſer Unterricht und Geſang ſtatt. Beköſtigung, Bekleidung u. ſ. w. der Gefangenen ſind wie in den andern Gefängniſſen und zu denſelben Bedingungen in Pacht gegeben.

Ein gutes und geräumiges Krankenzimmer iſt vorhanden. Die Strafen beſtehen in Entziehung der Arbeit und Einſperrung bei Brod und Waſſer, in ſchwerern Fällen in einer Disciplinkammer, ſelbſt in Ketten. Schläge ſind erlaubt, werden aber ſelten angewandt, da man von ihnen bei weitem weniger gute Folgen verſpürt hat, als von der Iſolirung. Nicht gerichtlich-Verurtheilte blos werden hier aufgenommen, ſondern ſolche auch, um deren

Einsperrung Eltern oder Vormünder gebeten haben. Doch ist man in letzterem Falle mit Recht behutsam. Die Kleidung Aller ist gleich. Ueber das 21. Jahr hinaus wird keiner im Correctionshause gelassen: ist die Strafzeit dann nicht zu Ende, so wird sie im Detentionshause auf Piazza de' termini oder selbst im Bagno abgesessen. Eine verkehrte Einrichtung, welche das vielleicht bewirkte Gute völlig zerstört. Deßhalb läßt man dann auch wol Begnadigung eintreten, wenn keine erschwerenden Umstände obwalten. Die Direction und Beaufsichtigung sind sehr zu loben. Ueberhaupt ist das Knaben-Correctionshaus bei weitem die beste Gefangnen-Anstalt Roms.

Wie in Rom Alles, was sich auf Unterstützung der Nothleidenden, auf Erleichterung des Looses der Unglücklichen und Bedrängten bezieht, besondere Beachtung findet und in Anstalten dieser Gattung die Hauptstadt der Christenheit vielleicht allen übrigen Städten voranschreitet, im Gegensatz zum heidnischen Rom, welches alle Anstalten, die Genuß und Sinnenrausch und Wohlleben bezweckten, ausbildete, von dem wir aber nicht wissen, daß es der Bedürftigen, der Kranken, der Gefangenen sich angenommen, wie das Christenthum es seinen Jüngern zur Pflicht machte: so hat auch zu allen Zeiten Gefangnenpflege und Tröstung den Zweck mancher Stiftungen gebildet. Es gehören dazu mehre fromme Brüderschaften, die der Carità, welche der Cardinal Giulio de' Medici als Minister seines Vetters Leo X. im J. 1519 begründete, die der Pietà de' Carcerati aus der Zeit Gregor's XIII., die von S. Giovanni decollato, welche unter der Regierung Innocenz' VIII. von gottesfürchtigen Florentinern gestiftet ward und in die nur Toscaner, oder bis in dritter Generation von

Toscanern Abstammende aufgenommen werden sollten. Letztere hat ihren Vereinigungsort in der Kirche S. Giovanni de' Fiorentini, nicht weit von den Carceri nuove, tröstet die zum Tode Verurtheilten, begleitet sie zum Schaffot, sorgt für die Beerdigung und stellt Gebete für das Wohl der Seelen an. Zwei andere Brüderschaften sind die der Agonizzanti und von Gesù e Maria. Verschiedene Privilegien und Gnadenertheilungen sind diesen Gesellschaften zugestanden.

Solcherart sind die römischen Gefängnisse. Aus dieser einfachen Darstellung, bei welcher, was das Statistische und Historische betrifft, die betreffenden Abschnitte in dem lehrreichen Buche Morichini's *) zu Grunde ge-

*) Degl' Istituti di pubblica carità ed istruzione primaria e delle prigioni in Roma, libri tre di D. *Carlo Luigi Morichini*, prelato Romano. Nuova edizione (Zwei Bände, 1842). Eine erste Auflage dieses Buches, welches damals aber blos von den Wohlthätigkeitsanstalten und Elementarschulen handelte, erschien 1835; die gegenwärtige, welche auch die Gefängnisse enthält, ist so umgearbeitet, daß sie als ein neues Werk betrachtet werden darf. Monsignor Morichini's Name ist in Rom wie bei allen Denen, welche sich mit solchen Gegenständen beschäftigen, zu bekannt, als daß ich hier Vieles zu seinem Lobe zu sagen brauchte. Noch in jugendlichem Alter hat er, als Director des Hospiziums von S. Michele, mit dem Armenwesen und der Erziehung Jahrelang praktisch sich beschäftigt und auch dann fortgefahren, diesen Dingen seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen, als er zur richterlichen Carriere (er ist jetzt Referendar der Segnatura und Chierico di camera) überging. Sein Werk enthält genaue und detaillirte Angaben über sämmtliche römische Anstalten, über ihre Hülfsquellen, ihren innern Mechanismus, ihre Geschichte; es ist mit lebendiger Anerkennung des vielen Guten geschrieben, aber auch mit jenem Freimuth, der das Mangelhafte zu bezeichnen sich

legt ſind, wird hervorgehen, daß Vieles noch im Argen liegt, aber auch, daß manches Gute vorhanden, daß in neuern Zeiten weſentlichen Verbeſſerungen Raum gegeben, zu andern gegründete Ausſicht vorhanden iſt. Derjenige, welcher weiß, mit wie großen Schwierigkeiten die Reform der Gefängniſſe verbunden iſt und wie die Schwankungen der Anſichten und Syſteme zu großer Behutſamkeit auffordern, wird in einem ſolchen Falle billig ſein. Größere Ordnung aber und Reinlichkeit, Lüftung aller Räume, Trockenhaltung einiger, möglichſte Iſolirung der Gefangenen ſind Deſiderata, denen, ſo ſollte man meinen, hier ohne große Mühe und in Erwartung durchgreifenderer Reformen genügt werden könnte.

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts beſitzen wir, in dem Werke Scanarolo's, eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des Beſtandes der römiſchen Gefängniſſe. Nach derſelben zählte im J. 1652 Tordinona 2670 Aufgenommene, Corte Savella 1714, das Capitol 1582, das Gefängniß im Borgo, das kleinſte der Stadt, 567, mithin in der Geſammtzahl 6533. Von dieſen wurden wieder in Freiheit geſetzt 5788, verbannt 208, zu den Galeeren verurtheilt 86, zu körperlicher Züchtigung 12, hingerichtet 12. Es ſtarben 8, auf 419 belief ſich die Zahl der Bleibenden.

Für unſere Zeit fehlt es an einer Criminalſtatiſtik. Man muß ſich alſo mit einer Ueberſicht der Gefangenen-

---

nicht ſcheut, namentlich wenn durch ſolche Bezeichnung Abſtellung deſſelben ſich erzielen oder hoffen läßt. Die neuern Anſichten über öffentliche Wohlthätigkeit, Unterricht und Gefängnißweſen und die Literatur derſelben ſind dem Verf. nicht fremd geblieben und werden von ihm bei mehren Veranlaſſungen beſprochen.

zahl, welche die Anſtalten aufnehmen können, begnügen. Dieſe Zahl iſt in den meiſten Fällen auch die des ungefähren Beſtandes.

Es finden ſonach Raum in den Carceri nuove 600 Männer und 80 Frauen, zuſammen 680, in dem Capitoliniſchen Gefängniß 170 beider Geſchlechter. Die Zahl der in der Engelsburg Sitzenden iſt nicht bekannt, aber auch nicht ſehr bedeutend, mithin kann man für die Unterſuchungsgefängniſſe die Zahl auf 850 bis 880 anſchlagen. Von den Correctionshäuſern nimmt das in der Via Giulia 41 auf, die Scalette 70, alſo 111. Von den Strafgefängniſſen das Detentionshaus bei den Diocletianiſchen Thermen 410, die Bagni 700, S. Michele 250, zuſammen 1360. In den drei Pönitenzhäuſern finden nicht über 48 Raum. Geſammtzahl 2399, wovon ungefähr 1925 Männer, 474 Frauen. Das älteſte dieſer Gefängniſſe iſt das dem Mittelalter angehörende Capitoliniſche, die neueſten, ihrer gegenwärtigen Einrichtung oder Beſtimmung nach, das Knabencorrectionshaus, von Leo XII. im J. 1827 umgewandelt, und das Detentionshaus wie die Scalette, welche unter dem regierenden Papſte ihre neue Geſtaltung erhielten.

Siebenter Brief.

Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana.

Unter den ersten Päpsten, welche in Rom weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden begannen, wenn auch nur in einem sehr beschränkten Kreise und im Genusse einer über die Verwaltung der kirchlichen Güter wie über eine Art Schutzverhältniß, in welchem der Stadt Bewohner zu ihnen standen, kaum hinausgehenden Autorität, waren die Verhältnisse der Bekenner des mosaischen Glaubens keineswegs ungünstig, noch gedrückt. In diesen Zeiten, wo die Auflösung des altrömischen Reichsverbandes im Abendlande noch lange nicht vollendet war und die römischen Gesetze fortwährende, wenn auch geschmälerte Geltung behaupteten, waren die Juden Grundeigenthümer, zum Theil mit bedeutendem Besitz, und zu Gregors des Großen Zeiten (590 bis 604) finden wir sie unter den Pächtern der Ländereien der Kirche. Der Papst hinderte, daß ihnen Beleidigung oder Gewalt zugefügt ward, und wenn den Convertiten niedrigere Pachtzinse gestellt wurden, als den in ihrem angestammten Glauben Verharrenden, so kann man dies den besondern Verhältnissen wohl zu gute halten. Die

Gesetzbestimmungen des Theodosianischen Codex, welche die Heirathen der Juden mit Christen auch von Seiten der bürgerlichen Gewalt untersagten und erstern nicht erlaubten, christliche Diener zu haben, wurden aufrecht erhalten, letztere jedoch mit ungleich geringerer Strenge als die erste. Wenig beachtet wurden auch die Vorschriften einiger Concilien des sechsten und siebenten Jahrhunderts, welche den Juden ein besonderes Unterscheidungszeichen gaben und ihnen den zu vertrauten Umgang mit Christen untersagten. Ihre Nazionalgesetze, ihre religiösen und bürgerlichen Gebräuche, ihre Synagogen und Schulen wurden ihnen gelassen; nie bildeten sie einen Theil der Nazion, in deren Lande sie wohnten: dies schloß aber nicht aus, daß sie sämmtlich unterthan waren, so wie denn diese Gattung Autonomie, die Autorität ihrer eigenen Magistrate und Gesetze aufhörte, sobald es sich um Beziehungen zu den Gewalthabern im Lande, oder auch zu Christen im Allgemeinen handelte.

Wie das Mittelalter in seinem Charakter und seinen Institutionen mehr und entschiedener sich entwickelte und das germanische Element die Oberhand erhielt, modificirte sich auch die Stellung der Juden. Wenn einerseits unter ihnen Studien und Wissenschaften aufzublühen begannen, nahmen andererseits die immer sich erneuenden heftigen Verfolgungen ihren Anfang, die namentlich vom 11. Jahrhundert an ihre Existenz zu einer höchst precären und gefahrvollen machten. Die Reichthümer, welche sie durch Gewandtheit, Thätigkeit, Ausdauer, Entsagung und Entbehrungen aller Art, zum Theil wol auch durch unerlaubte Mittel, erwarben, gaben in den meisten Fällen (außer wenn, wie bei den Kreuzzügen der Fall war, re-

ligiöſer Fanatismus anregte) die Hauptveranlaſſung zu dieſen Verfolgungen, während ſie hinwiederum auch der Grund waren, weshalb man der Juden nie entbehren konnte, und ſie auch nach ſcheinbarer Vernichtung immer wieder auflebten. Die Geſetzgebung in Betreff derſelben änderte ſich mittlerweile von jener Zeit an entſchieden zu ihrem Nachtheil, und wenn auch die Concilien, namentlich das Lateraniſche von 1179, ihre angefochtene perſönliche Freiheit und ihren Beſitz ſchützten, ſo blieb doch die Beſtimmung, wodurch ſie jedweder bürgerlichen Ehre, und insbeſondere jeder Jurisdiction, wobei Chriſten in Betracht kamen, unfähig erklärt wurden. In manchen Ländern wurde ihnen die Befugniß, Grundbeſitz zu haben, entſchieden abgeſprochen, wie ſie ſich denn auch die Erlaubniß, im Lande zu bleiben, durch willkürlich gemehrte Abgaben gleichſam immer wieder von Neuem kaufen mußten. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß in der Mehrzahl der italieniſchen Staaten, nämlich in denen der Republik Venedig, in den Markgrafſchaften und nachmaligen Herzogthümern Mantua und Ferrara, in der Grafſchaft und ſpätern Herzogthum Urbino, im Florentiniſchen und im Kirchenſtaat, die Verhältniſſe der Iſraeliten längere Zeit bei weitem günſtiger waren als in andern Ländern.

Beſonders günſtig waren längere Zeit hindurch dieſe Verhältniſſe in Toscana. In Piſa, einſt dem mächtigen Mittelpunkt des Handels dieſes Landes, ſchalteten ſchon damals, als die Gräfin Beatrix, der großen Mathilde Mutter, noch regierte, Glaubensgenoſſen aller Religionen, die der Verkehr dahin führte, in völliger Freiheit, ſtrengeren Leuten zu Aerger und Verdruß. Nach Florenz,

welches ſpäter am größern Handel Theil nahm, ſcheinen auch ſpäter erſt die Juden in bedeutenderer Zahl ſich gewendet zu haben. Vor dem Anfange des 15. Jahrhunderts ſcheinen nur Einzelne in dieſer Stadt gewohnt zu haben, ohne geſetzliche Beſchränkung und mit völliger Freiheit, ihre Geſchäfte wie und wo ſie wollten zu beſorgen. Der Umſchwung der florentiniſchen Verhältniſſe und die mercantiliſche Richtung, die der einſt kriegeriſche Geiſt des Volkes nahm, kam ihnen zu Statten. Im J. 1430 war unter den Florentinern, dieſen Wechslern par excellence, die ganz Europa mit ihren Banken gefüllt, die die meiſten Souveräne mit Geld verſahen, der Unfug des Wuchers auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß die Republik zu einem verzweifelt ſcheinenden Mittel griff. Die Befugniß des Verleihens auf Pfänder ward ausdrücklich und ausſchließlich den Juden übertragen, weil man in ihre Ehrlichkeit mehr Vertrauen ſetzte, als in die der Chriſten. Sie ſollen monatlich vier Denari von der Lira nehmen, welches ungefähr 1⅔ Procent für den Monat macht. Der Beſchluß ging aber nicht ohne ſtarke Oppoſition in der Signorie, dem oberſten Regierungscollegium, durch, und namentlich war der Venner der Juſtiz, Niccolò Rittafè, lange Zeit dagegen, bis er endlich, wie man behauptete, durch Geld ſich beſchwichtigen ließ. So ging die Sache über fünfzig Jahre lang, und nicht blos in Florenz, ſondern in allen toscaniſchen Ortſchaften von irgend einer Bedeutung hatten die Juden Leihhäuſer. Dann kam die Aufregung der Gemüther, welche die zweite Vertreibung der Medici und den zeitweiligen Sturz der Oligarchie veranlaßte, und bei der immer ſtärker werdenden Einwirkung der reformatoriſchen Partei Savona-

rola's brach eine Judenverfolgung aus. Die Bücher der öffentlichen Verwaltung ergaben, daß, vorausgesetzt, man habe sich mit den erlaubten Zinsen begnügt, in Florenz allein innerhalb jener Zeit die Juden die Summe von 49 Millionen, 792,556 Goldgulden (Zechinen), sieben Grossi, sieben Denari gewonnen hatten. So groß war der Geldumsatz in jener Stadt. Das Volk tumultuirte und nöthigte am 13. August 1495 die Signorie, auf der Tribüne vor dem Regierungspalaste zu erscheinen und durch ein Dekret die perfida e d'Iddio inimica setta Ebraica aus dem Dominium zu verweisen. Das Dekret begann mit den Worten: Beatus qui intelligit super egenum et pauperem: in die mala liberabit eum Dominus.

Auf den Rath des Fra Girolamo Savonarola wurde nun ein öffentliches Leihhaus in Florenz eingerichtet. Die Verleihungen sollten gleichfalls gegen Pfänder stattfinden: ein Jahr war der längste Termin. Wurde das Pfand nicht eingelöst, so ließ die Direktion es veräußern, und den Leihhausbeamten fielen dabei zwei Procent Gewinn zu. Cosmus I. von Medici wies nachmals dem Monte della pietà, dessen Wappen den Heiland auf seinem Grabe (die sogenannte Pietà) zeigt, den alten Palast Lamberti zum Lokal an, die ehemalige Wohnung eines von Dante gefeierten gibellinischen Geschlechts, welches während der bürgerlichen Zwistigkeiten in's Exil hatte wandern müssen. Doch weder die Errichtung des Leihhauses, noch das feierliche gegen sie erlassene Dekret hinderte die Juden an der Rückkehr. Keine zwei Jahre waren vergangen, so rief das unbeständige Volk sie schon wieder, ungeachtet Viele dagegen waren und die Geistlichkeit von

den Kanzeln gegen sie predigte. Ein Franziskanermönch, einer der heftigsten Redner, wurde selbst aus der Stadt verwiesen, weil er sich rückhaltlos gegen die Wiederaufnahme aussprach. In Venedig sagte man, das Volk Israel habe alles Recht, sich der Herrschaft über Florenz zu bemächtigen, da die Florentiner, wenngleich bis auf's Blut ausgesogen, eine solche Affenliebe zu ihm zu hegen schienen.

Noch aber war die Zeit arger Demüthigung nicht vorüber. Die ascetische Richtung, welche in der Mitte des 16. Jahrhunderts in der katholischen Kirche vorherrschend ward, und die in den meisten italienischen Staaten in erneuter Thätigkeit und in bis dahin ungekanntem Umsichgreifen der Inquisition sich kund gab, übte auch auf die Verhältnisse der Juden einen mächtigen Einfluß aus. In der Absicht, die ärmern Classen vor ihrem Wucher zu schützen, war in Rom im Jahr 1549 durch den Franziskanergeneral ein Leihhaus gestiftet worden, welches später Staatsanstalt wurde und vor Allen dem nachmals canonisirten Cardinal Borromeo viel zu verdanken hatte, der dessen Protektor ward und die Statuten entwarf. Mittels einer Bulle vom J. 1554 verbot Papst Julius III. den Juden, den Talmud bei sich zu behalten und zu lesen. Schon Papst Innocenz IV. hatte den König von Frankreich aufgefordert, den Talmud in seinen Staaten verbrennen zu lassen, indem er ihn als ein Buch hebräischer Traditionen bezeichnete, welches die neueren Juden mit Hintansetzung des Mosaischen Gesetzes und der Profeten befolgten, welches eine Menge Lästerungen gegen Gott und Christum enthalte, eine Menge verwickelter Fabeln, Täuschungen und unerhörten

Unsinns. Mehre der Nachfolger Innocenzens, Clemens IV., Honorius IV., Johann XXII. hatten den Talmud von neuem verdammt: die Constitution Julius' III. wurde sodann durch Paul IV. und Gregor XIII. bestätigt und in Erinnerung gebracht. Der letztere Papst ließ den aus Florenz gebürtigen Augustinermönch Adamanzio, welcher mit dem Cardinal Madruzzi beim Tridentiner Concil gewesen war, wo er den Abgesandten der Schweizer Eidgenossenschaft vertreten hatte, nach Rom kommen, um den Talmud zu übersetzen und zu widerlegen. Dieser starb aber über der Arbeit im J. 1581 *). Durch eine andere Constitution verordnete Julius III., daß den zum christlichen Glauben sich bekehrenden Israeliten ihre Güter ungeschmälert verbleiben sollten, solche ausgenommen, die sie durch Wucher und sonstige unerlaubte Mittel erlangt.

*) Dasselbe Schicksal betraf einen zweiten Uebersetzer des Talmud, den Abate L. Chiarini von Montepulciano, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Warschau, welcher im Auftrage des Russischen Gouvernements seit mehren Jahren diese Arbeit unternommen hatte, an deren Vollendung er durch einen frühzeitigen Tod gehindert ward. — Chiarini war nicht der einzige italienische Professor in Warschau: mehre Jahre hindurch lehrte daselbst der Pistojese Sebastiano Ciampi, früher Professor der klassischen Literatur zu Pisa, jetzt als wissenschaftlicher Correspondent für das Königreich Polen in Florenz lebend. Er ist der gelehrten Welt durch zahlreiche Werke bekannt, unter denen das Leben und die Ausgabe der Dichtungen des Cino da Pistoja, die urkundlichen Nachrichten über die Pistojesische Sagrestia de' belli arredi und das Camposanto zu Pisa, die Forschungen über die Sprache vor dem Trecento und die reichen bibliografisch-historischen Details über den wissenschaftlichen Verkehr Italiens mit Polen und Rußland ihm einen geachteten Namen gemacht haben.

Melde sich aber zu diesen kein rechtmäßiger Besitzer, so sollten sie ihnen gleichfalls verbleiben, als Lohn für ihren guten Willen. Eine ähnliche Verordnung hatte bereits Papst Johann XXII. erlassen.

Der strenge Papst Paul IV. sah sich zu restrictiven Maßregeln veranlaßt und erließ im J. 1555 eine Bulle, durch welche die äußersten Beschränkungen geboten und eingeführt wurden. Durch diese Bulle wurde den Juden verboten, in irgend einer Stadt des Kirchenstaats zu wohnen, außer in Rom und Ancona. In diesen beiden Städten aber wurden sie auf abgesonderte Quartiere beschränkt. An jedem Orte sollten sie nur eine einzige Synagoge haben können. Früher hatten sie ihre Synagogen in Rom in Trastevere, wo von Alters her die meisten der Nazion wohnten, während ihnen unbenommen blieb, sich ein anderes Domizil zu wählen. Das alte Verbot, christliche Dienstboten zu halten, wurde erneut; auch wurde ihnen untersagt, Sonntags und an andern christlichen Festtagen zu arbeiten, so wie mit Christen zu spielen, was schon mehr denn hundert Jahre zuvor Eugen IV. mit Strafen belegt hatte. Alle von frühern Päpsten hinsichtlich des Verkehrs gewährten Privilegien wurden widerrufen und als aufgehoben erklärt; der Tribut, den sie zu zahlen gehalten, ward erhöht, der Zinsfuß von dem ausgeliehenen Gelde herabgesetzt, endlich das Verbot, Grundeigenthum zu erwerben, ausdrücklich wiederholt. Ja, der Papst ging so weit, jüdischen Aerzten zu verbieten, Christen Hülfe zu leisten, selbst wenn sie darum ersucht wurden. Zugleich wurde die Verpflichtung, ein besonderes Abzeichen zu tragen, von neuem auf das Ernstlichste eingeschärft und die alten Vorschriften der Concilien,

namentlich des Lateraniſchen unter Innocenz III., in Erinnerung gebracht. Dies Abzeichen beſtand in Rom in einem Hute von gelber Farbe für die Männer, während die Frauen einen ähnlichen Schleier tragen mußten; in Toscana war es ein runder Lappen von gelbem Tuche auf der Bruſt der Männer, eine Schleife von gleicher Farbe am Aermel der Frauen. Seltſamerweiſe war es überall die gelbe Farbe — die Peſtfarbe auf Schiffen und in den Lazarethen. In Florenz war ein ſolches Abzeichen ſchon im Jahre 1433 durch einen Beſchluß der Signorie eingeführt worden. Cosmus I. vertauſchte es nachmals mit einer gelben Einfaſſung am Hute. Selbſt iſraelitiſche Reiſende, wenn ſie über drei Tage in der Stadt verweilten, mußten es tragen. Im Unterlaſſungsfalle verordnete das Geſetz eine Strafe von 100, nachmals 50 Goldgulden. Der Widerwille der Juden dagegen war aber ſo groß, daß ſie, wenn ſie es nicht wegzulaſſen wagten, es immer auf irgend eine Weiſe zu verbergen ſuchten. Als der gelbe Hut in Rom eingeführt ward, ſagte ein reicher Iſraelit, der Papſt bezwecke damit nichts anderes als eine Finanzſpekulation: ein Säckel voll Zechinen werde ſie ſchon loskaufen. Er biete Seiner Heiligkeit hunderttauſend Scudi. Aber Seine Heiligkeit verſtand keinen Spaß und ließ ihn öffentlich durchpeitſchen. Die Herabwürdigung der Juden zu vollenden, verordnete derſelbe Papſt, daß man keinen von ihnen mit Signore oder Voſſignoria anreden ſollte.

Im Jahre 1569 machte Papſt Pius V. durch eine neue Bulle die ſtrengſte Befolgung der erwähnten Vorſchriften zur Pflicht. Vor ſeinem Pontificat wie während deſſelben ein eifriger Ketzerrichter, war von ihm am

allerwenigſten Nachſicht in dieſem Punkte zu erwarten, und auswärtige Fürſten hielten für gut, ſich ſeinen Forderungen zu fügen. So ſah man denn bald an vielen Orten Judenquartiere entſtehen. In Italien waren ſie nicht neu, denn in Venedig z. B. hatte man ſchon früher dieſem Volke eine beſondere Inſel angewieſen, und von dorther verbreitete ſich der Name Ghetto, der bald allgemein wurde.

Der römiſche Ghetto liegt im Rione St. Angelo, dicht an der Tiber, deren Ueberſchwemmungen er häufig ausgeſetzt iſt. Mehre Thore führen zu ihm, zwei auf der Piazza Sta. Maria del pianto, über deren einem man das Wappen des Papſtes neben dem des Cardinalvikars ſieht, deſſen Jurisdiction der Ghetto unterworfen iſt, wovon ſpäter die Rede ſein wird. Ein anderes Thor iſt auf der Piazza delle Tartarughe, wo der allerliebſte Brunnen ſteht, den eine ganz unbegründete Tradition dem Raffael zuſchreibt. Ein viertes und fünftes befinden ſich in der Nähe der Brücke Quattro Capi, welche zu der Tiber-Inſel führt, hinter dem in den Ruinen des Marcellustheaters gebauten Palaſt, der ehemals den Savelli gehörte und nach deren Ausſterben an die Orſini kam. Den letztgenannten Thoren gegenüber ſieht man eine Kirche, welche an der Façade das Bild des Gekreuzigten mit hebräiſcher Inſchrift trägt. Es iſt ein dichtbewohntes, rühriges, aber keineswegs ſchönes Stadtviertel, von dem der Ghetto einen Theil ausmacht. Enge, krumme Straßen mit unwohnlichen Häuſern durchkreuzen ſich in allen Richtungen. Von der alten Pracht, die hier einmal herrſchte, iſt kaum eine Spur übrig geblieben. Die kläglichen Reſte der koloſſalen Porticus der Octavia

sind von Schmutz und üblem Geruch umgeben, indem hier der Fischmarkt gehalten wird; mitten unter ihnen steht die jetzt völlig modernisirte Kirche S. Angiolo in Pescheria, die namentlich darum merkwürdig ist, weil in und vor ihr Cola di Rienzo's Versuch, die altrömische Republik herzustellen, am Pfingstfeste des Jahres 1347 begann. Von Rauch geschwärzt sind die Travertinquadern des noch stehenden Theiles der äußern Arkadenreihe des Marcellustheaters; in seiner innern Arena, wo der Schutt einen nicht unbedeutenden Hügel gebildet hat, sieht man nur neue Bauten. Auf der andern Seite des Ghetto, nach dem Ponte Sisto zu, liegt auf einem Hügel, der durch die Ruinen des Theaters des Balbus gebildet worden ist, der Palast der Cenci, ein großes, unregelmäßiges, sehr verwahrlostes Gebäude, ohne architektonische Schönheit, aber nicht ohne Charakter und in einzelnen Theilen noch den Uebergang von mittelalterlichen Formen zu den modernen zeigend. Dicht an den Palast angebaut ist die kleine, dem h. Thomas gewidmete Kirche, welche Cristoforo Cenci begann und sein Sohn Francesco, der berüchtigte und schuldbedeckte Vater der unglücklichen Beatrice, der Inschrift gemäß im Jubeljahre 1575 vollendete und ausschmückte *), das einzige Gute, wie die

*) Da es sich um eine, durch ihr grauenvolles Schicksal so bekannt gewordene Familie handelt, setze ich die beiden, an der Kirche zu lesenden Inschriften hieher:

Franciscus Cincius Christophori filius et ecclesiae patronus templum hoc rebus ad divinum cultum et ornatum necessariis ad perpetuam rei memoriam exornari ac perfici curavit anno jubilei MDLXXV.

gleichzeitige Chronik ſagt, das er in ſeinem Leben gethan, aber nur in der Abſicht, alle ſeine Kinder dort begraben zu ſehen*). Hinter dem Palaſte Cenci und zum Theil an der Ringmauer des Ghetto iſt ein großer, freier Platz an der Tiber, von wo man eine ſchöne Ausſicht auf die Ufer des Stroms genießen könnte, wenn man durch die aus den nahen Gerbereien herſtrömenden Düfte nicht alsbald verſcheucht würde. So iſt die Umgebung des Ghetto beſchaffen.

Im Innern ſelbſt findet man ſehr enge Straßen, armſelige Häuſer, Bude an Bude, und eine Menge Menſchen. Der größte Theil des Judenviertels iſt ein wahrer Trödelmarkt, wo man im bunteſten Gemiſch Koſtüme und Lumpen von allen Farben und Gattungen ſieht. Iſraelitiſche Thätigkeit iſt bekannt: hier zeigt ſie ſich am auffallendſten, weil der Raum beengt iſt. Gewiß mehr denn die Hälfte der Bevölkerung ſitzt unter oder vor der Thüre; die Hauptbeſchäftigung iſt Flicken. Und was nicht im Ghetto flickt, flickt in allen Häuſern Roms, wo es nur Löcher zu ſtopfen und Riſſe zu vernähen gibt. In dieſer Kunſt haben die alten Weiber verdiente Berühmtheit erworben. Ein Bettelkram aber, wie der hieſige, iſt mir noch nie vorgekommen: es iſt eine wahre Satire auf einen Bazar und verdiente von der Polizei

---

Ecclesia parochialis D. Thomae apost. dic. de iure patronatus fam. Christoph. Cincii.

Shelley, in der Vorrede zu ſeiner die Geſchichte der Beatrice behandelnden Tragödie, meint, das Kirchlein müſſe im Hofraum des Palaſtes geſtanden haben: er brauchte nur zwei Schritte weiter zu gehen, um es zu finden.

*) Röm. Briefe II. 10 ff.

gleich angezündet zu werden, wenn einmal die Peſt oder etwas ähnliches nach Rom käme. Und wie ſehen die meiſten der Leute aus! Anderwärts, namentlich in Teutſchland, ſieht man nicht ſelten ſchöne Jüdinnen; hier aber habe ich nicht ein einziges erträgliches Geſicht gefunden. Dazu das überaus raſche Altern und die kränkliche Geſichtsfarbe. Als ich zum erſten Male dieſen Ort beſuchte und mich unter dieſen vielen fremdartigen Fyſiognomien, dieſen squallidi, oppressi, estenuati volti befand (des Ausdrucks Alfieri's mich zu bedienen), beſchlich mich dieſelbe Empfindung, die ich in der Levante gehabt, wo man ſich beſtrebt, die Berührung des Vorübergehenden ſorgfältig zu vermeiden. Ein kleiner Theil des Ghetto hat indeß ein einigermaßen reſpektableres Ausſehen: der gegen die Piazza Giudea und Piazza delle Tartarughe zu, wo ſich größere Magazine befinden. Dieſe werden von den Bewohnern Roms aus allen Claſſen häufig beſucht, indem man hier in Leinen-, Baumwollen- und Wollenzeugen und Waaren jeder Art gewöhnlich größere Auswahl findet als in andern Magazinen der Stadt. Damit ſoll ja nicht geſagt werden, daß ſie etwa einer andern Hauptſtadt Ehre machen würden. Aber Rom hat das beneidenswerthe Privilegium, ſchlechte Buden und hohe Preiſe zu vereinigen.

Auf der Piazza delle ſcuole iſt die größere Synagoge, neben welcher es noch zwei Bethäuſer gibt; ſie iſt ein modernes Gebäude und nicht ohne Geſchmack, wenn auch durch eine unvortheilhafte Lage beeinträchtigt. Eine Art Vorbau, in einer vierſäuligen geſchloſſenen Porticus beſtehend, macht keine üble Wirkung. Die Fontaine, welche ihr Waſſer von der Aqua Paola bezieht, ließ Papſt

Paul V. im J. 1616 errichten. An ihr ſieht man neben dem Adler des Borgheſiſchen Wappens den ſiebenarmigen Leuchter des Tempels von Jeruſalem. Sonſt wüßte ich über den römiſchen Ghetto, in welchem die Bevölkerung ſo gedrängt iſt, daß man ſich wundern muß, daß dort überhaupt Jemand geſund bleibt, nichts zu ſagen. Seltſamerweiſe iſt dieſer Theil der Stadt von anſteckenden Krankheiten weniger heimgeſucht worden, als man befürchten möchte, und ſowol während der Peſt des Jahres 1656, als zur Zeit der Verheerungen durch die Cholera im Jahre 1837, iſt die Zahl der Opfer verhältnißmäßig gering geweſen.

In Florenz wohnten anfangs die Juden in einer Straße, in dem auf dem linken Flußufer gelegenen Viertel (Oltrarno), die man noch Via de' Giudei nennt; dann lebten ſie in der Stadt zerſtreut, bis in Folge der ſchon erwähnten päpſtlichen Bulle Cosmus I. den Ghetto einrichten ließ. Die dazu auserſehene Stelle war ziemlich im Mittelpunkt der eigentlichen Stadt, nahe beim alten Markte, wohin die Florentiner Antiquare Forum und Capitol der Römerſtadt zu verlegen pflegen, und wo in den frühern mittelalterlichen Jahrhunderten die vornehmſten Conſulargeſchlechter ihre Wohnungen und Thürme hatten, von denen man noch die Ueberreſte ſieht. Jetzt aber iſt der Mercato vecchio, welchen Cosmus I. durch eine von Vaſari im Jahre 1568 erbaute Halle zu verſchönern ſich beſtrebte, mit Fleiſch- und Fiſchbänken gefüllt, und von ſeinem Anfange bei dem herrlichen Strozziſchen Palaſte an bis zu ſeinem Ende am Domplatze, gleich jener römiſchen Porticus der Octavia ſo wenig reinlich und einladend, daß man, wenn nicht etwa von

antiquarischem Forschergeist getrieben, vielleicht nur an den Tagen des Johannisfestes sich versucht fühlt, ihn zu besuchen, weil der Corso mitten hindurchführt. Der Ort, wohin die israelitische Einwohnerschaft verpflanzt ward, hatte übrigens damals noch seinen Namen von den Häusern der Femmine mondane, welche früher dort geduldet waren. Auch der florentinische Ghetto hatte Thore, die ihn von der christlichen Stadt abschlossen und erst im J. 1838 niedergerissen wurden. Aus Erkenntlichkeit gegen den Großherzog, der sie von einer mehr des Charakters als des Betrages wegen drückenden Abgabe befreit hatte, ließen die Juden auf ihrer Piazza dessen Büste mit einer hebräischen Inschrift aufstellen, welche besagte: Cosmus I., Herzoge von Toscana, unserm Beschützer. Aber dem Medizeer behagte diese Demonstration nicht; er ließ die Büste wegnehmen und dafür über dem Thore sein und seines Sohnes Franz Wappen nebst dem kaiserlichen seiner Schwiegertochter anbringen, mit folgenden charakteristischen Worten:

Cosmus Med. Mag. Etruriae Dux
Et Sereniss. Princeps Franc. summae in omnes
Pietatis ergo hoc in loco Hebraeos a Christianorum
Caetu segregatos voluerunt non autem ejectos ut
Levissimo Christi iugo cervices durissimas
Bonorum exemplo domandas facile
Et ipsi possint
A. D. MDLXXI.

Die Thore des Ghetto wurden Nachts geschlossen, den heimlichen Umgang von Juden mit Christen zu hindern, welchen die päpstlichen Bullen besonders strenge verboten. Uebrigens waren die Israeliten in der Ausübung ihrer Religion ungehindert, und es stand ihnen frei, gleich an-

dern Corporationen ihre Statuten und Verordnungen für innere Angelegenheiten zu haben und die Steuern, mit denen sie belastet waren, selbst unter den einzelnen Familien und Individuen zu vertheilen. — In Siena wurde gleichfalls ein Ghetto eingerichtet: in andern toscanischen Orten zu wohnen, war den Juden nicht ferner gestattet, und alle frühern partiellen Verträge mit der Regierung, deren mehre stattgefunden hatten, wurden ein- für allemal widerrufen und abgeschafft.

Sein Eldorado aber fand das Volk Israel in Livorno. Von der Republik hatten die Medici Livorno als ein unbedeutendes Oertchen mit einer Festung und einem mittelmäßigen Hafen überkommen. Das von ihnen zur Hebung dieses Oertchens befolgte System mußte der Ansiedlung jener gewerbthätigen Fremdlinge besonders günstig sein. Nachdem Cosmus I., in der Absicht, Ausländer nach Livorno zu ziehen, den Ansiedlern überhaupt manche Privilegien ertheilt hatte, worunter der berühmt gewordene Erlaß von 1548, welcher verordnete, daß Personen, die sich in Livorno und Pisa bürgerlich niederließen, wegen anderwärts gemachter Schulden dort nicht verfolgt werden konnten (eine Maßregel, welche alles Lumpengesindel nach Livorno zog), ertheilte sein Sohn und zweiter Nachfolger, Ferdinand I., im J. 1593 einen Indult, wodurch den Bekennern jeglichen Glaubens, Türken, Mohren, Persern, Juden und wie sie sonst heißen mochten, die in erwähnten Städten ihren Wohnort zu nehmen geneigt sein sollten, ungehinderte Religionsübung verheißen wurde. Was der Großherzog versprach, hielt er treulich, und während er Livorno auf alle Weise zu heben suchte durch großartige Bauten, mittels deren

er eine neue Stadt schuf, die mit breiten Straßen, stattlichen öffentlichen Gebäuden, erweitertem und gesichertem Hafen und Lazareth, mit neuer Festung und schiffbaren Kanälen und Gräben prangt: strömten von allen Seiten Spekulanten hinzu, welche die seltenen, hier mit freigebiger Hand ihnen gebotenen Vortheile richtig ermaßen. Von der nun beginnenden Blüte des Livorneser Handels weiter zu reden, ist hier nicht der Ort, da nur die Verhältnisse der Israeliten in Betracht gezogen werden sollten. Diese glaubten in Ferdinand von Medici ihren Messias gefunden zu haben. Freilich wurde ihnen nirgendwo gleich große Begünstigung zu Theil.

Anfangs machte die israelitische Corporation zu Livorno mit der Pisaner ein Ganzes aus, und in letzterer Stadt war bis zur Regierung Großherzog Ferdinands II. (1621—1670) der Sitz ihres confessionellen Magistrats, aus fünf Personen bestehend, die man Massari nannte und welchen über Gemeindeangelegenheiten die Entscheidung zustand. Wollte ein Fremder in die Corporation aufgenommen werden, so mußte er sich der Ballotage unterwerfen; war sie günstig ausgefallen, so wurde sein Name in ein auf dem Zollamte offenliegendes Buch eingetragen, und von dem Augenblicke an konnte er weder Schulden halber, noch selbst wegen früher begangener Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden. Die Immunität ging so weit, daß selbst die Inquisition in Fällen von offenkundiger Apostasie keine Gewalt hatte. Der unendlichen Misbräuche wegen fand indeß die großherzogliche Regierung nachmals sich veranlaßt, jene Bewilligung in so weit einzuschränken, daß begangene Verbrechen ganz ausgeschlossen wurden und von den Schulden solche, die

während der jüngstvergangenen drei Monate gemacht worden waren — eine Restriktion, gegen welche die Israeliten immer, aber vergebens, Einspruch thaten, und die um so nothwendiger war, als alle Schurken benachbarter Staaten von dem durch die Livornina (wie das Privilegium hieß) gewährten Schutz Vortheil zogen. Es konnte auch wol nicht in der Absicht der Regierung liegen, aus bloßer Rücksicht für die Vermehrung der Bevölkerung dem Credit des Livorneser Handels zu schaden, indem sie die Stadt fortwährend zu einem Asyl des Abschaums anderer Länder machte. Es war den Juden gestattet, gleich den Christen, jeder Gattung des Handels und Verkehrs sich zu widmen und sowol innerhalb der Grenzen des Großherzogthums wie auswärts wurde ihnen gleicher Schutz wie den Landeskindern zugesagt. Ihre Handlungsbücher, sofern sie die von den Gesetzen verordnete Form hatten, galten vor dem Gericht eben so wie die der Christen, und ihr Zeugniß wurde in gleicher Weise angenommen. Von der Verpflichtung, das Abzeichen zu tragen, waren sie befreit, ebenfalls von den besondern Abgaben, die auf ihren Glaubensgenossen in Florenz und Siena lasteten, wie von allen Quälereien des Fiskus. Sie konnten den Doktorgrad in der Arznei- und Wundarzneikunst erlangen, und sowol unter den Ihrigen als unter Christen die Heilkunde ausüben. Die Beschränkung in Betreff christlicher Dienstboten wurde gleichfalls aufgehoben. Sie wurden zu Contrakten aller Art befähigt, konnten Grundeigenthum erwerben und testamentarisch verfügen, und erlegten dieselben Gerichtsgebühren, wie alle andern. So waren sie in vielen Dingen christlichen Nazionen gleichgestellt.

Das Judenviertel in Livorno beſtand und beſteht nicht in einem von der übrigen Stadt abgeſperrten Quartier, ſondern in dem ganzen ſüdlichen Theile der Stadt, die man jetzt, nachdem ſeit 1835 die Vorſtädte von der neuen Ringmauer umſchloſſen worden ſind, die innere nennen kann. Dieſer Theil iſt nicht gerade der ſchönſte, aber doch in jeder Hinſicht anſtändig und geräumig. Hier wohnten ſie anfangs Alle, nachmals aber wurde auch dieſe Verpflichtung ihnen erlaſſen, und ſie konnten ſich ankaufen oder einmiethen, wo ſie nur wollten, nur nicht in der Via Ferdinanda, der ſchönen Hauptſtraße der Stadt. Allmälig wurde ihnen ſelbſt dies geſtattet, die meiſten blieben indeß in der bezeichneten Stadtgegend. Hier iſt auch ihre große Synagoge; an Umfang und Schönheit ſteht ſie nur der zu Amſterdam nach, und während die Façade nichts Ausgezeichnetes hat, gewährt das Innere mit den hohen gewölbten Räumen und den mit Baluſtraden verſehenen umlaufenden Galerien der Emporkirche einen in ſeiner Art impoſanten Anblick. Neben dieſer Synagoge haben ſie noch zwei kleinere und verſchiedene Bethäuſer. Daß der moſaiſche Cultus in Livorno ohne Beſchränkung geduldet iſt, braucht kaum geſagt zu werden. Dieſe Freiheit, ſo wie die Befugniß zur Anlegung von Schulen bildet eine der Hauptbeſtimmungen der Ferdinandiſchen Geſetzgebung, welche die Juden auch vor zelotiſchem Bekehrungseifer ſchützte. Niemand durfte iſraelitiſche Kinder unter dreizehn Jahren ohne Erlaubniß der Eltern taufen, wenn ſolche Kinder nicht in dringender Lebensgefahr ſich befanden. Den Vätern wurde ſpeziell geſtattet, ihre Kinder, wenn ſie chriſtliche Katechumenen waren, ungeſtört zu beſuchen,

und die Bestimmungen päpstlicher Bullen, welche verordneten, daß der hebräische Vater dem zum Christenthum bekehrten Sohne das Pflichttheil seines Erbes vor der Zeit zukommen lassen müsse, erlangten in Toscana nie gesetzliche Kraft.

Dabei bildete aber die jüdische Nazion eine von der christlichen völlig getrennte Gemeinschaft mit besondern Gesetzen, die sie ursprünglich selbst aufgestellt oder mitgebracht hatte, welche aber in spätern Zeiten (namentlich in den Jahren 1667, 1694 und 1769), auf Veranlassung der Gemeinde selbst, von der großherzoglichen Regierung in manchen Dingen modifizirt wurden. Die Massari, deren schon Erwähnung geschah, wurden von den versammelten Familienvätern gewählt. Ihnen steht die ökonomische Verwaltung des Cultus, wie aller sonstigen öffentlichen Angelegenheiten zu. Anfangs erstreckte ihre Gerichtsbarkeit sich über Civil- und Criminalfälle, mit Ausnahme solcher, welche infamirende oder Todesstrafe nach sich ziehen konnten, oder wobei Individuen andern Glaubens betheiligt waren. Unter der Regierung des Großherzogs Peter Leopold (1765—1790) wurde ihnen indeß diese beschränkte Criminaljustiz genommen, und nur die bürgerliche und commerzielle gelassen, wobei die Appellation an den Auditeur des Gouverneurs der Provinz (der in Livorno residirt) stattfand. Ueber liederliche Individuen konnte durch die Massari die Strafe des Exils verhängt werden. Heirathen, letzte Willensverfügungen und andere Familienverhältnisse und Vorkömmnisse wurden ganz nach den hebräischen Gesetzen behandelt. Starb einer von ihnen ohne rechtmäßige Erben, so fiel sein Nachlaß der Corporation zu. Die bedeutendste ihnen

auferlegte Beschränkung bestand darin, daß die Namen jüdischer Handelsleute und Grundbesitzer nicht in das Register des bürgerlichen Magistrats eingetragen werden konnten, daß sie von jeder städtischen Magistratur und jeder Befugniß bei Ernennungen und Repräsentation ausgeschlossen waren, wie ihnen auch der Zutritt zu solchen Gesellschaften verwehrt blieb, welche in den italienischen Städten der höhere Bürgerstand unter dem Namen der Stanze civiche hat, wie der Adel seine Casino's. Die erstere Beschränkung hob indeß der Großherzog Peter Leopold auf; die zweite wurde von der französischen Regierung abgeschafft, zur Zeit, als Toscana, nach dem Aufhören des efemeren Königreichs Hetrurien, einige Jahre lang eine Provinz des Napoleonischen Kaiserreichs mit dem leeren Titel eines Großherzogthums und einem gleich wenig bedeutenden Hofe bilden mußte.

Während in einigen Ländern, z. B. in Frankreich, die Zulassung der Juden noch zu den Regalien gezählt wurde, ihnen erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts Handelsfreiheit verliehen ward, und noch im Jahre 1784 Ludwig XVI. Verordnungen gegen sie erließ, welche den Geist der Legislation des 16. Jahrhunderts athmen: mußte die Wohlthat der Ferdinandischen Gesetzgebung und die rühmliche Beständigkeit, womit sie in allem Wesentlichen und mit den sonstigen Staatsverhältnissen Verträglichen von der Toscanischen Regierung aufrecht gehalten ward, desto dankbarer anerkannt werden. Ferdinand I. selbst, wenn er auch sonst das Uebergreifen der kirchlichen Gewalt in weltliche Angelegenheiten häufig mehr denn billig nachsah und durch diese Nachgiebigkeit den Grund zu manchen Misverhältnissen legte, die bis auf den heutigen

Tag nicht dauernd ausgeglichen worden sind, so Vieles auch Peter Leopold dagegen versuchte und zum Theil mit so großer Hast und zu geringer Rücksicht auf Gewohnheit in's Werk setzte — Ferdinand I. widerstand in Betreff Livorno's allen Zumuthungen der Intoleranz. Er betrachtete Livorno als seine Schöpfung und hatte Recht, darauf stolz zu sein. Seine Nachfolger blieben großentheils seinem Systeme treu, und wenn Cosmus II. der Ueberreste der spanischen Sarazenen, welche, dreitausend an der Zahl, mit ihren Familien durch ihn selber (1611) nach den Ebenen von Livorno und Pisa verpflanzt worden, bald wieder sich entledigen mußte, so geschah dies nicht etwa aus religiösen Rücksichten, sondern weil sie keiner Zucht und Regel sich fügen wollten und zum Ackerbau sehr wenig Geschick zeigten. Strenge Beschlüsse schützten die Israeliten vor Belästigung und Beschädigung durch die christliche Bevölkerung.

Viele Conversionen kamen unter dem frömmelnden Cosmus III. (1670—1723) vor; meistentheils aber hatten die Christen sich über den Zuwachs eben so wenig zu freuen, wie die Juden über den Abfall zu trauern, und die Pensionen auf's Credo, wie das Volk die solchen Proselyten gezahlten Jahrgehalte nannte, wurden zum allgemeinen Gespött. Die französische Regierung in Toscana, welche übrigens die im Jahre 1806 gegen die französischen Israeliten ergriffenen restrictiven Maßregeln nicht auf die Livornesen anwandte, schaffte die spezielle Gerichtsbarkeit der Massari ab, und nach der Restauration der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie blieben die Juden den übrigen Unterthanen in der Art gleichgestellt, daß sie von denselben Tribunalen und nach den nämlichen

Geſetzen gerichtet werden, indem ihre ſonſtigen Privilegien, bürgerliche wie religiöſe, unangetaſtet und unverändert bleiben.

Die Zahl der iſraelitiſchen Bevölkerung Livorno's hat zu verſchiedenen Zeiten ſehr geſchwankt. Im Jahr 1633 zählte die Stadt 8642 Einwohner, wovon 700 dem moſaiſchen Glauben angehörten; im Jahr 1645 hatte dieſe Zahl ſich beinahe verdoppelt. Später war der Zuwachs geringer, und in dem Jahrhundert von 1738 bis 1837 vermehrte die iſraelitiſche Einwohnerzahl ſich nur um ein Viertel (3476—4497), während die chriſtliche in derſelben Zeit ſich verdreifachte. Dieſe 4497 Iſraeliten, von denen gegen 300 Afrikaner ſind, 50 Aſiaten, die übrigen Europäer, ſind in 1106 Familien getheilt, von denen über 270 zu den ganz armen gehören. Obwol den Juden, wie geſagt, die Erwerbung von Grundeigenthum frei ſteht, ſo legen doch die Wenigſten unter ihnen ihre Kapitalien auf dieſe Weiſe an. Es iſt dies eine auch anderwärts vorkommende Erſcheinung: die tiefeingewurzelte Gewohnheit, welche allerdings auf politiſchen, bürgerlichen und perſönlichen Verhältniſſen vieler, in Verfolgungen, Drang und Nöthen verbrachten Jahrhunderte fußt, vielleicht auch eine noch tiefer liegende moraliſche Eigenſchaft, weiſen den Juden immer wieder, und man könnte, in Betracht der geringen Zahl der Ausnahmen, ſagen, beinahe ausſchließlich auf die Induſtrie des eigentlichen Gewerbes hin, ſei es nun Geldgeſchäft oder Handel im engern Sinn. Denn dieſe bieten einestheils mehr und raſchere Chancen, anderntheils läßt ſich der Betrag des Vermögens leichter verheimlichen, was der Maſſe dieſes Volkes faſt zur andern Natur geworden iſt. Der Erwerb unbeweglicher

Güter scheint für die Mehrzahl keinen Reiz zu haben Uebrigens würde man schwerlich irren, wenn man annähme, daß zu dieser Erscheinung auch der Umstand beiträgt, daß die wenigsten jüdischen Häuser in Livorno als solche von wirklich altem Bestande sind, vielmehr die Mehrzahl allmälig emporgekommen ist. Die Zahl der Eigenthümer beträgt nicht ganz ein Zehntel, welche nach dem Kataster ein jährliches Einkommen von 455,266 Lire vom Grundbesitz haben. Größere Kaufleute, Bankiers und solche, welche die freien Künste üben, beliefen sich im Jahr 1837 auf 486, die Gesammtzahl der Handel- und Gewerbtreibenden auf 1409 Individuen; die Zahl der die Familientaxe Erlegenden betrug 425, auf 4390 in der ganzen Livorneser Gemeinde. Im Allgemeinen haben Thätigkeit und Bedeutung der israelitischen Handelshäuser in den letzten Jahren sich vermindert.

Für das Unterrichtswesen sind in dieser Gemeinde verschiedene Hülfsmittel vorhanden. Man zählt eine Akademie für theologische Studien, eine Erziehungsanstalt für den Elementar- und höhern Unterricht der wohlhabenden Classen, ein von Familienvätern gestiftetes Institut, zwei Schulen für den wechselseitigen Unterricht, eine Handelsschule, eine grammatikalische Schule, vier Anstalten für den Religionsunterricht, endlich zwei Kinderbewahranstalten für Knaben und Mädchen. Die Zahl der im Jahr 1834 diese Anstalten Besuchenden (mit Ausschluß der beiden zuletzt genannten Asyle) betrug 767, und verhielt sich also zur Bevölkerung wie 1:6. Ueberdies gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Vereinen zu wohlthätigen Zwecken, für Krankenpflege, Unterstützung von Wöchnerinnen und Versorgung mit Ammen, für die Herbei-

ſchaffung von Lebensmitteln, Feuerung, Kleidung und Betten, für die Unterſtützung fremder Glaubensgenoſſen, das Begraben der Todten, endlich zur Ausſteuer armer Mädchen und zur Förderung der Künſte. Ein' iſraelitiſches Spital iſt noch nicht vorhanden, was bei der nicht geringen Zahl von Armen und unter den beſtehenden Verhältniſſen einigermaßen Verwunderung erregen dürfte.

So viel von den Livorneſen, die bei Gelegenheit von Bemerkungen über die toscaniſchen Juden natürlich am meiſten in Betracht kommen müſſen. Weniger bleibt mir von denjenigen zu ſagen übrig, welche in den übrigen Städten des Großherzogthums wohnen. Den Ghetto in der Hauptſtadt habe ich bereits beſchrieben; ſchon lange aber ſind die Iſraeliten nicht mehr ausſchließlich auf denſelben angewieſen, ſondern können wohnen, wo ſie wollen, von welcher Bewilligung denn auch ungefähr der dritte Theil von ihnen Gebrauch macht. Ihre Zahl beträgt nach den neueſten Liſten gegen 1500 Individuen, worunter dreißig Grundeigenthümer und zehn Wechſelhäuſer. Zwei Synagogen, eine öffentliche Schule für hebräiſche Sprache und Literatur, eine Verwahranſtalt für Armenkinder männlichen Geſchlechts, Gemeindeſchulen, in denen Unterricht in der hebräiſchen und italieniſchen Sprache, in der Kalligrafie und in den von hebräiſcher Theologie handelnden Werken unentgeltlich ertheilt wird, ein nach dem bekannten lyriſchen Dichter Salomon Fiorentino benanntes Inſtitut für fünfzig Zöglinge der wohlhabendern Claſſe und verſchiedene für wohlthätige Zwecke geſtiftete Geſellſchaften, für welche außerordentliche verhältnißmäßige Beiſteuern eingefordert zu werden pflegen, finden ſich in

der Florentiner Gemeinde, die der Regierung gegenüber durch einen Verwaltungsrath repräsentirt wird. Sie zählt eine nicht geringe Zahl wohlhabender und achtbarer Familien, die sowol in geschäftlicher Beziehung einen sehr ehrenwerthen Namen haben, als zum Theil in die höhere Gesellschaft aufgenommen sind und sich auch durch die Unterstützung, die sie den schönen Künsten gewähren, vortheilhaft auszeichnen. — In Pisa rechnet man 365 israelitische Einwohner, mit einer Synagoge, einer öffentlichen Knabenschule, einer theologischen Schule mit Bibliothek, drei Privatlehranstalten, einer wohlthätigen Stiftung und einem Verwaltungsrath. Siena hat 385 Juden, mit einer Synagoge, einer Armenschule und zwei Privatschulen, und zwei Vereinen für milde Zwecke. In Pitigliano, dem Hauptorte einer vormals unabhängigen Orsinischen Grafschaft, welche, an dem äußersten südöstlichen Ende Toscana's gegen den Kirchenstaat und die Maremma zu gelegen, erst im Jahr 1608 durch Kauf mit dem Großherzogthume vereint wurde, zählt man 329 Israeliten, welche meist in den umliegenden, vom Verkehr der großen Straßen abgeschiedenen Ortschaften als Hausirer Detailhandel treiben. Sie haben eine Synagoge und zwei Schulen, worunter eine nach dem Bell-Lancasterschen System. In Arezzo ist ihre Zahl so gering, daß sie sich noch nicht zu einer Gemeinde constituirt haben. In den meisten übrigen Orten des Landes sind nur einzelne Handeltreibende ansässig. Hienach kann die Gesammtzahl auf beinahe achttausend Individuen im ganzen Großherzogthum angeschlagen werden, welches eine Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen hat.

Im Kirchenstaat finden wir die Juden in ungleich minder günstigen Verhältnissen, als in Toscana. Im Jahr 1581 erneuerte Papst Gregor XIII. alle von Paul IV. und Pius V. ertheilten Vorschriften und verschärfte sie, indem er dem Inquisitionstribunal die Aufsicht über die Beziehungen der Israeliten zu Christen und christlichem Glauben zuwies. Im Jahr 1584 verordnete der nämliche Papst, eine Constitution Nicolaus' III. erneuernd, daß an allen Orten, wo Juden wohnten, wöchentlich eine christliche Predigt für sie gehalten und diejenigen, die mehr denn zwölf Jahre zählten, bestraft werden sollten, wenn sie derselben nicht beiwohnten. In Rom besteht diese Sitte noch, und fünf- bis sechsmal im Jahre pflegt ein Dominikaner in S. Angiolo in Pescheria vor drei- bis vierhundert Israeliten, die dazu beordert werden, über irgend einen Text aus dem Pentateuch, gewöhnlich über die Ankunft des Messias, zu predigen. Das Altarsacrament wird in solchen Fällen aus der Kirche entfernt. Sixtus V., sonst so strenge, namentlich wo es sich um Polizeiliches handelte, erwies sich ihnen geneigter und gestattete ihnen im Jahre 1586, in allen Städten des Kirchenstaats ihren Wohnsitz zu wählen, wenn auch kein Ghetto dort sich befand. Ob die Ernennung eines besondern Notars für die Hebräer und Neofyten, eines der vielen von diesem Papste geschaffenen käuflichen Aemter, gleichfalls zu den Wohlthaten gerechnet werden darf, mag dahingestellt bleiben. Was Sixtus V. bewilligt, nahm, gemäß einem in der Papstgeschichte unzähligemale sich wiederholenden Beispiele, Clemens VIII. wieder zurück, und im Jahr 1593 wurden die Juden genöthigt, jeden Ort zu verlassen, wo sie während der letztern Zei-

ten ſich etablirt hatten, und auf Rom und Ancona ſich zu beſchränken, denen außerhalb Italiens Avignon, eine päpſtliche Beſitzung, hinzugefügt ward. Als 1598 das Herzogthum Ferrara dem Hauſe Eſte genommen und mit dem Kirchenſtaate vereinigt wurde, erlaubte der Papſt den dort in nicht unbedeutender Zahl anſäſſigen Juden, dazubleiben, indem er ſie allen ſonſtigen die Nazion betreffenden Beſtimmungen unterwarf. Daſſelbe that Urban VIII. im Jahr 1626, als er von dem Herzogthum Urbino Beſitz nahm, welches der Letzte der Montefeltro-Rovere ſeinem Oberlehensherrn noch bei ſeinen Lebzeiten abtrat.

So blieben die Verhältniſſe der Juden mit geringen Veränderungen, außer daß man ihnen nach und nach die Anſiedelung in anderen Städten geſtattete. Benedict XIV. erließ 1747 eine Conſtitution, durch welche die Taufe von jüdiſchen Kindern gegen den Willen der Eltern unterſagt ward, außer unter beſondern Umſtänden, auf welche, wie oben geſagt, auch die toscaniſchen Geſetze ſchon Rückſicht genommen hatten. Die Verhältniſſe jüdiſcher Eheleute beim Uebertritt des einen Theils zum Chriſtenthum wurden gleichfalls genau auseinandergeſetzt, wovon dieſer gelehrte Papſt auch in ſeinem berühmten Werke über den Diözeſanſynodus handelt — Beſtimmungen, welche durch ein Reſcript Clemens' XIV. von 1770 erneuert und zum Theil erweitert wurden. Der Congregation des S. Uffizio (Inquiſition) wurde zugleich freigeſtellt, den vom kanoniſchen Recht feſtgeſetzten Zeitraum von vierzig Tagen, während deſſen die Geſinnungen ſolcher erforſcht werden ſollen, deren Uebertritt zur chriſtlichen Religion von ihren Verwandten oder ſonſt

gewünſcht werden möchte, nach Gutdünken zu verlängern. Frauen, die ſich nach dem Uebertritt ihrer Gatten in einem ſolchen Falle befanden, ſollten in die Katechumenenanſtalt gebracht und ihren Glaubensgenoſſen der Zutritt nicht geſtattet werden. Der letztgenannte Papſt unterwarf ſodann die in Rom wohnenden Iſraeliten der ausſchließlichen Gerichtsbarkeit des Cardinalvicars. — Unter der franzöſiſchen Regierung wurden die Juden in den theils dem franzöſiſchen Kaiſerreich, theils dem Königreich Italien zugetheilten vormals päpſtlichen Provinzen ihren übrigen, dem Napoleoniſchen Scepter unterworfenen Glaubensgenoſſen gleichgeſtellt, und ſie konnten ſich niederlaſſen, wo immer ſie wollten. Damals verließen auch in Rom Manche den Ghetto und wählten ſich Wohnungen in anderen Theilen der Stadt. Wenn auch, nach Pius' VII. Rückkehr, die päpſtliche Geſetzgebung wieder in ihre frühern Rechte eintrat, ſo wurden jene doch unter Conſalvi's Verwaltung hinſichtlich der Wohnungen wenig gehindert, und es ward den Wohlhabenden und Achtbaren nicht ſchwer, Erlaubniß zu erhalten, zu bleiben, wo ſie waren. Dies änderte ſich jedoch unter Leo XII. Der Ghetto ward erweitert, weil er nicht ferner Raum genug hatte, die angewachſene Zahl aufzunehmen; aber Alle ohne Ausnahme wurden genöthigt, ſich wieder einſperren zu laſſen. Glücklicherweiſe ſchließt der neue Zuwachs zwei der beſſern Straßen ein.

Schon bemerkte ich im Vorbeigehen, daß die Juden in Rom der ſpeziellen Jurisdiction des Cardinalvicars, nämlich desjenigen Mitglieds des h. Collegiums unterworfen ſind, welches den Papſt in ſeiner Eigenſchaft als römiſcher Biſchof vertritt. Dieſe Einrichtung hat auch

die neueste im Jahr 1834 erschienene Gerichtsordnung beibehalten. In Civilsachen entscheiden die beiden Sectionen des Vicariatgerichts in erster und zweiter Instanz; in Criminalfällen besteht hier wie für Alle die Appellation an die Sacra Consulta. Commerzielle Prozesse werden von dem römischen Handelsgericht und von der Rota als Appellationshof entschieden. Die privative Gerichtsbarkeit des Cardinalvicars anzudeuten, befindet sich dessen Wappen über dem Hauptthor des Ghetto, bei welchem ein Wachtposten ist. Auch in polizeilicher Hinsicht steht das Judenviertel exceptionell da. Wie über jeden der vierzehn Rione Roms eine Präsidentur oder Polizeidirektion gesetzt ist, welche sämmtlich vom Governatore abhängen, dessen Amt, wie ich schon bemerkte, eine der ersten Würden der Prälatur ist: so hat der Ghetto eine eigene polizeiliche Verwaltung. Dem Präsidenten stehen indeß noch andere Befugnisse zu, außer den gewöhnlichen. Denn während er der Chef der eigentlichen Polizei ist, die Handlungsbücher beglaubigen muß u. s. w., liegt ihm auch die Administration des Oekonomischen ob, und durch ihn wird die Gemeinde (oder Università degli Ebrei) der Regierung gegenüber repräsentirt, da dies nicht durch ihre eigenen Glieder geschehen kann. Es findet also hier eine Art Schutzverhältniß statt. Der Präsident, gegenwärtig ein römischer Fürst aus einer der ersten Familien (Don Pietro Odescalchi, als Gelehrter und trefflicher Stylist bekannt), hat seine Unterbeamten und Polizeidiener.

Ich machte bereits darauf aufmerksam, daß den Israeliten im Kirchenstaate die Erwerbung des Grund-

eigenthums unterſagt iſt, wenn auch einige Wenige das Geſetz dadurch umgehen, daß ſie unter fremden Namen Güter kaufen. Die im Ghetto gelegenen Häuſer gehören nun größtentheils Corporationen und Wohlthätigkeitsanſtalten, welche dieſelben meiſt zu geringen Preiſen erworben haben. Die iſraelitiſchen Miether aber haben ſie gewiſſermaßen in Erbpacht. Denn ſie können nicht gezwungen werden, ihre Wohnungen zu verlaſſen, wenn ſie den Pachtbedingungen regelmäßig nachkommen. Misbräuchen zu ſteuern, welche unvermeidlich geweſen wären, da die Juden ausſchließlich auf dieſe wenigen Straßen beſchränkt ſind und hier durchaus wohnen müſſen, beſteht ein altes Recht, vermöge deſſen der Pachtzins vom Eigenthümer nicht erhöht werden darf, ſondern bei dem einmal angenommenen Satze ſtehen bleiben muß. Es heißt das Jus Gazagà, und iſt in die päpſtlichen Geſetze übergegangen. An gerichtlichen Fragen und Streitigkeiten fehlt es dabei nicht, wenn es ſich um Ausbeſſerung und Verſchönerung der Wohnungen handelt. Die nöthigen Ausbeſſerungen ſind durch das Jus Gazagà berückſichtigt und können keine Modifikation des Zinſes herbeiführen; ja dies geht ſo weit, daß, wenn ein Haus einſtürzt und der Eigenthümer es wieder aufbauen läßt, der alte Miethsmann das Recht hat, das neue Haus zu den früheren Bedingungen zu beziehen. Ueber Entſchädigung für Erweiterungen oder nicht unumgänglich nöthige Ausbeſſerungen entſcheidet freundliches Uebereinkommen oder das Gericht. Vor böswilligen Beläſtigungen und Beſchädigungen ſind die Juden durch beſondere Verordnungen und durch ihre Präſidentur geſchützt. Eigentlich ſoll der Senator, als oberſte ſtädtiſche Behörde, dafür

Sorge tragen, und auf das Verhältniß zu ihm in seiner Eigenschaft als Haupt des Volkes (wovon die päpstliche Regierung, seit sie im 15. Jahrhundert wieder zu Kräften gekommen, ihm nicht viel gelassen) bezieht sich die alte Sitte der Huldigung, welche die Gemeinde jedes Jahr zu Anfang des Carnevals im Palast der Conservatoren auf dem Capitol zu leisten genöthigt ist. Das Schimpfliche, welches diese Ceremonie ehemals an sich trug, ist glücklicherweise abgeschafft worden; jetzt ist sie nichts als eine sehr uninteressante, wenige Minuten währende Formalität, zu welcher neugierige Fremde im beginnenden Fastnachtstaumel scharenweise hin zu strömen pflegen, um höchst unbefriedigt wieder nach Hause zu gehn. Das Ganze beschränkt sich gegenwärtig auf die Ueberreichung einer unbedeutenden Summe Geldes und der in ganz Italien üblichen Preisteppiche (palii), welche bei den verschiedenen, während des Carnevals stattfindenden Pferderennen als Prämie vertheilt werden, und von denen einer von Gold-, der andere von Silberstoff ist, zwei von Sammt und vier von Brocat. Als die Lehnsrechte und Gefälle unter Pius VII. im Kirchenstaat abgeschafft wurden, wollte auch die jüdische Corporation dieser Verpflichtung sich entziehen, indem sie behauptete, dieselbe gehöre in das Gebiet der Baronalgerechtigkeit des Senates. Von einer zur Untersuchung der Ansprüche einberufenen Commission ward indeß die Sache ablehnend entschieden.

Die Zahl der in den ältern Provinzen des Kirchenstaats befindlichen Israeliten beläuft sich auf ungefähr 16,000. Von diesen kommen auf die Stadt Rom, nach der Zählung des J. 1842, 3732, nämlich 1863 Männer

und 1869 Frauen in 828 Familien, auf Ancona 1800, während die übrigen auf Bologna, Perugia, Spoleto, Terni u. ſ. w. ſich vertheilen, wo kein Ghetto eingerichtet iſt. Das vormalige Herzogthum Urbino zählt gegen 1100, nämlich Sinigaglia, der Schauplatz der beſuchteſten Meſſen Italiens, 500, Peſaro 400; Urbino ſelbſt, welches jetzt auf keinen bedeutenden Verkehr mehr Anſpruch machen kann, obgleich neue, vortreffliche Straßen ihm von ſeiner thronenden Höhe aus die Verbindung mit Toscana erleichtern, nur 150; der Reſt in dem abgelegenen Gebirgsſtädtchen Gubbio. Die ferrareſiſche Provinz hat etwa 2250 aufzuweiſen, von welchen 1800 auf die alte Hauptſtadt der Eſte, 300 auf Lugo, 150 auf Cento kommen. Der Nachkomme der Eſte, der Herzog von Modena, hegt gegen dieſes Volk weniger gnädige Geſinnungen als ſeine Vorgänger. Die jüdiſche Geſammtbevölkerung überſteigt alſo 10,000 Seelen auf ungefähr 2,800,000 Einwohner im ganzen Staate. Beinahe alle widmen ſich dem Handel und Gewerbe, und in Rom ſelbſt ziehen ſie immerfort als Hauſirer durch die Straßen, während die Weiber, wie ich bereits erwähnte, zum Ausbeſſern der Kleidungsſtücke, worin ſie beinahe allerwärts eine große Gewandtheit haben (u. A. in Conſtantinopel, wo ſie faſt ausſchließlich damit und dem Trödel ſich beſchäftigen), in die Häuſer gehen. Die Zahl der Reichen iſt nicht groß, die der Armen unverhältnißmäßig. Sie haben ihre Rabbiner, Schulen und Stiftungen, wie Geſellſchaften zu wohlthätigen Zwecken; es fehlt aber viel daran, daß Alles ſo wohl geordnet und eingerichtet wäre, wie in Livorno. Die Summen, über welche die Univerſità degli Ebrei zum Behuf des öffentlichen Unterrichts, der

Unterstützung der Bedürftigen u. s. w. zu verfügen hat und welche von den Wohlhabenderen zusammengeschossen werden müssen, belaufen sich auf jährliche 13,000 Scudi, über deren Verwendung sie der Commission des Schatzamtes Rechenschaft ablegen muß. Bürgerliche Rechte genießen sie nirgends und sind folglich von Aemtern, welche sie auch sein mögen, ausgeschlossen, wie sie denn überhaupt blos geduldet sind und ursprünglich zum römischen Volke in einem Vasallenverhältniß stehen. Eben so wenig können sie inländische Universitäten besuchen, um z. B. den medizinischen Doktorgrad zu erlangen, da auf den hohen Schulen des Kirchenstaats überhaupt das katholische Glaubensbekenntniß zur Promotion erforderlich ist. In diesen und andern Dingen haben die Päpste ihre Grundsätze immer offen ausgesprochen, und Clemens XIV. erklärte im Jahr 1770 eben in Bezug auf die Verhältnisse der Israeliten unumwunden, in Sachen, wo der Glaube in Betracht komme, könne der Papst auf die Sitte anderer Nazionen keine Rücksicht nehmen. Sonst sind, namentlich in unsern Tagen, die Juden in Wandel und Verkehr ziemlich ungehindert.

Achter Brief.

L'Agoſta.

Im alten Marsfelde, zwiſchen der Via Flaminia und der Tiber, ſieht man an der heutigen Via de' Pontefici ein ziemlich anſehnliches Haus, nach italieniſcher Sitte mit dem hochklingenden Namen Palazzo beehrt, obgleich es, wie ſo oft in ähnlichen Fällen, wenig oder nichts Palaſtartiges an ſich hat. Es iſt überhaupt gar nichts Merkwürdiges daran und die Aufmerkſamkeit wird nicht eher erregt, bis man, über den engen Hofraum gehend, einen Cirkeltheil eines großen innern Gebäudes vor ſich ſieht und hinaufſteigend im Umkreiſe eines großen Amfitheaters ſich befindet. Alles in demſelben ſieht völlig modern aus: es iſt eine Arena von nicht unbedeutendem Umfange, in welcher eine niedere Breterwand den engern Kreis beſchreibt, der für die Reiterkünſte und andere Schauſpiele beſtimmt iſt; mehre emporſteigende Reihen von Sitzen umgeben ſie, zu oberſt eine Reihe bedeckter Logen, über welche dann noch auf der einen Seite ein zu Wohnungen beſtimmter Theil des Gebäudes hinwegſchaut, zu einer ſo

bedeutenden Höhe ſich erhebend, daß man aus der Ferne beinahe von allen Punkten den Bau gewahrt, obgleich er ganz in der Niederung liegt. Man würde kaum ſich träumen laſſen, auch hier auf claſſiſchem Boden zu ſtehen. Und doch befindet man ſich im Umkreiſe des Grabmals des Kaiſers Auguſtus, ſeiner Angehörigen und vieler ſeiner Nachfolger.

Welche großartigen Maſſen ſchon die letzten Zeiten der Republik aufthürmten, die Reſte der Abgeſchiedenen aufzunehmen, zeigt uns das Grabmal der Cäcilia Metella, der Tochter des Eroberers von Creta, der Gattin Craſſus des Triumvirs. Octavianus Auguſtus, dem das durch die Bürgerkriege erſchöpfte, ihrer Greuel müde Rom den Primat willig zugeſtand, obgleich er anſcheinend den Stand des hochgeſtellten Bürgers eines Freiſtaats nicht verließ, war alſo wohl berechtigt, für ſich und ſeine Familie einen prächtigen Begräbnißort einrichten zu laſſen. Er wählte dazu das Marsfeld und auf ihm eine Stelle in der Nähe des Ufers. Eine Grundmauer von netzförmigem Ziegelbau, mit Marmorplatten ausgelegt, 225 Fuß im äußern Durchmeſſer, beſchrieb einen Kreis, zu welchem auf der Südſeite, bei der jetzigen Kirche San Rocco, der Eingang war. In der Mitte dieſes Kreiſes befand ſich ein von einer Kuppel bedeckter großer runder Saal und um denſelben herum 13 Grabkammern. Ueber der Wölbung und den Kammern erhob ſich ein mit immergrünen Bäumen bepflanzter Erdhügel, deſſen Spitze Auguſtus' koloſſale Erzſtatue krönte. Am Eingange errichtete man, wahrſcheinlich in der ſpätern Kaiſerzeit, zwei Obelisken, von denen Sixtus V. 1587 den einen bei der Kirche Sta. Maria Maggiore, Pius VI. den

andern 1786 auf dem quirinalischen Berge aufstellen ließ. So war das Grabmal beschaffen, welches man, in Rom das einzige, nach dem zu Halicarnassus, Mausoleum nannte und das 28 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gebaut ward. Mehre der Seinigen sah Augustus hier beisetzen — Marcellus, Agrippa, seine Schwester Octavia, Drusus, Cajus und Lucius Cäsar: dann nahm die Grabkammer seine eigene Asche auf und nach ihm die von mehren seines Geschlechts und seiner Nachfolger bis auf Nerva. Für spätere war kein Raum vorhanden. Zu verschiedenen Zeiten gefundene Inschriften und andere Monumente nennen uns die einzelnen Personen.

Ein so ansehnlicher Bau konnte der Zerstörungswuth des Mittelalters nicht entgehen. Schon Alarich drang in das Innere, um nach Schätzen zu suchen. Dann ist von des Kaisers Grabe nicht mehr die Rede Jahrhunderte lang: es verschwindet in der Nacht des Vergessens, welcher die Schicksale von nur wenigen unter den Bauten des alten Rom entrissen worden sind. Endlich finden wir es wieder, verbunden mit dem Namen einer der größten römischen Familien. Als die halberhaltenen, halbzertrümmerten Gebäude der Stadt, Theater, Thermen, Tempel, Grabmäler, meistens den Geschlechtern zugefallen waren, denen wir, wo die historischen Nachrichten wieder etwas reichlicher zu werden beginnen, begegnen, ohne von der Mehrzahl derselben die Herkunft zu wissen, fand das Mausoleum sich in den Händen der Colonnesen. Es war jene Zeit, wo Roms Gebiet gewissermaßen auf die Campagna beschränkt war und, wie in den Tagen der Könige, die kleinen Ortschaften des Gebirges bekämpft wurden. Am 30. Mai 1167 fand jene viel besprochene Schlacht

gegen die Bewohner des feſten Tusculum ſtatt, in welcher die Römer, heu quantum mutati ab illis! eine entſchiedene Niederlage erlitten. Flüchtig und Schutz ſuchend hinter ihren halbzerſtörten Mauern, wollten ſie ſich rächen an den Colonneſen, denen ſie das Unglück beimaßen, als ſtänden dieſe mit den Tusculanern im heimlichen Bündniß. Die Burg der Familie, L'Agoſta, wie man ſie nebſt dem ganzen Stadttheile, in welchem ſie lag, zu nennen pflegte, wurde vom Volke angegriffen, erobert und verwüſtet. Um jene Zeit hatten die Bewohner Roms ſchon angefangen, ihre Wohnungen in dieſem Stadttheile zu bauen, den ehemals nur öffentliche Gebäude geſchmückt hatten: nach der Einäſcherung des größten Theiles der Hügelſtadt durch die Normannen aus Apulien hatten ſie ſich in die Ebene zurückgezogen. Dieſe entlegene Gegend mochte damals doch noch größtentheils öde liegen. So konnten auch die Colonneſen die verwüſtete Burg leicht behalten und wiederherſtellen, ohne daran gehindert zu werden. Noch einmal aber ſollte ein ähnliches Schickſal ſie treffen. In den Streitigkeiten zwiſchen Kaiſer Friedrich II. und Gregor IX., im letzten Lebensjahre dieſes Papſtes, 1241, ergriff der Cardinal Johann Colonna die Partei des Kaiſers. Ein Jahr zuvor hatte er mit Friedrich Frieden geſchloſſen im Namen des Papſtes, aber dieſer weigerte ſich ſpäter, die Bedingungen anzuerkennen. Erzürnt darüber, auf ſolche Weiſe ſich preisgegeben zu ſehen, erklärte der Cardinal ſich gegen den Papſt, zog ſeinen Neffen Otto und andere der Familie in ſein Intereſſe und befeſtigte ſeine Burgen. Gregor gab dem Senator der Stadt, Matteo Roſſo, Befehl, das Grabmal Auguſt's anzugreifen: es konnte ſich gegen die Belagerer nicht

halten, wurde genommen und von Grund aus zerstört. Die Colonneſen verließen Rom und zogen nach dem feſten Paleſtrina, ihre Burgen und die lucaniſche Brücke über den Anio auf der Straße nach Tivoli verſtärkend, die in ihre Hände gefallen war. Der Kaiſer drang bis zu den Albaner Bergen vor, ſtand aber doch ab von der beabſichtigten Belagerung der Stadt. Es iſt dieſer Cardinal Colonna, welcher das Spital beim Lateran gründete, das nach dem Erlöſer benannt wird.

So blieb das Mauſoleum in Trümmern liegen. Nur die Grundmauern des Rundbaues, deren Feſtigkeit den Stürmen getrotzt hatte, waren ſtehen geblieben. Die Wölbung war eingeſtürzt und der innere Raum bildete eine mit Erde und Schutt bedeckte Fläche, welche man das Feld der Agoſta nannte. Noch einmal wird die Ruine in der mittelalterlichen Geſchichte genannt, in der Erzählung nämlich vom Tode des Cola di Rienzo. Am 8. Sept. 1354 wurde der vormalige Tribun und Wiederherſteller der römiſchen Freiheit am Fuße des Capitols niedergeſtoßen*). Von dort ſchleppte der Pöbel ihn nach San Marcello. Am Erker eines Hauſes, berichtet ein gleichzeitiger Chroniſt, wurde er aufgehangen; kopflos, denn ſein Haupt war unterwegs liegen geblieben; der Rumpf von Wunden durchlöchert wie ein Sieb, unmäßig dick und von weißlicher Farbe. Nachdem er zwei Tage und eine Nacht dort gehangen und die Buben immer mit Steinen nach ihm geworfen, wurde er am dritten Tage nach dem Befehle des Jugurtha und Sciaretta della Colonna nach dem Felde der Agoſta geſchleift. Dort verſammelten ſich alle Juden in großer Menge: nicht

*) Röm. Br. II. 122.

einer blieb zu Hauſe. Sie zündeten ein Feuer an von trockenen Kardendiſteln und warfen ihn in die Flamme. Die Juden ſtanden da und drängten ſich hinzu und ſchürten das Feuer an, damit er raſch verbrenne. So wurde der Leichnam in Aſche verwandelt und es blieb von ihm keine Spur mehr übrig. Welches Schauſpiel, dieſe gräßliche Leichenfeier des einſtigen Lieblings und Führers eines rohen, wetterwendiſchen Volkes, des Freundes des Petrarca, deſſen, der in ſeinen guten Tagen Roms mächtigen Adel in Zaum gehalten, dann aber verſunken war und untergegangen in Nichtigkeit. Und eine ſolche Leichenfeier da, wo einſt das ganze Römervolk Auguſtus' Ueberreſte, von den Prieſtern, den Rittern, den Magiſtratsperſonen und Kriegern umgeben, auf dem Scheiterhaufen von den Flammen verzehrt und einen Adler die Rauchſäule umkreiſen geſehen.

In der maleriſchen Schilderung, welche der damalige päpſtliche Geheimſchreiber und nachmalige florentiniſche Kanzler, Poggio Bracciolini, von dem Zuſtande Roms unter den Päpſten Martin V. und Eugen IV. in ſeinem Werke „De varietate fortunae" entwirft*), finden wir das Grabmal des Auguſt in der Form eines mit Reben bepflanzten Hügels erwähnt, den man Auguſta nannte. So blieb es auch in der ſpätern Zeit. Verſchiedene Nachgrabungen wurden angeſtellt, welche mannigfachen Ertrag lieferten: einer der Obelisken lag zerbrochen am Boden, der andere war mit Schutt bedeckt. Mehr denn hundert Jahre nach Poggio und einige Zeit, nachdem Andrea Fulvio eine Beſchreibung der Reſte geliefert, finden wir eine beiläufige Erwähnung des Mauſoleums in den in-

*) Röm. Br. II. 361.

tereſſanten Briefen, welche ein florentiniſcher Verbannter, Giambatiſta Buſini, über die Ereigniſſe in ſeiner Vaterſtadt in den J. 1527—31 an Benedetto Varchi ſchrieb, als dieſer im Auftrage Cosmus' von Medici mit der Geſchichte von Florenz ſich beſchäftigte und überall Material ſammelte.

Gegenwärtigen Brief — heißt es im 20. des Buſini, vom fünften Sonntage in den Faſten 1549 — ſchreibe ich mitten im Grabmal des Auguſtus im Campomarzo. Mein Monſignore (vielleicht der Biſchof von Fermo) hat es unternommen, dieſen Ort wiederherzuſtellen und hat ihn in einen ſchönen Garten umgeſchaffen, mit einigen Zimmern, in denen wir zu Mittag eſſen können. Dies iſt ſein Zeitvertreib. So iſt nun das Mauſoleum ein Küchengarten geworden, der uns vortrefflichen Salat liefert.

Die Reihe der Beſtimmungswechſel dieſes Gebäudes war aber noch nicht zu Ende. Als die Bevölkerung in dieſem Theile Roms immer dichter wurde und ein großer Theil der vornehmen Welt nach dieſer Seite hinzog, war es natürlich, daß die Trümmerſtätte nicht lange mehr in ihrem bisherigen Zuſtande bleiben konnte. Indeß fand ihre Umwandlung doch erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſtatt, und die Beſtimmung des Gebäudes, welches ſich auf den Ruinen erhob, wurde ſchon durch die Form des urſprünglichen Baues an die Hand gegeben. Seltſamer Wechſel! Während das flaviſche Amfitheater, zur Befriedigung der Schauluſt einer unbeſchäftigten Menge errichtet, durch das Blut der Märtyrer geheiligt, zu einem geweihten Orte geworden: iſt das Grabmal des erſten Kaiſers, den alten Römern ein Gegenſtand frommer Ehrfurcht, gerade in einen ſolchen Schau-

platz öffentlicher Vergnügungen umgeschaffen. Die Localität der beiden Gebäude — das eine in Roms verödetem Theile, von Klöstern und Vignen umgeben, das andere in einem dichtbewohnten Viertel, wo man nur dem alltäglichen Getreibe der modernen Stadt begegnet — hat zu jenem wie zu diesem das Meiste beigetragen. So läßt man denn der Cäsaren Asche noch nicht ruhig schlafen, und während vor Jahrhunderten bürgerliche Kämpfe über ihr tobten, machen jetzt Pferde und mit Tricot überzogene Reiter und Reiterinnen ihre Kunststücke, wird das Lotto gespielt und Feuerwerk nach Feuerwerk, der Hauptgenuß der Römer unserer Tage, in der Arena abgebrannt. Der alte Kaiser Augustus mag zusehen, wie er dabei zurechte kommt.

Die antiken Reste bestehen in der schon erwähnten Grundmauer aus netzförmigem Mauerwerk von Tuffstein, und in den Spuren der Wände, welche die dreizehn Grabkammern bildeten. Die zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe sich erhebende Mauer ist von äußerster Dauerhaftigkeit. Sonst ist an dem Gebäude Alles neu und übertüncht.

Manche Gebäude des alten Rom haben ihre Bestimmung auf sonderbare Weise verändert. Das Grabmal Hadrian's ist eine Burg und Gefängniß für politische und andere Verbrecher oder Angeschuldigte; das Colosseum ist eine Stätte frommer Andacht; das Marcellustheater die friedliche Wohnung der einst so kriegerischen Orsini'schen Familie. Im Tempel oder der Basilika des Antoninus oder der Marciana hat die Douane Raum gefunden und die Diocletianischen Thermen sind ein Karthäuserkloster geworden. Augustus' Mausoleum aber wurde Burg, Weinberg, Küchengarten und ist nun Amfiteatro Correa.

Neunter Brief.

Die letzten Stuarts.

Es hat immer Prätendenten gegeben: es wird deren immer geben. Unſere bürgerlichen Rechtsverhältniſſe ſind ziemlich gut geordnet, die politiſchen ſind es nicht. Man bringt es in dieſen zu keiner rechten Conſequenz, und moderne Theorien dienen nur dazu, die Sache immer mehr zu verwirren. Nimmt man einmal das Prinzip des Fait accompli an, ſo hat alles poſitive Recht ein Ende. Man braucht mir nicht einzuwenden, in manchen Fällen bleibe nichts anders übrig, als die Dinge zu nehmen, wie ſie ſich einmal geſtaltet: es würde ſchwer oder gar nicht möglich ſein, das, was geſchehen, zu redreſſiren, das Unrecht gut zu machen (ein Glück, wenn man noch das Unrecht zugeſteht!), frühere Verhältniſſe wieder ins Leben zu rufen. Ich gebe es gerne zu, wenn ich auch die Begriffe von ſchwer oder unmöglich bisweilen für übertrieben halten möchte. Man iſt in der Politik mit Con-

ceſſionen zu leicht bei der Hand; die Folge davon iſt, daß einerſeits die Begriffsverwirrung, andrerſeits die Unſicherheit mit jedem Tage zunimmt. Wir ſind auf gutem Wege und der Himmel weiß, wozu wir noch gelangen werden!

Fürchten Sie nicht, daß dies das Exordium einer politiſchen Predigt ſei. Es wird nur zu viel gepredigt, und wenige Predigten nutzen. Ich nun gar würde wahrſcheinlich Prediger in der Wüſte ſein. Ich gerieth nur in dieſe Alltagsbetrachtungen, indem ich die Feder ergriff, um Ihnen über illüſtre Prätendenten der neuern Zeit, die Stuarts, zu ſchreiben.

Sie dürfen keine Geſchichte der Stuarts erwarten. Mehr denn irgend ein anderes Herrſcherhaus hat das Geſchlecht der ſchottiſchen Könige tragiſche Schickſale erlebt: mehr denn irgend ein anderes hat es beredte Hiſtoriker gefunden, beredt in Liebe wie in Haß. Die Dichtung hat ſich dieſer Schickſale bemächtigt: ſie hat lebendige Geſtalten und Leben und Sitten vergangener Jahrhunderte vorgeführt, und die ganze Welt, die man die civiliſirte nennt, mit Antheil erfüllt, und die einſt ſo kalten Herzen erwärmt, als ſchon der ſcheidende Stral verglommen, als die Letzten des Hauſes, lebensmüde, in die Gruft, die nicht ihrer Väter Gruft, hinabgeſtiegen; als die Jakobitenlieder in Hochland wie Niederland verklungen und literäriſche Curioſa geworden waren. Vielleicht war es da für die Poeſie die geeignetſte Zeit, zu treten in die Rechte der ernſten, abwägenden Geſchichte.

Schärfer kann kaum ein Contraſt ſein, als wenn man von den Gräbern jener letzten Glieder des Hauſes, in dem

heitern, ſonnigen Süden, nach der Wiege des Geſchlechtes ſich verſetzt. Auf mich wenigſtens hat dieſer Contraſt den mächtigſten Eindruck gemacht. In der verfallenen Kapelle von Holyroodhouſe, welche ohne Dach da ſteht, die Bogen und Fenſter zertrümmert, die Wände und Pfeiler geſchwärzt durch die Einflüſſe der Witterung, liegen die Reſte mehrer Stuarts, die auf dem Königsthron Schottlands ſaßen, ſeit Robert II. im J. 1370 die Krone in ſein Haus gebracht. Der größere Theil des Palaſtes iſt neu, denn Carl II. ließ ihn umbauen: im Quadrat umſchließt er einen innern Hof, der unten offne Bogen und darüber zwei Geſchoſſe hat, etwas ſchwerfällig, aber nicht ohne Wirkung, die in einem höhern Grade noch der mit alterthümlichen Rundthürmen und Zinnen und großem Portal und darüber der koloſſalen ſchottiſchen Krone, verſehenen Façade nicht fehlt. Aber der Palaſt iſt ausgeſtorben: nur einen Theil des Jahres hindurch pflegen einige ſchottiſche Adelsfamilien, denen ein ſolches Recht zuſteht, in demſelben zu wohnen, und bisweilen werden hier Gemächer Solchen eingeräumt, die ſich mit ihren Gläubigern nicht verſtändigen können. Denn Holyrood und ſeine nächſte Umgebung ſind für ſolche ein Aſyl, das auch in unſern Tagen ſchon von vornehmen Perſonen in Anſpruch genommen worden iſt. In dem großen Saal, der mit einer Sammlung von lächerlich ſchlechten Porträts (wenn man ja einen ſolchen Namen brauchen will) der Könige geziert iſt, gab der Prätendent Carl Eduard Feſte; viele der Gemächer ſind noch ſo ziemlich in dem Zuſtande, wie ſie von Carl X. bewohnt wurden, als dieſen ſein zweites Exil nach Holyrood führte. Vor Allem aber intereſſant iſt der ältere, winklige Theil des

Palaſtes, wo man noch Maria Stuart's Zimmer ſieht: da iſt ihr Schlafgemach mit dem Bett, das in dem Zuſtande geblieben, wie ſie es verließ, die Behänge und Stickereien verblichen und durchlöchert; da iſt, anſtoßend das enge Cabinet, in welchem die Königin mit der Herzogin von Argyle, Rizzio und einer oder zwei andern Perſonen (wie ſie darin Raum fanden, iſt kaum zu begreifen) zu Nacht aß, als Darnley und ſeine Begleiter eindrangen und den Italiener mordeten; da zeigt man noch im Fußboden neben der Wand die Blutflecken.

Als ich durch die leeren Räume von Holyroodhouſe ging, fielen mir die rührenden Verſe Robert Burns' ein, welche die alte Königsburg begrüßen:

— that noble, stately dome
Where Scotia's Kings of other years,
Famed heroes! had their royal home:
Alas, how chang'd the times to come!
Their royal name low in the dust!
Their hapless race wild-wand'ring roam,
Tho' rigid law cries out, 'twas just!

Im Schloſſe zu Edinburg, wo jetzt wiederum die alten ſchottiſchen Kroninſignien zu ſehen ſind, die man auf immer bei Seite geſchafft glaubte, aus Beſorgniß, der Schotten Nazionalgefühl möchte zu lebendig erwachen bei ihrem Anblick, wird man in die Kammer geführt, in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jakob VI., der die Kronen beider Reiche vereint tragen ſollte. Nur die Erinnerung und ein Paar gemalte Wappen ſind geblieben. Aber von der gigantiſchen Felſenmaſſe aus, auf welcher die einſt ſo ſtarke Burg ſteht, ſieht man die alte Hauptſtadt der Stuarts vor ſich liegen — eine ſo eigen-

thümlich-pittoreske wie großartig-schöne Szene. Hier, wo die Felsenwände schroff abfallen und unersteigbar, die eigentliche, alte Stadt, Auld Reekie (Alt-Rauchnest), wie man sie nannte, verworren und unregelmäßig, Häuser von zehn Stockwerken, Brücken über Straßen weg, die Burg durch die sanft ansteigende Esplanade verbunden mit der Hauptstraße, die erst als High-Street, dann als Canongate nach Holyrood führt. Dies ist das historische Edinburg, welches Walter Scott uns so oft, und immer doch neu und anziehend, geschildert hat. Hier steht die Cathedrale von St. Giles, deren Thurmspitze die Form der schottischen Krone hat, in welcher der Covenant beschworen ward und wo der Regent Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und der heldenmüthige Montrose begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus, wo vor der Union die Legislatoren saßen, jetzt die Gerichte; hier ist die Stelle, wo das „Herz von Midlothian" stand, das alte Stadtgefängniß, hier das Canongategefängniß mit der seltsamen Inschrift: „Sic itur ad astra." Dort steht das baufällige Haus des leidenschaftlichen Reformpredigers, John Knox, mit seiner, in grellen Farben gemalten Büste an der Ecke; dort, auf geräumigem Platze, Heriot's Armenhaus, von Jakobs VI. Hofjuwelier gegründet, ein schloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorstyl. Durch diese Straßen, die jetzt noch ein düstres Aussehn haben mit ihren himmelhohen, rauchgeschwärzten, von hundert Familien zugleich bewohnten Häusern, mit ihren überhängenden obern Geschossen und vorspringenden Erkern, ihren Gitterfenstern und Spitzthürmchen, und ihrem schlechten Pflaster, wurde Montrose in den Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde

Capitain Porteous, durch Scott's lebenvolle Erzählung unvergeßlich, vom rasenden Volke zum Galgen geschleppt; hielten viele Herrscher, zuletzt Georg IV. und Königin Victoria, ihren festlichen Einzug. Gegenwärtig sind es beinahe nur die ärmern Classen, welche die alte Stadt bewohnen, und wahrlich, hier, wie überhaupt in Schottland, sind nicht gering Armuth und Elend.

Und nun, nördlich von jener, uns zur Linken, die neue Stadt — welcher Contrast! Von der erstern geschieden durch tiefe, jetzt in grünende Gartenanlagen umgeschaffene Gründe, in die der Blick hinabtaucht von der hohen Warte, wo die riesige Kanone liegt, welche im Mittelalter zu Mons im Hennegau gegossen worden sein soll und daher Mons Meg heißt, dehnt sich ein langer, schmaler Hügelstreifen, der an seinem östlichen Ende stark ansteigt und dann jäh abfällt in die Ebne; regelmäßige Straßenlinien mit hohen, stattlichen Häusern überziehn ihn seiner ganzen Ausdehnung nach, die Princes-Street kehrt uns ihre glänzende Fronte zu, Gebäude in antikem Styl mit Reihen von Säulen, kolossale Broncestatuen, Capellen im gothischem Baugeschmack zieren die Plätze. Es ist eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflasterte, mit breiten Trottoirs versehene Stadt, an der die eigenthümliche Lage und die mannigfaltigsten Aussichten auf Berg und Thal das pikanteste sind, deren Straßen still und menschenleer erscheinen, namentlich wenn man aus dem geräuschvollen London kommt Jene östliche Kuppe aber ist wie die Akropolis, und nicht Unrecht hatte, wer Edinburg mit Athen verglich. Auf diesem Calton-Hill nun haben die großartigen Monumente Platz gefunden, in deren Errichtung Schottland so liberal ist: da ist Nelsons

Denkmal, ein runder Thurm von nicht sehr glücklicher Form, von dessen Höhe man aber eine wundervolle Aussicht hat; da ist das Monument des Filosofen Dugald Stewart, eine Copie des choragischen Denkmals des Lysikrates in Athen; das des Mathematikers Playfair; jenes des großen Dichters Robert Burns, ein korinthisches Peripteral-Tempelchen auf hohem Unterbau. Ein Nazionaldenkmal zur Feier der Schlacht bei Waterloo ward begonnen: auf der höchsten Spitze des Hügels sollte es sich erheben, dem Parthenon der atheniſchen Burg nachgeahmt: aber nur die Porticus der Vorderseite steht. Nicht einmal die Fundamente des Uebrigen sind sichtbar: so eilig war man in der Errichtung der Säulen der Façade. Ich glaube nicht, daß man wohl dran thut, so viele antike Gebäude zu copiren, am wenigsten hier, wo eine gewisse Absichtlichkeit daraus hervorgeht, und wo die unvergleichliche Localität und die historische Bedeutung auf die Ausbildung eines dem Norden mehr zusagenden und eigenthümlichen Styls hinweisen. Das vollendetste und die beste Wirkung machende Gebäude im classischen Geschmack in der Stadt ist die Hochschule*) am Calton-Hill, die aber unbequem liegt und bei welcher man mehr auf die malerischen Erfordernisse als auf die Zweckmäßigkeit gesehn hat, wie es bei der Anwendung des antiken Styls nur zu häufig geschieht. Andere, z. B. das königliche Institut, das Collegium der Wundärzte u. s. w. würden einen bessern Effekt hervorbringen, wären sie günstiger, namentlich höher, gelegen. Welche malerische Schönheit

*) High-School, ein Lyceum, nicht die Universität, welche in einem andern Theile der Stadt liegt.

aber durch Bauten im mittelalterlichen Styl erzielt werden würde, zeigt das am Fuße des mehrgenannten Hügels gelegene Gefängniß in der Form einer festen, mit viereckigen Thürmen und Zinnen versehenen Burg.

Zwei großartig kühne Felsenmassen begrenzen nach Osten die alte Stadt, eine vor die andere hingeschoben, die Salisbury-Crags, scharfkantig und mit schroffem, steilem Abfall in langer Linie, mit Brüchen röthlichen Gesteins, und dahinter, nur durch eine Schlucht getrennt, der Arthur's Seat, mehr denn 800 F. über das Meer sich erhebend, eine schöngeformte, nackte Kuppe, von welcher man in weitem Umkreise das ganze Land erblickt. Schweift der Blick aber von der Stelle, wo wir stehen, nördlich, über die neue Stadt hinweg, die auf des Hügelrückens entgegengesetzter Seite in die Ebne sich hinabzieht, Straßen an Straßen, die beinahe bis ans Meer zu reichen scheinen, so sieht man Leith und die übrigen Hafenorte, den gewaltigen Meerbusen, den man Firth of Forth nennt, Schiffe in den Häfen liegend und hin und her segelnd, zahlreiche Dampfboote, die Flut durchfurchend, gegenüberliegend die Küste von Fife, und, landeinwärts dann sich wendend, die fruchtbare, grüne, an Ortschaften und Schlössern und Landhäusern reiche Ebne Lothians bis zu den Pentland- und Lammermoor-Hügeln*).

---

*) Traced like a map the landscape lies
In cultured beauty stretching wide;
There Pentland's green acclivities;
There Ocean, with its azure tide;
There Arthur's seat; and, gleaming through
Thy southern wing, Dunedin blue!

Die Nebel Schottlands sind bekannt. In Edinburg kommt der Rauch ihnen zu Hülfe, der emporsteigt aus tausend und abermal tausend hohen Schloten. Da legen sie sich denn auf die Stadt, ein weißgraues, kaltes Wolkenmeer, aus dem die Spitzen der Kirchthürme, die riesige Säule, welche Lord Melville's Bildsäule trägt, der Calton-Hügel und das Schloß wie Inseln auftauchen: hie und da zerreißt der Wind den Schleier und hohe Häusergruppen und Brückenbogen blicken fantastisch hervor, oder die Sonne dringt durch und beleuchtet bald diesen, bald jenen Theil, während die dunkeln Schieferdächer hell blitzen in ihrem Scheine. Wahrlich, die Schotten haben Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt.

Wo man auch in Schottland gehn mag, überall trifft man auf Monumente. Wie reich Edinburg an solchen ist, habe ich schon in der vorstehenden Skizze angedeutet. Pitt, Nelson, Melville, Georg IV., der Herzog von York, Lord Dundas, der Earl of Hopetoun, David Hume, Playfair, D. Stewart, Burns haben Monumente, theils Statuen, von der Hand eines Chantrey und Flaxman, theils Bauwerke, theils beides vereinigt. Dem größten und populärsten Dichter Schottlands in unsern Tagen, Walter Scott, wird gegenwärtig, an schöner Stelle, ein Denkmal errichtet, eine zierliche gothische Thurmpyramide, unten mit offener Spitzbogenhalle, in welcher seine Bildsäule aufgestellt werden wird. In Glasgow sieht man viele

---

While in the orient, Lammer's daughters,
A distant giant range are seen,
North-Berwick-Law, with cone of green,
And Bass amid the waters.

Statuen: Scott, Sir John Moore, welcher die erſte britiſche Expedizion in Portugal befehligte, James Watt, der Erfinder der Dampfmaſchine, Pitt, Knox, die Reiterbildſäule Wilhelms III. Nur Ein Denkmal der Stuarts aber fand ich in der Hauptſtadt, und nicht des beſten oder ruhmvollſten des Hauſes, Carls II. Reiterſtatue am Parlamentshauſe.

Ich ſah den verödeten Palaſt von Linlithgow, in welchem Maria von Guiſe ihre ſchöne und unglückliche Tochter zur Welt brachte, während ihr Gemahl, Jakob V., zu Falkland an gebrochnem Herzen ſtarb: die ehemalige Königsreſidenz iſt eine Ruine, da während des Feldzugs gegen den Prätendenten im J. 1746 die Dragoner General Hawley's ſie in Brand ſteckten. Ich war auf dem Schlachtfelde von Falkirk, wo Carl Eduard zuletzt das Glück lächelte, und auf der Burg von Stirling

— „the bulwark of the North,
Grey Stirling, with her towers and town" —*)

wo Jakob II. und Jakob V. geboren, Jakob VI. getauft wurde. Der Palaſt, jetzt im Innern gänzlich verdorben und in eine Caſerne umgeſchaffen, iſt ein Bau Jakobs V. und bewahrt noch ſeine ſeltſam baroke Außenſeite mit den hohen vergitterten Bogenfenſtern, den fantaſtiſchen Kragſteinen und gewundenen Säulen, auf denen in Niſchen fratzenhafte Statuen ſtehn, während andere von Königen und Kriegern zwiſchen den Zinnen ſich erheben. Von den Wällen hat man eine ſo weite und maleriſche wie intereſſante Ausſicht: in unaufhörlichen Krümmungen win-

*) The Lady of the Lake. V. 19.

det sich die Forth durch die grüne Ebne, bis sie, wie die untere Themse, halb Fluß, halb Meer ist; die Hochlandberge sind sichtbar, und in der Nähe liegen Schlachtfelder, berühmt in der schottischen Geschichte: Bannockburn, wo Robert Bruce einen entscheidenden Sieg über Englands Streitmacht erfocht, und Sauchieburn, wo König Jakob III. im Bürgerkriege, in welchem sein eigner Sohn ihm gegenüberstand, das Leben verlor. Die Geschichte der Stuarts ist eine tragische von Anfang zu Ende.

Kehren wir aus dem Norden zurück zu dem Süden des Landes, so begegnen wir zahlreichen Erinnerungen an jenes königliche Geschlecht. In Heinrichs VII. Kapelle in der Westminster-Abtei liegen Freund und Feind: in prächtigem Mausoleum die unglückliche Maria; neben ihr, von ihren Kindern umringt, ihre Muhme und Schwiegermutter, Lady Margaret Douglas, die Mutter Darnley's; Jakob VI., seine Gemahlin und mehre seiner Kinder: Carl II.; Maria, die Gemahlin Wilhelms III., und Königin Anna, die letzte Herrscherin des Hauses.

Sie werden mir diese Abschweifung zu gute und bei solcher Gelegenheit nicht für unpassend halten. Ich bin nun wieder diesseit der Alpen und in Rom. Aber mehrmals noch werde ich Sie über die Berge nach nördlichen Himmelsstrichen führen müssen.

Es war im Jahre 1717, als der Chevalier de St. George, Jakob Stuart, den man wol König Jakob III. nannte, durch politische Verhältnisse Frankreich zu meiden genöthigt, in Rom großartig-gastliche Aufnahme fand, nachdem er eine Zeitlang in Urbino verweilt hatte, der Vaterstadt des damals regierenden Papstes Clemens' XI.

Nichts als Misgeschick hatte die Stuarts verfolgt, seit Jakob II. ohne Widerstand England verließ, vom Throne gestoßen durch eine unblutige Revoluzion, von der Chateaubriand meint, die Engländer sollten sich damit begnügen, sie eine nützliche zu nennen, statt einer glorreichen, da von Ruhm für England nicht die Rede gewesen sei. Alle Versuche Ludwigs XIV., ihn zurückzuführen, schlugen fehl: am Boyne-Fluß und bei La Hogue war das Glück den Waffen Oraniens hold, und im Ryswicker Frieden war König Ludwig genöthigt, Wilhelm III. anzuerkennen. Man mag noch so sehr Jakob II. tadeln, der zum Tadel vielfache Veranlassung gegeben: in seinem Exil zeigte er Charakter. Er weigerte sich, mit Wilhelm zu unterhandeln, als Aussicht vorhanden war, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern: Ich kann mit Resignation den Thronraub des Prinzen von Oranien ertragen, sagte er, aber mein Sohn darf nur von mir die Krone erhalten; ihm kann die Usurpation keine Rechte verleihen. Dies mag übertrieben und starrsinnig erscheinen, aber es ist nicht ohne Größe. Ob er seinem Hause dadurch die Aussicht auf Rückkehr wirklich raubte, ist sehr in Zweifel zu ziehn. Am 14. Mai 1701 erfolgte die gesetzliche Ausschließung der katholischen Stuarts; am 16. September starb Jakob zu St. Germain. Im Jahre darauf begannen in Schottland die Bewegungen zu Gunsten der Vertriebenen; im J. 1708 versuchte Jakob Stuart, der damals 20 Jahre alt und auf den die väterlichen Rechte übergegangen, die erste Expedizion. Aber er sah nur vom Schiffe aus die Küste der Heimat seiner Ahnen. Anna starb 1714: häusliches Unglück und eine unruhige Regierung hatten ihren unkindlichen Sinn bestraft. Hätte

es an ihr gelegen, so wäre die Krone auf den rechtmäßigen Erben übergegangen. Aber sie vermochte oder wagte der öffentlichen Meinung nicht entgegenzutreten. Trat man auch das Recht mit Füßen, so suchte man doch, wie in ähnlichen Fällen, den Schein zu retten: man handelte dem Legitimitätsprinzip zuwider und wagte doch nicht, es ganz außer Acht zu lassen. Das Haus Hanover folgte, nicht beliebt, am wenigsten in Schottland, wo die im J. 1707 durchgesetzte Union eine unendliche Menge Unzufriedener gemacht hatte. Die Zeit schien günstig: viele einst einflußreiche Engländer waren in Paris und regten an. Im J. 1715 pflanzte der Graf von Mar auf seinem Schlosse Castletown bei Braemar in den östlichen Hochlanden die Fahne der Stuarts auf und rief Jakob VIII. als König aus. Das Kriegssignal der Berge, das Feuer- und Blutkreuz kreiste: bald sammelten sich die hochländischen Scharen *). Die bedeutende Stadt Perth fiel in die Hände der Jakobiten, wie die Anhänger der Stuarts hießen; der Herzog von Argyle zog gegen sie: unentschieden blieb die Schlacht auf She-

*) — Time rolls his ceaseless course.
Yet live there still, who can remember well,
How, when a mountain chief his bugle blew,
Both field and forest, dingle, cliff and dell,
And solitary heath, the signal knew;
And fast the faithful clan around him drew.
What time the warning note was keenly wound,
What time aloft their kindred banner flew,
While clamorous war-pipes yelled the gathering sound,
And while the Fiery Cross glanced like a meteor round.
The Lady of the Lake III. 1.

riffmuir. Der Prätendent landete am 2. Januar 1716 bei Peterhead in Matroſenkleidung; er zog nach Perth, aber vier Wochen ſpäter war ſeine Sache verloren. Eine Parodie des Cäſar'ſchen Bülletins: „Bis venit, vidit non vicit, flensque recessit“ ſpottete des verunglückten Verſuches.

Auf Englands Vorſtellungen bei dem Regenten Herzog von Orleans mied der Chevalier de St. George Frankreich. Er lebte anfangs in Avignon, das dem Papſte gehörte, dann, wie geſagt, in Rom. Clemens XI., der ſeit dem Anfang des Jahrhunderts auf dem h. Stuhle ſaß, nahm ihn aufs freundlichſte auf und erwies ihm königliche Ehre. Er lebte in Rom immer als Jakob III.: von vier Königreichen aber war nichts ihm geblieben, als „Dieu et mon droit“. Auch für ſeine Verheirathung verwandte ſich der Papſt: Maria Clementine Sobieska, die Enkelin Johanns III., Königs von Polen, des glorreichen Erretters von Wien, war die Erwählte. Ihr Vater war Prinz Jakob Sobieski, des Königs älteſter Sohn, am meiſten bekannt durch ſein charakterloſes Benehmen bei den Wahlſtreitigkeiten, in denen Auguſt von Sachſen obſiegte, und während des ſchwediſchen Krieges, ihre Mutter Eliſabeth von Pfalz-Neuburg, die Schweſter der Gemalin Kaiſer Leopolds und der Königin von Spanien. Ihre Verheirathung mit Anton Farneſe, mit dem das herzogliche Haus von Parma und Piacenza ausſtarb, zerſchlug ſich; gegen ihre Vermählung mit dem Prätendenten erklärte ſich Kaiſer Carl VI. wenigſtens öffentlich, weil er damals mit dem Hauſe Hanover in Unterhandlung ſtand. Die Kaiſerin Mutter aber war günſtig geſtimmt, und die Prinzeſſin begab ſich auf den Weg nach

Rom, wurde indeß zu Innsbruck auf kaiſerlichen Befehl aufgehalten. Unterdeſſen verſuchte Jakob zum dritten und letzten Mal ſein Glück. Cardinal Alberoni, der damals Spanien regierte, bot die Mittel. Von Nettuno aus, an der Küſte der Campagna, ging der Prätendent zu Anfang 1719 zu Schiffe nach Spanien. Flotte und Heer unter dem Marquis von Ormonde, einem iriſchen Ausgewanderten, ſollten eine Landung in Schottland bewerkſtelligen: wie früher ſchon, waren auch diesmal die Elemente dem Stuart entgegen. Nur unbedeutende Reſte gelangten nach den weſtlichen Hochlanden. Im Sommer war Jakob wieder in Italien und vermählte ſich am 1. September zu Monteſiascone mit ſeiner Braut, der es gelungen war, in männlicher Kleidung Innsbruck zu verlaſſen. Der Kaiſer war ſo erzürnt, daß er Jakob Sobieski, der zu Ohlau in Schleſien lebte, verhaften ließ und ihm befahl, die kaiſerlichen Staaten zu räumen. Das königliche Paar begab ſich dann nach Rom, wo Papſt Clemens das Jahrgehalt, welches er dem Prätendenten ſchon ſeit längerer Zeit angewieſen, auf zwölftauſend Scudi vermehrte, und ihm den Palaſt Sacchetti, jetzt Muti-Papazurri, an der Piazza SS. Apoſtoli zur Wohnung einräumen ließ, indem er ihm überdies ein Geſchenk von hunderttauſend Scudi machte. Die dem Prinzen zugeſtandenen Ehrenbezeigungen wurden noch vermehrt durch P. Clemens XII., welcher beſtimmte, daß fortwährend am Thore der Wohnung deſſelben Schildwachen aufgeſtellt und ihm, wie andern gekrönten Häuptern und der Republik Venedig, die Ernennung eines Cardinals zuſtehn ſollte, von welchem Privilegium Jakob einmal Gebrauch machte. Hier wurde am 31. Dezember

1720 Carl Eduard geboren, dem der bei den engliſchen Thronfolgern gebräuchliche Titel eines Prince of Wales beigelegt ward und vor deſſen Geburt Jakob die herkömmliche Förmlichkeit beobachtete, an die Pairs ſeines Königreichs Großbritannien ein Rundſchreiben zu erlaſſen, in welchem er ſie einlud, bei der Entbindung der Königin gegenwärtig zu ſein. Der Papſt beſtimmte dem Neugebornen koſtbare Windeln, aber er ſtarb darüber, und erſt fünf Jahre darauf ließ ſein Nachfolger ſie dem Prinzen zuſtellen. Ihr Werth belief ſich auf achttauſend Scudi. Hier ſah ſodann, am 20. März 1725, Heinrich Benedict, der Letzte ſeines Hauſes, das Licht. Er führte bis an ſeinen Tod den Titel eines Herzogs von York und St. Albans.

Der Chevalier de St. George blieb von da an immer in Italien und faſt anhaltend in Rom. Seine Geiſtesgaben waren nicht glänzend. Das bischen Thatkraft, was er in ſeiner Jugend hatte, war bei den Paar unglücklichen Verſuchen, den Thron ſeiner Väter wiederzugewinnen, verraucht. Er ergab ſich willig in ſein Schickſal, ohne daß ſeine Reſignation jene Art von Größe gehabt hätte, die man ſeinem Vater nicht abſprechen kann. Denn Jakob II. war in ſeinen frühern Jahren ein tapferer, entſchloſſener Mann geweſen: dieſe Entſchloſſenheit artete nachmals aus in Starrſinn, ſelbſt in Grauſamkeit, aber andrerſeits gab ſie auch ſeinen religiöſen Geſinnungen Halt, die, man mag ſie noch ſo ſehr und in gewiſſer Beziehung mit Recht, Bigotterie nennen, ihn über den Verluſt der Krone tröſteten. Von allem Dem hatte der Sohn nichts. Er ſcheint nicht abgeneigt geweſen zu ſein, in Betreff der Confeſſion nachzugeben: war doch Carl

Eduard groſsentheils von Proteſtanten umgeben, zur tiefen Betrübniß ſeiner ſtrengkatholiſchen Mutter. So war's mit ſeiner Erzieherin, Mrs. Hoy, die man Gräfin von Inverneß nannte, einer Schottländerin aus der Familie Murray. Sie war Jakobs Geliebte und gab Marien Clementinen fortwährenden Anlaß zur Eiferſucht durch ihre Koketterie und Arroganz. Ein kleiner Hof hatte ſich um den Prätendenten geſammelt: eine Menge Unzufriedener verließen England unter der Regierung Georgs I., dem es nicht gelang, die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben. In Frankreich und Italien ſtießen ſie zu ältern Ausgewanderten, unter denen nicht wenige erklärte Rebellen. Es iſt natürlich, daß Viele nach Rom gingen, wo der, ihrer Anſicht nach, rechtmäßige König wohnte, wo ihre Anſprüche wenn nicht Ermunterung, doch Duldung fanden. Aber ſie mußten ſich Einer nach dem Andern überzeugen, daß auf Jakob III. nicht zu rechnen war. Der Thronwechſel ging vorüber (1727) und wenn auch in Schottland das Feuer unter der Aſche glomm, äußerlich wurde die Ruhe bewahrt.

Von dem Prätendenten und ſeinem Hofe iſt nicht viel Erfreuliches zu melden. Eine Zeitlang hatte die Fürſtin Orſini, die als Princeſſe des Urſins einſt Spanien regierte, gewiſſermaßen die Leitung deſſelben. Nicht lange nach der Geburt des Herzogs von York ſtieg die Mishelligkeit zwiſchen den Ehegatten auf den Punkt, daß Marie Clementine den Palaſt verließ und ſich ins Kloſter Sta. Cecilia in Traſtevere begab. Zwar kam im folgenden Jahre eine Art Ausſöhnung zu Stande, aber erſt 1727 kehrte die Prinzeſſin zu ihrem Gemahl zurück, welchen nur die ernſtlichſten Vorſtellungen des Papſtes

(Benedict XIII.) sowie des Königs und der Königin von Spanien (Filipp V. und Elisabeth Farnese) und die Drohung, daß der h. Stuhl und Spanien ihm die bisher bewilligte Pension entziehen werde, dazu bewegen konnten, die Gräfin von Inverneß zu entlassen. Diese häuslichen Misverständnisse scheinen die Gesundheit Marie Clementinens untergraben zu haben. Lange Zeit kränkelnd, starb sie am 18. Januar*) 1735, in einem Alter von 33 Jahren. In der nahen Apostelkirche wurde ihr ein feierliches Leichenamt gehalten und hierauf ihre sterblichen Reste nach S. Peter gebracht, wo man, im linken Seitenschiff, nicht weit vom Eingange, ihr Denkmal sieht, prächtig ausgestattet, aber im barocken Geschmack der Zeit. Ueber einer Thüre steht eine Porfyrlade, über welche eine Decke von orientalischem Alabaster mit vergoldeten Borten geworfen ist. Die Statue der Charitas mit einem Kinde hält eine Flamme zum Himmel empor und trägt in einem Rund das in Musiv ausgeführte Brustbild der Prinzessin. Zwei Kindergenien halten Szepter und Krone**). Die Inschrift besagt:

Maria Clementina M. Britan.
Fran. et Hibern. Regina.

---

*) Andere Angaben, so die Inschrift ihres Denkmals haben d. 15. Februar.

**) Der Entwurf zu dem Ganzen ist von Filippo Barigioni. Die Sculpturen sind von Pietro Bracci, das Musiv von Fabio Cristofori nach einer Zeichnung L. Stern's. So wurden die, damals, besten Künstler Roms bei diesem geschmacklosen Monument beschäftigt.

Carl Eduard wuchs unterdeſſen heran. Seine Geſichtsbildung war ſchön und edel, ſein Ausdruck ſanft. Im Aeußern war derſelbe ſeinem Vater durchaus unähnlich. Sein blendend weißer Teint bildete den ſeltſamſten Contraſt mit der dunkeln Geſichtsfarbe des Chev. de St. George, welcher eher dem Vaterlande ſeiner italieniſchen Mutter anzugehören ſchien. Von dem rabenſchwarzen Haar des Letztern wurde in einer Jakobitenfamilie in Forfarſhire eine Locke aufbewahrt mit der Umſchrift: „The black man's the bravest", eine Verheißung, die ſich nicht bewährte, und dieſem Umſtande verdankte ſeinen Urſprung ein Jakobitenlied: „The black bird", welches eine Zeitlang viel geſungen wurde. Carl Eduard hingegen artete nach ſeiner polniſchen Mutter. Es war mehr vom Geiſte der alten Stuarts in ihm, als in ſeinem Vater. Er war nicht glücklicher als ſie. Carl Eduard hatte Heldenſinn, ſagt Chateaubriand, aber die Zeit Richard Löwenherzens war vorüber: ein einzelner Ritter eroberte nicht mehr ein Königreich. Im Jahre, das dem Tode ſeiner Mutter vorherging, befand er ſich ſchon, im öſterreichiſch-ſpaniſchen Kriege, der mit dem Verluſt Neapels für erſtere Macht und der Erhebung der ſpaniſchen Bourbonen auf den Thron des italiſchen Südens endigte, bei der Belagerung der ſtarken Feſtung Gaeta unter den Befehlen ſeines Vetters, des Herzogs von Liria*), nachmaligen Herzogs von Berwick; im Jahre darauf beim lombardiſchen Feldzug. Dann reiſte er durch Italien unter dem

*) Jakob Franz Fitzjames Stuart, Herzog von Liria, war der älteſte Sohn des heldenmüthigen Herzogs von Berwick, welchen Arabella Churchill, des berühmten Marlborough Schweſter,

Namen eines Grafen von Albany, welchen er in spätern Jahren anhaltend führte. Memoiren und Briefe jener Zeit, auch wenn sie nicht von Anhängern der exilirten Königsfamilie geschrieben, vereinigen sich im Lobe beider jungen Prinzen, ihrer Liebenswürdigkeit, Feinheit und Anmuth, und namentlich der Herzensgüte des ältern, der das Drückende seiner Lage empfand und der Gelegenheit harrte, sich ein anderes Loos zu schaffen.

Die Gelegenheit kam. Die Unzufriedenheit in Schottland ward immer größer: Georg II. war wo möglich noch minder beliebt, als sein Vater gewesen. Emissare intriguirten in Rom und in Frankreich; das französische Ministerium sagte Hülfe zu. Am 9. Januar 1744 verließ Carl Eduard mit Zustimmung seines Vaters Rom unter dem Namen eines Marchese Spinelli. In Finale an der ligurischen Küste schiffte er sich nach Frankreich ein und landete bei Antibes. Als er in Paris ankam, fand er

---

dem damaligen Herzoge von York, nachmaligen Könige Jakob, gebar, und der Honoria Burke, Tochter des Grafen Clanricarde. Nachdem er die spanischen Truppen in Italien commandirt, starb er im J. 1738 als Botschafter in Neapel, wohin er dem jungen Könige Carl III. gefolgt war. Von ihm und seinem Bruder Carl stammen die Herzöge von Berwick, Granden von Spanien, die durch ihre Verschwägerung mit mehren großen Familien ihrem Namen eine ganze Reihe anderer hinzugefügt haben, und die Herzöge von Fitzjames. Der volle Titel von Berwick ist: NN. Fitzjames Stuart, Silva, Stolberg, Palafox, Portugal-Colon, Ayala, Alvarez di Toledo, Herzog von Berwick, Liria, Xerica de Veraguas e della Vega, Marquis von Jamaica, Sarria, Moca und S. Leonardo, Graf von Teignmouth, Andrada, Lemos, Gelvas, Ayala, Herzog von Alba und Huescar.

die französische Politik gänzlich verändert. Auf Beistand war nicht mehr zu rechnen: der Krieg in Teutschland nahm Frankreichs Aufmerksamkeit in Anspruch; der Marschall von Sachsen, der nach frühern Plänen eine Expedizion gegen Großbritannien führen sollte, wurde anderwärts gebraucht. Aber der Prinz verlor den Muth nicht. „Mag kommen was will," schrieb er Anfang 1745 seinem Vater, „der Würfel ist geworfen; fest steht mein Entschluß, zu siegen oder zu sterben und meine Stellung zu behaupten, so lange Ein Mann noch mir zur Seite bleibt." Er ließ es nicht bei Worten. Am 2. Juli segelte er von St. Nazaim bei Nantes ab: erst einen Monat darauf landete er, mit nur sieben Begleitern, an der Küste Schottlands. Zu Glenfinnin pflanzte er seine Fahne auf, um welche die hochländischen Clans rasch sich sammelten. Die Proclamationen waren im Namen des Königes Jakob VIII., im 45. Jahre seiner Regierung. Am 15. September zog der Prätendent in Perth ein: immer größer ward die Zahl seiner Anhänger. Vor dem Ende des Monats war er in Edinburg.

Die Anhänglichkeit der Schotten, namentlich der Gebirgsbewohner, an ihr altes Königshaus ist rührend. Beinahe anderthalb Jahrhunderte war's, seit die Stuarts Holyroodhouse mit den Palästen Londons vertauscht: die Mehrzahl der damals Lebenden waren unter dem neuen Regime geboren. Aber in der Abgeschiedenheit ihrer Berge und Thäler waren sie treu geblieben den Erinnerungen, die mit Hof und Waffen ein Vermächtniß der Väter. Noch lange Jahre darauf, als der letzte Schein von Hoffnung auf Rückkehr der Verbannten längst erloschen war, lebten in Vielen jene Gesinnungen und Erinnerun-

gen fort, die in den Gesängen Robert Burns' ein nie verklingendes Echo gefunden haben.

Das Schloß von Edinburg hielt sich für Georg II. Das hochländische Heer, gegen zehntausend Mann stark, zog südwärts; bei Preston-Pans traf es auf die königlichen Truppen unter den Befehlen Sir John Cope's und schlug sie völlig. Der flüchtige General brachte selbst die Nachricht von seiner Niederlage nach Berwick, und nach jauchzte ihm das schottische Spottlied: „Hey, Johnnie Cope, are ye wauking yet, or are your drums a-beating yet?" Die berühmten Grenzstriche (Borders), Schauplatz so vieler blutigen Kämpfe, von denen die alten Balladen singen, waren bald durchzogen: bei Carlisle überschritt der Prätendent die schottische Grenze. Ohne auf Widerstand zu stoßen, rückte er bis Derby, 130 engl. Meilen von London. Da ward der Rückzug beschlossen. Die Motive sind nicht ganz klar, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den Clanhäuptlingen Unfriede und Meinungsverschiedenheit herrschte. Viele waren schon von vorneherein gegen den englischen Feldzug. Mitten im Winter führte Carl Eduard seine Scharen zurück, geschwächt, aber so wenig entmuthigt, daß er, vom Herzog von Cumberland, der von Begierde brannte, die bei Fontenoi durch den Marschall von Sachsen erlittene Niederlage durch einen Sieg auszumärzen, mit überlegener Streitmacht verfolgt, dennoch Ende Januar 1746 auf dem Felde bei Falkirk das Corps General Hawley's schlug. Aber er konnte den Sieg nicht benutzen und mußte, mit sehr zusammengeschmolzenen Haufen, immer nördlicher ziehn ins Gebirgsland. Der Tag von Culloden vernichtete die

letzten Hoffnungen der Jakobiten. Da war es, wo Smollett's Klagegesang „Caledoniens Thränen" erscholl:

„Mourn, hapless Caledonia, mourn
Thy banish'd peace, thy laurels torn!
Thy sons, for valour long renown'd,
Lie slaughter'd on their native ground."

Fürchterlich wüthete der blutige Sieger — „the butcher" — unter den Anhängern der Stuarts. Das Beil, Gütereinziehung, jahrelange Einkerkerung, Verbannung richteten viele der ersten Familien gänzlich zu Grunde. Ganze Striche wurden in Einöden verwandelt. Die Kleidung, die Waffen, die Musik der Hochländer wurden proscribirt. Die Treue aber ward nicht schwankend. Jahre, lange Jahre noch, dann selbst, als alle Aussicht verschwunden war, lebte die Erinnerung an Carl Eduard in den Hütten und Palästen, und während die Jakobiten den Trinkspruch auf den König „den sie meinten" ausbrachten, und „The auld Stuarts back again" riefen, erklangen die hübschen Lieder „O Charlie is my darling, the young Chevalier" und „Over the water to Charlie"

Nach unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten gelang es Carl Eduard, im Herbste des nämlichen Jahres, sich einzuschiffen. Am 10. October landete er an der bretagnischen Küste. Das widrige Schicksal schien auch hier an seine Ferse sich zu heften. „Nach Frankreich zurückgekehrt (ich bediene mich der Worte Chateaubriands) wurde er durch den Aachener Frieden, 1748, aus dem Lande vertrieben. Im Opernhause verhaftet, schmählich gebun-

den, ward er nach Vincennes gebracht. Man führte ihn nach der französischen Grenze: kein Ludwig XIV. regierte mehr. Carl Eduard erfuhr, was die vom Unglück verfolgten Großen zu erfahren pflegen: man verließ ihn. Er hatte für sich sein gutes Recht, aber die Legitimität schützt nicht. Den Enkeln Ludwigs XV. war es beschieden, einst in Europa umherzuirren, wie der Prätendent; sie sollten an den Straßenecken in Teutschland lesen: Allen Bettlern, Vagabunden und Emigrirten ist es untersagt, länger denn vierundzwanzig Stunden hier zu verweilen."

Das Unglück verließ Carl Eduard nicht. Kaum waren seine Hoffnungen in Schottland zerstört, so warteten seiner häusliche Misverständnisse. Sie begannen mit der Kälte zwischen ihm und seinem Bruder, welchem am 3. Juli 1747 Papst Benedict XIV. den Purpur ertheilte. Der Prätendent urtheilte richtig, daß, wenn noch irgend eine Aussicht zur Wiedererlangung des Thrones der Ahnen vorhanden (und warum sollte er, damals schon, ganz sie aufgegeben haben?), dieser Schritt sie vernichten müsse. Er lebte eine Zeitlang zu Avignon, dann in Toscana seit 1749. Ueber einen spätern Versuch, in Schottland eine Insurrection zu erregen, und des Prinzen persönliche Anwesenheit, gibt es nur vage und abenteuerliche Gerüchte. Wie jenen, in mancher Beziehung glänzenden und ruhmvollen Aufstand des J. 1745 im Waverley, hat Walter Scott diese letzten Bemühungen der Jakobiten im Redgauntlet geschildert: ein melancholischer Contrast, hält man jene Zeit der frischen Hoffnung und jugendlichen Kraft neben diese schwachen Reste der ehemaligen Begeisterung für die nun rettungslos verlorne Sache. Für Schottland war es ein untergehendes Prinzip, eine untergehende

Gesellschaft. Es ist das Jahr 1761, in welches man diese zweifelhaften Vorgänge verlegt.

Jakob III. schleppte ein nutzloses, unrühmliches Leben hin. Er verließ Rom nicht wieder, außer um die nahen Gebirgsorte, Albano und Frascati, und die dortigen Klöster zu besuchen. In Frascati bewohnte er die Villa Muti, die am Eingange des Waldes von Grottaferrata liegt und welche man auch jetzt noch nach seinem Sohn, dem Cardinal, die Villa Yorck nennt. In römischen Diarien findet man wol, daß er dieser oder jener kirchlichen Feierlichkeit beiwohnte, oder daß er mit seinem Gefolge zusah, wie die Piazza Navona im August unter Wasser gesetzt wurde und die Carrossen im künstlichen See herumfuhren. Sein Tod erfolgte am 1. Januar 1766 in einem Alter von 78 Jahren. Wie seine Gemalin ward er in der Peterskirche beigesetzt.

Carl Eduard, der nach des Vaters Tode in Florenz wohnen blieb und nicht in Rom sich niederlassen wollte, weil man ihm dort die dem Chev. de St. George erzeigten königlichen Ehrenbezeigungen verweigerte, blieb unvermählt bis zu seinem einundfünfzigsten Jahre. Da verheirathete er sich zu Macerata, am 17. April 1772, mit der um dreißig Jahre jüngern Fürstin Luise von Stolberg-Gedern. Die Braut Carl Eduards war die älteste Tochter Gustav Adolfs, Fürsten von Stolberg-Gedern, Grafen von Rochefort, Königstein und Wernigerode, und Elisabeth Filippine Claudiens, Tochter des Fürsten Max Emanuel von Horn (Montmorency). Die Linie von Gedern stammt von dem Grafen Friedrich Carl, zweiten Sohne Ludwig Christians, Grafen zu Stolberg und der Herzogin Christine von Mecklenburg-Güstrow, welcher

im J. 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben ward und eine Tochter Ludwig Krafts Grafen zu Nassau-Saarbrück zur Gemalin hatte. Gustav Adolf, geboren im J. 1722, war kaiserlich königlicher Generalfeldzeugmeister und fiel in der Schlacht bei Leuthen, 1757. Von seinem jüngern Bruder Christian Carl, welcher ebenfalls, wie auch der älteste, Ludwig Christian, Generalfeldzeugmeister war und Gouverneur der Veste Filippsburg, stammte Carl Heinrich, der im J. 1804 unvermält als letzter Fürst zu Stolberg-Gedern starb, worauf die bei Nidda im Großherzogthum Hessen gelegene früher reichsunmittelbare Herrschaft Gedern, ein Theil der Grafschaft Königstein, vermöge deren die Besitzer Sitz und Stimme im Wetterauischen Grafen-Collegium hatten, an Christian Friedrich Grafen zu Stolberg-Wernigerode überging, der von dem ältesten Bruder des ersten Fürsten von Gedern stammte. Die Mutter der obengenannten jungen Fürstin, welche die Schicksale des Hauses Stuart in der Epoche seines Erlöschens zu theilen bestimmt war, lebte lange in den österreichischen Niederlanden, ihrer Heimat, und starb mehr denn neunzigjährig zu Frankfurt 1826. Von ihren übrigen Töchtern war die zweite, Caroline Auguste (gestorben zu Paris 1829) zuerst mit Carl Ferdinand Fitzjames Stuart, vierten Herzog von Berwick, und nach dessen Tode mit dem Fürsten von Castelfranco vermält, die dritte, Francisca Claudia (gest. 1836) mit dem Grafen von Arberg und Valengin, die jüngste, Therese Gustavine, lebte zu Brüssel als Stiftsdame und starb daselbst im J. 1837 als die letzte dieser Linie. Luise war, als sie heirathete, Stiftsdame zu Mons. Es heißt, daß politische Gründe Carl Eduard zu dieser Verbindung vermochten.

Auf einer damals geprägten Denkmünze sieht man die Bildnisse des Paares als Carolus III. Magnae Brit. Rex und Ludovica M. Brit. Regina. Diese Heirath trug nur dazu bei, seine letzten Lebensjahre zu verbittern. Durch die Selbstbiografie des großen tragischen Dichters Vittorio Alfieri sind die Umstände genauer bekannt geworden, als es sonst der Fall gewesen sein würde. In vorrückendem Alter hatte Carl Eduard dem Trunke sich ergeben: vielleicht suchte er, wie so manche Unglückliche, darin das Vergessen seines Misgeschicks. Er scheint abwechselnd in leidenschaftliche Aufregung gerathen und in eine Art von Stumpfsinn verfallen zu sein. Indeß muß, nach den Aussagen solcher, die ihn in den letzten Jahren sahen, sein Zustand doch nicht so gewesen sein, wie man nach den Schilderungen jenes Buches schließen dürfte. War er auch gesunken, so hatte der seinem ganzen Wesen eigne Adel ihn nicht völlig verlassen, und noch hatte die Erinnerung an das Land seiner Väter und an frühere Tage eine solche Gewalt über ihn, daß die Melodie des bekannten Hochlandliedes „Lochaber no more“ ihn zu Thränen rühren und ihm eine Ohnmacht zuziehen konnte.

Im Jahre 1777 machte Alfieri zu Florenz, wo der Prätendent unter dem Namen eines Grafen von Albany mit seiner Gemalin lebte, die Bekanntschaft dieser Letztern. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt, die Gräfin fünfundzwanzig. Den Eindruck, den sie auf ihn machte, schildert er in seinen Bekenntnissen. „Ohne es zu wollen,“ sagt er, „hatte ich mehrmals eine liebenswürdige und schöne Dame gesehn, welche nicht zu sehn und unbeachtet zu lassen unmöglich, da sie eine Fremde und vornehmen Standes war; wie es eben so wenig möglich, sie nicht zu

bewundern, nachdem man sie gesehn. Obgleich nun viele Florentiner und alle Fremden von Rang ihr Haus besuchten, ließ ich mich damals doch nicht bei ihr einführen, da ich in Studien und Melancholie vertieft, von Natur scheu und ungesellig, und vom schönen Geschlechte gerade diejenigen am meisten zu fliehen entschlossen war, die mir die schönsten und anziehendsten schienen. Indeß hatte ich sie beim Spazierengehn und im Theater oft beobachtet und der Eindruck, den sie auf meine Augen und mein Gemüth machte, war der allergünstigste. Ein sanftes Feuer in glänzend schwarzen Augen, mit blendend weißem Teint und blondem Haar vereint, gab ihrer Schönheit ein seltnes Relief, wodurch überrascht und angezogen zu werden zu natürlich war. Sie hatte viele Neigung für Wissenschaften und Künste und einen vortrefflichen Charakter. Ungeachtet ihrer hohen Stellung aber waren ihre häuslichen Verhältnisse peinlich und unerfreulich, so daß ihre Ansprüche auf Zufriedenheit und Glück wenig erfüllt wurden. Dies waren zu viele glänzende Gaben, um sie zu misachten. Da nun im Herbste (1777) ein Bekannter mir wiederholt den Vorschlag machte, bei ihr mich einzuführen, wagte ich's, mich ihr zu nähern, indem ich mich stark genug glaubte. Aber es ging nicht viele Zeit hin, so war ich gefangen, ohne es zu bemerken." Und bald darauf: „Bis dahin war ich nie von einer Leidenschaft ergriffen gewesen wie diese, bei welcher der Verstand mit dem Herzen sich vereinigend und diesem gleichsam die Wagschale haltend, ein nicht zu erklärendes noch zu bezeichnendes Gemisch bildete, das, weniger heftig als in frühern Zeiten, tiefer, empfundener, dauerhafter war. Nach und nach nahm dies Gefühl mich völlig in An-

ſpruch. Nachdem ich, nach zweimonatlicher Bekanntſchaft, den Charakter der Geliebten vollſtändig erkannt und gefunden, daß ſie, ſtatt, wie es bei gewöhnlichen Frauen der Fall, ein Hinderniß auf der Bahn zum Dichterruhm, eine Störung nützlicher Beſchäftigungen, ich möchte ſagen, eine Verengerung meines Ideenkreiſes zu ſein, Sporn mir war und Ermunterung und Muſter zu jedem ſchönen Werke, ſo gab ich, einen ſo ſeltnen Schatz erkennend und werthhaltend, ihr mich ohne Rückhalt hin."

Der bekannte Verfaſſer der Mémoires d'un voyageur qui se repose, Dutens, ſchildert die Gräfin Albany, die er zu Rom in einer der Soirées des ſpaniſchen Botſchafters, Herzog von Grimaldi, ſah. „Die Gräfin", ſagt er, „war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geiſt und ihre Schickſale die intereſſanteſte Frau. Sie war mittler Größe, aber de taille bien prise und von ſehr weißem Teint; ſie hatte ſehr ſchöne Augen, vollkommen ſchöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und beſcheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der beſten Schriftſteller genährter Geiſt hatte aus ihnen das Vermögen, ſcharf und richtig zu unterſcheiden, geſchöpft und die Leichtigkeit erlangt, Menſchen wie Werke des Geſchmacks gut zu beurtheilen. Der Graf Alfieri, ein Piemonteſe von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albany kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernſt geſtimmt und abhold dem Getöſe der großen Welt, hatte er ſich ganz ihrer Geſellſchaft gewidmet. Sie lebte ſehr zurückgezogen, da die Launen ihres Mannes ſie in Allem hinderten. Alfieri hatte Letzterem ſich angenehm zu machen gewußt und theilte ſeine Zeit

zwiſchen ſeinen Studien und der Geſellſchaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch ſeine Freundſchaft und die Annehmlichkeit ſeines Umgangs erheiterte."

Je mehr es auf der Hand liegt, daß dieſe excluſive Bewunderung Alfieri's für die Gräfin von Albany nicht geeignet war, das ſchon geſtörte Verhältniß der Ehegatten zu beſſern, um ſo unangenehmer berühren die rückſichtslos harten Ausdrücke, mit denen der Erſtere in Proſa und Verſen von Carl Eduard redet. Im J. 1780 kam es zum offenbaren Bruch. Die Art und Weiſe war nicht beſonders würdig. Laſſen wir Dutens dieſelbe erzählen. „Es war zwiſchen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erſtere das Haus ihres Gemals verlaſſen ſollte: die Zuſtimmung des Großherzogs (Leopold I.) war erlangt, eine Freundin, Mme. Orlandini, die aus der Familie der Marquis von Ormonde ſtammte, und deren Anbeter, ein irländiſcher Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen. Die Schwierigkeit beſtand darin, ein Mittel zu erſinnen, um die Wachſamkeit des Grafen zu täuſchen, der ſie nie allein ließ und ſie förmlich einſperrte, wenn er genöthigt war, ohne ſie auszugehn. Beim Spazierengehn, bei der Meſſe, überall, wohin ſie ſich begeben wollte, begleitete er ſie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Mme. Orlandini zum Frühſtück bei der Gräfin: nach dem Frühſtück machte ſie den Vorſchlag, nach dem Kloſter der Bianchetti zu gehn, um einige Arbeiten der Nonnen, die für große Künſtlerinnen galten, anzuſehn. Die Gräfin nimmt den Vorſchlag an, wenn ihr Gemal ſeine Zuſtimmung nicht verſage; der Graf willigt ein und die Geſellſchaft begibt ſich auf den Weg. Man erreicht das Kloſter, wo, wie durch Zufall,

Mr. Gehegan ihnen begegnet. Die Gräfin steigt mit Mme. Orlandini aus, und voraufgehend sind sie bald oben auf der Treppe: man öffnet ihnen rasch die Thüre und verschließt sie wieder, ehe der Graf sie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, sagt zu Letzterem, den er athemlos anlangen sieht: „Herr Graf, diese Nonnen sind ein Muster von Unhöflichkeit: sie haben mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen und mich nicht mit den Damen einlassen wollen." „Ich werde sie schon zum Oeffnen nöthigen," erwiderte der Graf und pochte lange, ehe Jemand erschien. Endlich kam die Aebtissin ans Gitter und erklärte ihm, seine Gemalin habe dies Haus als Asyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin. Der Graf von Albany, überrascht und wüthend, war genöthigt, nach Hause zu gehn und seinen Groll zu verbeißen. Unterdessen schrieb die Gräfin, welche keine Lust hatte, ihr Leben in einem Kloster zu verbringen, an ihren Schwager, den Cardinal von York, und wußte ihn so in ihr Interesse zu ziehn, daß Se. Eminenz ihr vorschlug, zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papst (Pius VI.) veranlaßte, ihr seinen Schutz zu gewähren. Nur fürchtete man, der Graf von Albany werde seine Gemalin unterwegs aufhalten lassen, wenn er von dem Plan höre. Deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt, und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutscherſitz ein, bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. So wäre es schwer gewesen, die Gräfin zu entführen. Sie erreichte Rom in vollkommener Sicherheit und wurde auf die freundlichste und ehrenvollste Weise

von dem Cardinal aufgenommen, der ihr eine Pension anwies und in seinem Hause ein ihrem Range entsprechendes Etablissement bereitete. Sie schrieb an die Königin von Frankreich, um ein Jahrgehalt anzusprechen, welches man ihrem Gemal bei seiner Verheirathung angeboten*), und erhielt sechzigtausend Livres jährlich. Der Papst gab ihr fünfundzwanzigtausend, so daß sie in gewissermaßen glänzenden Verhältnissen sich befand. Ihr Glück zu vollenden, kam der Graf Alfieri nach Rom, und da er Mittel fand, dem Cardinal zu gefallen, wie einst dessen Bruder, so hatte er Gelegenheit, die Gräfin zu besuchen, so viel er wollte, ungeachtet der Vorstellungen des Grafen Albany, welcher oft dem Cardinal schrieb, um gegen das, was er einen Misbrauch nannte, zu reclamiren."

Im J. 1783 wurde Carl Eduard so krank, daß man sein Leben in der dringendsten Gefahr glaubte. Der Cardinal von York, der sich mit seinem Bruder ausgesöhnt, eilte nach Florenz, wo er ihn schon der Besserung entgegengehend fand. Aber seine Gesundheit war nun, sei es durch Kummer, sei es durch seine Lebensweise, völlig untergraben. Die Gräfin war damals aus dem Kloster, das sie eine Zeitlang bewohnte, in den Palast ihres Schwagers zurückgekehrt und empfing dort die Besuche Alfieri's, welcher die anmuthige Villa Strozzi bei den Diocletianischen Thermen bewohnte und sich als dramatischer Dichter schon einen Namen gemacht hatte. Seine

*) Carl Eduard schlug diese Pension aus, da sie nur die Hälfte des einst seinem Vater bewilligten Jahrgehalts betrug.

Antigone wurde unter Andern auf einer Liebhaberbühne von Personen der ersten Gesellschaft Roms aufgeführt, indem er selbst den Creon spielte, der Duca di Ceri die Rolle des Hämon, seine Gemalin die Argia und die Ducheſſa di Zagarolo (Rospiglioſi) die Haupt- und Titelrolle. Indeß sprach man in Rom so viel über jenes Verhältniß, und Carl Eduard beschwerte sich bei dem Cardinal so dringend darüber, daß Letzterer sich zu ernstlichen Vorstellungen veranlaßt sah, in Folge deren Alfieri im Mai des genannten Jahres Rom verließ, wohin er nicht wieder zurückkehrte. Schon 1784 entfernte sich auch die Gräfin von Albany, die, nach sechzehnmonatlicher Trennung, zu Colmar im Elsaß mit dem Dichter wieder zusammentraf.

Im Jahre 1785 begab sich Carl Eduard nach Rom. Er wohnte dort bei seinem Bruder, mit dem er die Sommermonate in Frascati zubrachte, wo Letzterer Bischof war und, wie einst der Vater, mit Vorliebe verweilte. Ueber die letzten Jahre seines Lebens ist wenig bekannt. Eine Zeitlang hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die Frucht mehrjähriger Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkinshaw, einer Person von in jeder Hinsicht zweideutigem Charakter. Er machte diese Tochter, deren spätere Schicksale in Dunkel gehüllt sind, zur Gräfin von Albany. Im 68. Jahre eines unglückseligen Lebens starb er zu Rom am 31. Januar 1788.

In der Kathedrale zu Frascati, neben dem Haupteingange, findet sich ein Grabstein mit dem Wappen und den Deviſen von Großbritannien, Irland und Frankreich und nachstehender Inschrift:

Heic situs est
Karolus Odoardus
cui pater
Jacobus III.
Rex Angliæ Scotiæ Franciæ Hiberniæ
Primus natorum
Paterni iuris et regiæ dignitatis
Successor et heres
Qui domicilio sibi Romæ delecto
Comes Albanyensis
Dictus est
Vixit a. LXVII et mensem
Decessit in pace ✠
Pridie Kal. Febr. anno MDCCLXXXVIII
Henricus Cardinalis Episc. Tusculanus
Cui fraterna iura titulique cessere
Ducis Eboracensis appellatione resumpta
In ipso luctu amori et reverentia obsequutus
Indicto in templum suum funere
Multis cum lacrymis præsens iusta persolvit
Fratri augustissimo
Honoremque sepulcri ampliorem
Destinavit

Auf einem dem Fußboden eingefügten Steine ſteht ſodann:
Hic sunt præcordia.

Ueber den Cardinal von York gibt es nur karge Nachricht, wie denn ſein ruhiges Leben wenig Intereſſantes darbot. Er ſcheint in Hinſicht des Charakters und der Geiſtesgaben mit dem Chevalier de St. George große Aehnlichkeit gehabt zu haben und ſchwach und unbedeutend geweſen zu ſein. Einmal überwarf er ſich mit dem h. Stuhl, im J. 1752, indem er wegen der durch ſeinen Vater veranlaßten gewaltſamen Entfernung eines ſeinem Hausweſen vorſtehenden Prälaten Rom verließ und ſich nach Nocera be-

gab, indem er wissen ließ, er werde nicht zurückkehren, wenn man auf jener Maßregel beharre. Erst auf wiederholte briefliche Vorstellungen des Papstes (Benedict XIV.) kam er zurück und fügte sich. Im J. 1751 war er Erzpriester der Vaticanischen Basilika geworden. Er ward Cardinal-Vicekanzler, Bischof von Frascati, dann von Ostia und Velletri und Decan des h. Collegiums. In Frascati erneuerte er das bischöfliche Seminar, an welchem man sein Wappen sieht, und verschönerte die Domkirche, welche im J. 1700 gebaut worden war. Im J. 1783 baute er die jetzige Kirche und das Kloster der Passionisten auf dem Monte Cavo, dem höchsten Punkte des Albanergebirges, wo das herrlichste Panorama sich eröffnet. Leider gingen bei diesem Bau die Trümmer des Tempels des Laziischen Jupiter zu Grunde, von denen man jetzt nur einzelne kolossale Steinblöcke sieht, am Garten und auf dem Platze vor dem Kloster. Nach Carl Eduards Tode ließ der Cardinal eine Denkmünze prägen, die man noch zuweilen in Rom sieht und die eine historische Curiosität ist. Sie zeigt sein Bildniß mit der Umschrift: Henricus IX. Magnae Brit. Franc. et Hib. Rex fidei defensor Card. Ep. Tusc. und auf dem Revers die Worte: Non desideriis hominum sed voluntate Dei. MDCCLXXXVIII.

Wie aus der oben angeführten Grabschrift hervorgeht, hatte der Cardinal von York die Absicht, seinem Bruder ein Denkmal setzen zu lassen. Aber seine pecuniäre Lage veränderte sich sehr. Durch die französische Revoluzion verlor er die reichen Pfründen, die ihm noch unter der Regierung Ludwigs XV. in jenem Lande zu Theil geworden waren. Dann kamen die großen Umwälzungen in Italien und das Un-

glück über Rom, Kirche und Papſt. Im J. 1798 begab ſich der ſchon hochbejahrte Mann nach Venedig, wo er am Conclave Theil nahm, aus welchem Pius VII. als Papſt hervorging. Mit dieſem kehrte er nach Rom zurück. Seit dem J. 1799 genoß er eine Penſion der engliſchen Regierung, unter der Form von Rückſtänden einer Forderung der Königin Maria von Eſte, Jakobs II. Gemalin. Dafür überließ er der engliſchen Regierung bei ſeinem Tode alle auf die Geſchichte ſeines Hauſes ſich beziehenden Papiere, die in ſeinen Händen ſich befanden. Der letzte Stuart ſtarb zu Frascati, in einem Alter von 82 Jahren, am 13. Juli 1807.

Er ward, wie ſeine Eltern und ſein Bruder, in der Peterskirche beigeſetzt, wo, dem Denkmale Maria Clementine Sobieska's gegenüber, im J. 1819 ein Monument von Canova's Hand errichtet ward. Es ſtellt die Façade einer Grabkammer dar: neben der Eingangsthüre ſtehn, in Relief, zwei Genien, über denſelben drei Bildnißbüſten in einer Reihe. Dabei die Inſchriften:

Beati mortui
Qui in domino moriuntur.

Jacobo III.
Jacobi II. Magnæ Brit. regis filio
Karolo Eduardo
Et Henrico Decano patrum Cardinalium
Jacobi III. filiis
Regiæ stirpis Stuardiæ postremis
Anno MDCCCXIX.

Ich kann nicht ſcheiden von den Stuarts, ohne der nachmaligen Schickſale der Witwe des Prätendenten zu gedenken.

Nach längerm Umherwandern ging die Gräfin von Albany im J. 1787 mit Alfieri nach Paris. Der Dichter war ein entschiedener Franzosenhasser. In frühern Jahren schon, als er das Haus der Gräfin in Florenz besuchte, war ihm die barbarische „Gallicheria", die er dort verschlucken mußte, indem die Mehrzahl der Gäste „Oltramontaneria" war, ein Greuel und Martyrthum. So widerwärtig ihm aber auch die Stadt war, „seiner eignen, wie ihrer Natur wegen", so ward sie ihm doch ein Paradies, weil die, welche er liebte, sie bewohnte. Zu Anfang des J. 1788 erhielt die Gräfin die Nachricht vom Tode ihres Gatten. Daß sie dieselbe mit nicht erlogenem, noch übertriebenem Schmerz aufnahm, sagt uns Alfieri. Es ist wahrscheinlich, daß zu jener Zeit die Ehe der Gräfin mit dem Genannten, die nie öffentlich bekannt gemacht, aber von Jedermann als bestehend angenommen ward, geschlossen wurde. Wenigstens bewohnten sie von da an dasselbe Haus und wurden nicht wieder getrennt. Kleinern Reisen, durch die Normandie u. s. w., folgte eine größere nach England, Holland und Belgien, wo die Mutter und die Schwestern der Gräfin lebten. Nach der „Cloaca massima" zurückgekehrt, waren sie Zeugen der beginnenden Greuel der Revoluzion. Im August 1792 gelang es ihnen mit genauer Noth, Paris zu verlassen: blieben sie nur eine kurze Zeit länger, so wurden sie als Reiche und Aristokraten eingekerkert. Denn am zweiten Tage nach ihrer Flucht erschienen die Häscher in der nun leeren Wohnung, sie ins Gefängniß zu führen. Sie flüchteten zuerst nach Brüssel und gingen im Herbste durch das südliche Teutschland und über die Alpen nach Toscana.

Am Lungarno zu Florenz, dicht bei der Trinitabrücke und mit reizender Aussicht nach den Bosketts des untern Flußufers und den Marmorbergen Seravezza's und Carrara's, liegt eins der Häuser der alten, jetzt ausgestorbenen Familie Gianfigliazzi, das man heute noch Casa Alfieri nennt. Hier wohnten der Dichter und die Witwe Carl Eduards seit 1793 bis zu ihrem Lebensende, welches für den Einen näher, für die Andere in die Ferne gerückt war. Durch die Revoluzion verloren Beide bedeutend von ihrem Einkommen, namentlich die Gräfin, welche, wie gesagt, früher eine Pension von Frankreich bezogen hatte. Die Invasion der Franzosen in Toscana (1799) hatte übrigens für Beide keine unangenehmen Folgen, wenn gleich Alfieri, der, wie er sich selbst ausdrückt, „seine Verachtung und seinen Haß gegen das schlechtgeborene Sklavenvolk nie verhehlt hatte", nicht ganz ohne Besorgnisse war. Dem gehaßten Anblicke zu entgehn, verließen sie die Stadt und zogen sich auf eine der anmuthigen Villen des benachbarten, mit Gärten voll Reben und Oelbäumen bedeckten Hügels von Montughi zurück, von wo man Florenz und seine paradiesische Umgebung vor sich erblickt. Die damals raschen Wechsel des Geschicks führten sie bald nach der Stadt zurück, wo sie nun zurückgezogen lebten, wozu die politischen Verhältnisse, ihr geschmälertes Einkommen, Alfieri's mit den Jahren zunehmendes scheues und abgeschlossenes Wesen und seine damals beginnende Kränklichkeit sie veranlaßten. Er sagt einmal über ihr geschwundenes Vermögen:

„Ricchi fummo, or siam poveri; e tra poco
Mendici forse ancor saremo, o Donna,
Prosperando si ben dei servi il giuoco."

Früher hatten sie viele Leute bei sich gesehn, und einige der dramatischen Werke des Dichters, der Saul, Brutus der ältere, Filipp von Spanien, waren in ihrem Hause aufgeführt worden, wobei der Verfasser selbst mitspielte. Zum letztenmal war er im J. 1795, zu Pisa in einer befreundeten Familie, als Saul aufgetreten und so, was die Bühne betrifft, „als König gestorben." Im Sommer 1802 erkrankte er ernstlich; am 14. Mai 1803 beendigte er seine Selbstbiografie. Am 8. October desselben Jahres war er nicht mehr unter den Lebenden.

In der Kirche Sta. Croce ließ die Freundin ihm, zwischen Michel Angelo und Machiavelli, durch Canova, der später, seltsames Zusammentreffen! das Denkmal ihres ersten Gatten arbeiten sollte, ein großartiges Monument errichten. Auf hohem länglich rundem Sockel, der mit der Leier und zwei Kränzen geschmückt, erhebt sich ein Sarkofag in antiker Form, mit Masken und Kränzen und dem Brustbilde des Dichters in Relief. An den Sarkofag lehnt sich trauernd die Italia, eine Mauerkroue tragend. Die Inschrift auf einer viereckigen Marmortafel heißt:

Victorio Alferio Astensi
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniæ Comitissa.

In der Galerie der Uffizien, im Saal, welcher der französischen Schule eingeräumt ist, sieht man die Bildnisse Alfieri's und seiner Freundin, treffliche Werke François Xavier Fabre's aus Montpellier, eines vieljährigen Bekannten des Hauses, dessen in der Selbstbiografie und den Sonetten gedacht ist:

„ — nella sublime opra d'Apelle,
Di mano e in un di nome egregio Fabro."

Die Gräfin Albany war damals nicht jung mehr, aber ihre Schönheit war noch nicht ganz geschwunden. Sie blieb in Florenz wohnen und fuhr fort, ihren Salon der Gesellschaft zu öffnen. Da der Kreis sehr gewählt war, so wurde die Aufnahme sehr briguirt. Es mag damals in Florenz leichter gewesen sein, eine gewählte Gesellschaft zu haben, als jetzt, wo der Andrang von Fremden jeder Art und ihre Zudringlichkeit so groß sind. Die Gräfin erlebte den Tod Georgs III. und mußte bei dieser Gelegenheit ein schlechtes Compliment der Lady Morgan anhören, die sie „Grande Reine" titulirte. Es heißt, daß sie, in schon vorgerücktem Alter, mit dem oben genannten Maler Fabre sich verheirathete, den sie zu ihrem Erben einsetzte und der nachmals nach seiner Vaterstadt Montpellier sich zurückzog, wo er vor wenigen Jahren starb, und wo seine vielen Kunstschätze dem öffentlichen Museum verblieben sind.

Die Gräfin von Albany starb zu Florenz in einem Alter von 72 Jahren am 29. Januar 1824. Seltsam, daß der Monat Januar, welcher in der Geschichte der Stuarts eine so ominöse Bedeutung hat, auch noch beim Tode der Letzten, die dem Hause angehörte, diese Bedeutung geltend machte. In der Sacramentskapelle von Sta. Croce sah ich das Denkmal errichten, welches Fabre der Gräfin setzen ließ. Es ist ein hübsches Werk von Santarelli und Giovannozzi: an die Wand angelehnt, nimmt die Mitte ein Basrelief ein, welches die drei göttlichen Tugenden darstellt; zwei Genien in ganzer Gestalt stehn an den Seiten. Die Wappen Großbritanniens und Frank-

reichs ſind darüber angebracht. Die Inſchrift iſt in der Hauptſache dieſelbe, welche Alfieri entwarf, nur daß die Erwähnung ſeiner Liebe zu ihr daraus weggeblieben iſt. Sie heißt folgendermaßen:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniæ Comitissa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Præclarissima
Hannoniæ Montibus nata
V. a. LXXII m. IV d. IX
Ob. Florentiæ d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotæ reverentiæ
monumentum.

Zehnter Brief.

Die Familie Buoncompagni-Ludoviſi und das Fürſtenthum Piombino. Villa Ludoviſi. Heerſtraßen und Reiſe-Einrichtungen im Kirchenſtaat.

Unter den Familien Roms gibt es eine, welche, eine Zeitlang wenigſtens, ſouverän war, wenn der Begriff der eigentlichen Souveränetät mit der vormaligen Reichslehnſchaft überhaupt ſich verträgt. Es ſind die Buoncompagni-Ludoviſi. Sie gelangten zu dieſer Souveränetät in einer Zeit, wo am wenigſten Ausſicht dazu vorhanden war, und nachdem unter Clemens VIII. die hochſtrebenden Aldobrandini mit ihren Planen geſcheitert, wie unter Urban VIII. die Barberini, welche ſich eine Zeitlang damit ſchmeichelten, als Nachfolger der Rovere Urbino zu erlangen. Den Buoncompagni, in denen die Ludoviſi durch Frauen geendet, war zwar ſeit manchen Jahren nur der Titel von ihrer ehemaligen Herrſchaft geblieben, aber ſie konnten ſich tröſten mit dem Beſitze der Einkünfte, die ihnen dann zugeſprochen wurden, als es zweifelhaft ſchien, ob ſie außer dem Titel noch etwas erlangen würden.

Die kleine Herrschaft Piombino, ein Fragment des toscanischen Küstenstrichs, hat seltsame Schicksale gehabt. Eigentlich dankt sie es nur dem Neide Spaniens gegen die meistens ihm doch so ergebenen Medici — ein Neid, der überhaupt in Italien nichts Unabhängiges und Mächtiges aufkommen lassen wollte — daß sie so lange sich zu halten vermochte, während manche größere Staaten untergingen. Mit dem westlichen Theile der Küstengegend, welche man die Maremma zu nennen pflegt und die an die alte Grafschaft Gherardesca stößt, von welcher noch das einst so mächtige Geschlecht, dem der durch Dante's Verse doppelt berühmt gewordene Ugolino angehörte, Namen und Titel führt, stand auch das Städtchen Piombino unter der Herrschaft der Republik Pisa. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehorchte dieser Freistaat, dessen Macht längst gebrochen war durch die Kämpfe mit Genua und Florenz, der Familie der Gambacorti. Jacopo Appiano, einem kurz vorher dem Bauerstande entstiegenen Hause angehörend und damals Kanzler in Pisa, ermordete im Jahre 1392 verrätherischerweise den alten Pietro Gambacorta, dem er viel verdankte, und riß in der Verwirrung, der die Stadt preisgegeben war, die obere Gewalt an sich. Sieben Jahre später verhandelte dessen Sohn Gherardo die auf solchem Wege erworbene Herrschaft um 200,000 Goldgulden an die Mailänder Visconti, welche längst danach trachteten, festen Fuß in Toscana zu gewinnen, um ihren Erbfeinden, den Florentinern, recht nahe zu rücken. Bei diesem Handel behielt sich Gherardo den Besitz Elba's und eines Theils der Küste vor und nahm zu Piombino seinen Wohnsitz.

Dies waren die nicht sehr rühmlichen Anfänge der Appiani, die später unter florentinischen Schutz traten und von denen noch jetzt ein von der nachmaligen Belehnung ausgeschlossen gebliebener Zweig in Piacenza blüht. Der Gambacorta soll den ersten Appiano oft einen Dummkopf gescholten haben. Nachdem dieser zum Ritter geschlagen worden, wählte er zum Helmschmuck einen Esel mit der Devise:

Asino sono, e con il mio sapere
Gli altri stan ritti, ed io sto a sedere *).

Manche Glückswechsel erlebten die Appiani, wie die meisten italienischen Häuser: Wenigen unter ihnen ward eine ruhige, unter Wenigen dem Ländchen eine erträgliche Regierung zu Theil. Schon unter Gherardo's Sohne begannen Zänkereien um die Nachfolge. Dieser, Jacopo II., hatte von seiner Gemalin Donella Fieschi von Lavagna keine Kinder. Aber er lebte in wilder Ehe mit einer Piombinerin, deren Sprößlinge er zu legitimiren dachte. Als die Zeit herannahte, wo sie ihn zum Vater zu machen verhieß, erbat er sich die befreundeten Republiken Florenz und Siena zu Gevattern. Die Gesandten langten an — aber welche Gesichter gab's, als ein Knäblein mit allen Kennzeichen der afrikanischen Race zur Welt kam. Ein junger Mohr, der in des Appiani Leibwache diente, hielt es in diesem Moment für gerathen, Reißaus zu nehmen, und der Herr von Piombino, dem die Lust an Legitimirungsversuchen vergangen war, ließ bei seinem Tode die Verwandten um die Nachfolge sich streiten.

*) Ein Esel bin ich, doch mit meinem Wissen
Hab' ich 'nen Sitz, wo Andre stehen müssen.

Bald starben die rechtmäßigen Glieder der Familie aus und, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen diesen und natürlichen Kindern damals nicht so fest bestimmt war (kamen doch, obschon rechtmäßige Geschwister da waren, im 15. Jahrhundert zwei natürliche Este's auf den Ferraresischen Markgrafensitz), unrechtmäßige folgten ihnen. Im Jahr 1509 erhob Kaiser Maximilian Piombino zum Reichslehn mit dem Fürstentitel. Als die Medici unumschränkte Herren von Florenz wurden, erkannten sie, wie wichtig der Besitz von Piombino für sie sei, namentlich seit der staatskluge Cosmus auch Siena erworben. Aber ungeachtet aller Anstrengungen und Intriguen gelang es ihnen dennoch nicht, das Ländchen dauernd zu erhalten, obgleich sie durch Carl V. zweimal in vorläufigen Besitz gesetzt worden waren. Während dessen war in den Kriegen, welche türkische und Corsarenflotten wiederholt an die geängstete Küste des Mittelmeers führten, dieser Punkt mehr denn einmal angegriffen worden, und osmanische Truppen erlitten 1555 bei Piombino eine entschiedene Niederlage. Nach fortwährenden Unruhen und Investiturstreiten, wobei Mord, Ehebruch und Skandal aller Art auf einander folgten, starben die Appiani mit Isabellen, Gräfin von Binasco, im J. 1661 aus. Piombino, welches unterdessen aus einem Reichslein spanisches Lehen geworden, war zwar 1626 dem Orazio Appiani, der einer Nebenlinie angehörte, zuerkannt worden, aber er vermochte das Laudemium von 500,000 Ducaten nicht zu zahlen und so hatte im J. 1635 Niccolò Ludovisi, Papst Gregors XV. Neffe, welcher die Erbgräfin von Binasco, Polissena Mendoza, geheirathet, gegen eine Million Ducaten die Belehnung erhalten. Die

Einkünfte ſollen damals auf 40,000 Ducaten ſich belaufen haben. Ein Juſtiz- und ein Finanz-Director führten im Auftrage und im Namen der Herrſcher, die einmal (im J. 1706) perſönlich in Piombino erſchienen und ſich huldigen ließen, die Regierung, während ſpaniſche Truppen, die unter dem Commandanten von Porto Longone auf Elba ſtanden, das Fort beſetzt hielten.

So wurden die Ludoviſi Fürſten von Piombino. Wie raſch dieſe Familie emporgekommen, braucht kaum angedeutet zu werden: Jeder weiß, daß dies in Rom nicht zu den Seltenheiten gehört. Die Beiſpiele der beiden Päpſte Clemens' VIII. und Pauls V., Aldobrandini und Borgheſe, waren eben vorhergegangen. Zum mindeſten aber war dieſen einige Zeit vergönnt geweſen, denn der Eine hatte dreizehn Jahre regiert, fünfzehn der Andere; Gregor XV. aber ſaß nicht zwei und ein halb Jahr auf dem Stuhl Petri. Keiner wird alſo die Nepoten anklagen, ihre Zeit verloren zu haben. Wie indeß die Aldobrandini und dann die Pamfili bald ausſtarben, ſo auch die Ludoviſi: Niccolò's Sohn Giam Batiſta war der Letzte dieſes Hauſes und durch ſeine Tochter Ippolita kam die reiche Erbſchaft an die Buoncompagni, gleich jenen Bologneſiſcher Abkunft und von Giacomo Buoncompagni ſtammend, den ſein Vater, Papſt Gregor XIII., zum Herzog von Sora und General der Kirche gemacht hatte*). Nun gehörte Piombino den Buoncompagni-Ludoviſi bis zum J. 1801, wo der Umſturz aller italieniſchen Verhältniſſe in Folge der franzöſiſchen Revoluzion es ihnen nahm. Dann

*) Röm. Br. I. 418.

wurde es 1805 als Großlehn des französischen Kaiserreichs mit Lucca Fürstenthum der Elise Bacciocchi-Buonaparte. Beim Wiener Congreß, wo der römische Advocat G. Vera als Abgeordneter der Buoncompagni erschien und eine gut abgefaßte Denkschrift überreichte, wurde es der Familie zurückgegeben, aber unter toscanischer Oberhoheit und mit der von vorneherein ausgesprochenen Bedingung, daß der Fürst seine sonstigen Rechte gleichfalls dem Großherzogthum gegen Entschädigung abtreten sollte. So geschah es. Die Ablösungssumme soll 800,000 Scudi betragen haben; Toscana erhielt zum ersten Male seine natürliche Grenze, das Meer, da auch die frühern spanischen Besitzungen an der Küste (die sogenannten Präsidien) ihm zugetheilt wurden, und der Titularfürst von Piombino, Herzog von Sora, trat ganz in dasselbe Verhältniß wie alle übrigen römischen Großen, die von ihren zahlreichen Principati und Ducati häufig auch nichts haben als den bloßen Namen.

Piombino war der vorletzte unter den italienischen Staaten, die einst selbständig waren und diese Autonomie verloren. Es ist interessant, dieser Concentrirung der einst vielfach getheilten souveränen Macht in wenigen Händen zu folgen. So kamen, wenn wir frühere Verhältnisse außer Acht lassen und mit dem 15. Jahrhundert beginnen, Verona und Padua, welche den Familien Della Scala und da Carrara gehört, im J. 1405 in den Besitz Venedigs, Pisa 1406 in den der Florentiner, die Städte der Romagna, Umbriens und der Mark meist unter Alexander VI., Julius II. und Leo X. an die Kirche zurück, welche sie lange im Besitz verschiedener Familien hatte lassen müssen. Nur die wichtigern derselben anzu-

führen, herrſchten in Bologna längere Zeit hindurch die Bentivoglj, in Ravenna die von Polenta, in Rimini die Malateſten, in Faenza die Manfredi, in Imola die Alidoſſ, in Forli die Ordelaffi, in Peſaro und Sinigaglia die Riarj, in Perugia die Baglioni, in Fermo die Eufreducci. Die Grafſchaft Carpi kam 1530, nachdem der Letzte der Familie Pio geächtet, an die Eſte; das Herzogthum Mailand fiel, nach dem Tode des letzten Sforza, als erledigtes Lehen ans Reich zurück, wurde 1540 als Reichslehen Filipp II. von Spanien gegeben und blieb 1713 im Utrechter Frieden dem Hauſe Habsburg. Camerino, eine Herrſchaft der Varani, fiel 1538 der Kirche anheim, Siena kam 1555—1559 an die Medici von Florenz, Ferrara wurde 1598 vom Papſte dem Hauſe Eſte genommen. Im Jahre 1601 kam die vormalige Markgrafſchaft Saluzzo an das Haus Savoyen, 1631 das Herzogthum Urbino, welches von dem Montefeltriſchen Geſchlecht an die Della Rovere vererbt worden war, an die Kirche, 1633 die Grafſchaft Santa Fiora, einſt den Aldobrandeſchi, dann einem Zweige der Sforza gehörend, an Toscana. Das den Farneſen gehörende Herzogthum Caſtro und Ronciglione, erſt unter Paul III. entſtanden, wurde 1649 mit Gewalt vom Papſte beſetzt. Das lange getheilte Herzogthum Montferrat, einſt einem Zweige der Comnenen gehörend, ſeit 1536 im Beſitz der Gonzaga von Mantua, kam 1708 an Savoyen, während das Herzogthum Mantua dem Reiche anheimfiel, nachdem Ferdinand Carl von Gonzaga, in die Acht erklärt worden war, wegen ſeines Haltens zu Frankreich im ſpaniſchen Erbfolgekriege. Aus demſelben Grunde verlor Francesco Maria Pico das Herzogthum Mirandola

und Concordia, welches 1710 an Modena kam. Guastalla, das letzte selbständige Besitzthum der Gonzaga, kam im J. 1748 an die Bourbonen von Parma, die Markgrafschaft Finale zur selben Zeit definitiv an Genua. Venedig, seit 1797 getheilt, gelangte im Wiener Congreß an Oesterreich, Genua, seit 1805 französisch, an das savoyische Haus. Massa-Carrara ward 1829, nach dem Tode seiner Herzogin, die von ihrer Mutter, der letzten Cybò-Malaspina, geerbt, mit den Modenesischen Staaten vereinigt. Das Herzogthum Lucca ist ohne Zweifel der nächste Staat, der einem größern seine Selbständigkeit zum Opfer zu bringen durch die Beschlüsse der Politik genöthigt sein wird. Doch es ist Zeit, zurückzukehren nach Piombino.

Das vormalige Fürstenthum, so wichtig es auch für Toscana, ist ein armes Ländchen. Der größte Theil desselben ist den Einflüssen der bösen Luft ausgesetzt, und das Vorgebirge, auf welchem einerseits Piombino liegt, andererseits, das Meer und Elba weitbeherrschend, das alte Populonia mit seinen wenigen Häusern und seinen cyclopischen Mauern, war von Sümpfen beinahe zur Insel gemacht. In Folge der großen, vom regierenden Großherzoge unternommenen Austrocknungsarbeiten hat dieser Zustand jetzt wesentlich sich gebessert, und der See oder Sumpf von Piombino, welcher namentlich durch den schlammigen Strom der Cornia gebildet wird und mit dem Meere in Verbindung steht, hat bedeutend an Umfang abgenommen. Als ich vor einigen Jahren an demselben entlang fuhr, waren die Ausdünstungen so stark und offensiv, daß man sie mit Mühe ertrug. Das Städtchen liegt dicht am Strande, auf felsigem Boden, und

ziemlich geſchützt vor der Einwirkung der Aria cattiva. Auf einer einzigen Straße gelangt man dahin, und das maleriſche mittelalterliche Thor mit ſeinen Befeſtigungen läßt etwas Beſſeres erwarten, als man im Innern findet. Denn obgleich einſt Hauptort eines Fürſtenthums, iſt es doch nur ein ſchlechtes Neſt. Am Meere, bei dem Zollamte, iſt der vormalige Palaſt der Appiani. Eliſe Bacciocchi ließ ihn in ein Bagno für Sträflinge umſchaffen; ſeit etwa fünfzehn Jahren aber hat er, ſo viel ich weiß, gar keine Beſtimmung. Der neuere Palaſt liegt an der geräumigen Piazza d'arme, von welcher man eine ſchöne Ausſicht auf das Meer hat und das benachbarte gebirgige Elba. An anſehnlichen Gebäuden fehlt es übrigens nicht. Das Fort hat zwar nicht mehr die frühere Bedeutung, iſt aber doch nicht ganz ohne Wichtigkeit; es wird indeß von einer Anhöhe beherrſcht, auf welcher in der franzöſiſchen Zeit ein Telegraf errichtet war. Die Gemeinde von Piombino zählt jetzt etwa 1600 Einwohner, im J. 1818 hatte ſie nicht viel über 900. Die übrigen Orte ſind ganz unbedeutend: Populonia, die alte Etruskerſtadt, zählt mit den Umgebungen gegen hundert Seelen. War doch ſchon zur Zeit, wo Rutilius ſeine poetiſche Küſtenfahrt ſchrieb, ihr gewaltiger Mauerring gebrochen und in Trümmer gelegt ihre Wohnungen *). Scarlino iſt ein elender Ort, aus dem zur Sommerzeit die Bewohner fliehen; auch Follonica iſt dann verlaſſen. Im Winter aber iſt in dem letztgenannten Küſtendorfe

*) Grandia consumpsit moenia tempus edax,
Sola manent interceptis vestigia muris;
Ruderibus latis tecta sepulta iacent.

ein reges Leben, denn dann ſind die Schmelzöfen und Eiſenhämmer, zu welchen man von Elba das reiche Minerai bringt, in voller Thätigkeit. Neuere Verhältniſſe erſt haben begonnen, etwas mehr Bewegung in dieſe Gegenden zu bringen, nachdem ſo manche frühere Verſuche, ſie zur Cultur zurückzuführen, geſcheitert waren an der Ungunſt der Umſtände, die auch jetzt noch den heilſamen Neuerungen hemmend in den Weg treten. Die große und trefflich angelegte Straße, welche die Maremma ihrer ganzen Länge nach durchſchneidet, muß weſentlich dazu beitragen, ſie wieder in den allgemeinen Verkehr hineinzuziehen, ſelbſt bevor die hydrauliſchen Arbeiten ihr Ziel vollſtändig erreicht haben werden. Denn, wären auch die Sümpfe ausgetrocknet, die Luft würde darum allein doch noch nicht beſſer werden: Vieles muß zuſammenwirken, bevor man dahin gelangt. Unterdeſſen ſind jetzt ſchon Diligencen eingerichtet, welche von Livorno nach Groſſeto fahren, und Alles würde viel raſcher fortſchreiten, wenn nur erſt die Straße von Civitavecchia zur toscaniſchen Grenze verbeſſert wäre. Die von Florenz nach Livorno führende Eiſenbahn, deren Bau im Werke iſt und wovon man die Strecke wenigſtens von Livorno nach Piſa bald befahren zu können hofft, wird auch auf die Maremma günſtig einwirken, indem auf ſolche Weiſe die Verbindung derſelben mit der Hauptſtadt viel raſcher werden wird, als gegenwärtig auf dem ſchwierigen und zeitraubenden Wege über Volterra oder über Siena. Gute Straßen ſind ein vortreffliches Mittel, Länder zu cultiviren und zu bereichern: Toscana hat keinen Mangel daran und bleibt in ſteter Progreſſion. Seit die lothringiſch-habsburgiſche Dynaſtie herrſcht, iſt dieſer Zweig der öffent-

lichen Arbeiten ein Hauptaugenmerk gewesen: mit welchem Erfolge, wird Jeder erfahren, der das Land in den besuchteren wie in seinen abgelegeneren Strichen durchreist.

Da ich einmal auf Straßen und Reisen gekommen bin, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß im Kirchenstaat die erstern zwar im Durchschnitt ziemlich gut unterhalten, es mit dem letztern aber keineswegs so bestellt ist, wie man wünschen möchte. Namentlich Dem, der aus England kommt, oder aus Belgien und Teutschland, muß dies auffallen. Die Hauptstraßen, welche in Rom ihren Vereinigungspunkt finden, sind die nachfolgenden: die Straße von Civitavecchia, 6¼ Posten lang, nichts weniger als in trefflichem Zustande. Daß sie entsetzlich langweilig ist, worüber man so viel klagen hört, liegt der Regierung nicht zur Last; daß man auf der ganzen Tour keinen bewohnbaren Ort findet, ist die Schuld der allgemeinen localen Verhältnisse. Durch die Vermehrung der Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeere, die in den letztern Jahren einen so bedeutenden Zuwachs erhalten, ist die Frequenz auf dieser Straße sehr gesteigert worden: wie viel sie an Wichtigkeit, für den Kirchenstaat wie für Toscana, gewinnen würde, wenn man sie über Corneto nach der Grenze weiter baute, deutete ich schon oben an. Denn die Maremmenstraße könnte mit der Zeit das Hauptverbindungsmittel zwischen dem nördlichen und südlichen Italien werden, wie sie es schon im Mittelalter war. Für eine Eisenbahn endlich, die über kurz oder lang angelegt werden muß, gibt es keine andere Richtung. Von der größten Bedeutung sind die beiden Florentiner Straßen. Die kürzere, über Radicofani und Siena, überschreitet die Grenze beim Ponte a Centino

von Rom bis dahin 23¼ Posten zählend; die längere geht durch das schöne Umbrien, über Civita Castellana, Spoleto, Fuligno, Perugia, und berührt, nachdem sie eine Strecke von 27½ Posten durchlaufen, am nordwestlichen Ende des Trasimens die Grenze, im Angesicht des hochgelegenen Cortona und der blühenden Ebene des Chianathals. Beide Straßen haben manche Schwierigkeiten zu überwinden und könnten an vielen Stellen weit besser unterhalten sein. Die Auffahrt vom See von Bolsena nach S. Lorenzo nuovo und die Passage der brückenlosen Paglia auf der ersten derselben sind böse Punkte. An malerischen Schönheiten fehlt es dieser zwar durchaus nicht, im Gegentheil sind die Gegend von Viterbo und der genannte See besonders zu rühmen: aber sie muß dennoch dem Peruginer Wege in jeder Hinsicht den Vorrang lassen. Dieser durchschneidet eine der schönsten Provinzen des schönen Italiens. In Fuligno, einem gewerbthätigen Orte zwischen Spoleto und Perugia, welchem mehr denn sonst etwas die herrliche Madonna, die von Raffael Sanzio für Sigismondo Conti gemalt und hier in einer Klosterkirche aufgestellt ward, Berühmtheit verschafft, treffen zwei andere große Heerstraßen zusammen, welche die nördlichen Theile des Kirchenstaats mit den südlichen in Verbindung setzen. Die eine ist die Straße der Marken, welche vorüber an Camerino, einst Hauptort eines Herzogthums, jetzt Universitätsstadt und Sitz eines Delegaten wie eines Bischofs, über Tolentino, wo Joachim Mürat seine letzte Schlacht verlor, über Macerata, eine der bedeutendsten Städte der Marken, wie jene mit Bischof, Delegaten und Hochschule zweiten Ranges, über Loreto, den Ruheplatz der Santa Casa, und Osimo nach Ancona führt, dem

wichtigsten Hafen des Kirchenstaats. Die Länge dieser Straße, von Rom an gerechnet, beträgt 24 Posten; sie durchzieht viel gebirgiges Land, und hat schon gleich zu Anfang den Paß von Colfiorito und Serravalle zu übersteigen, was im Winter nicht immer leicht ist. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die andere Straße, welche man nach dem Paß bei Fossombrone die des Furlo nennt. Sie setzt das Herzogthum Urbino und die Legationen in Verbindung mit Rom und ist der Hauptweg für den Waarentransport nach einem großen Theile des obern Italiens und nach Teutschland. In Bologna vereinigt sie sich, nachdem sie die Romagna ihrer Länge nach durchzogen und, eine Zeitlang der Küste des adriatischen Meeres folgend, Pesaro, Rimini, Cesena, Forli, Faenza, Imola, mithin, wenn man das abgelegene Ravenna ausnimmt, alle wichtigen Orte der Provinz berührt, mit der großen toscanischen Apenninenstraße und endet, 38½ Posten lang, am Ufer des Po jenseit Ferrara, wo man beim Ponte di Lagoscuro auf das österreichische Grenzzollamt trifft. Von Pesaro an bleibt diese Straße völlig in der Ebene.

Dies sind die Verbindungsmittel mit dem Norden. Nun bleiben mir noch die beiden großen Straßen übrig, welche Rom mit dem Süden in Communication setzen. Die besuchteste derselben folgt großentheils der Linie der alten Via Appia: wo sie von ihr abweicht, ist's nicht gerade zum Vortheil. Bis Albano durchschneidet sie die öde Campagna, hat eine äußerst malerische, aber nicht ebenmäßig bequeme Strecke von dort über Ariccia nach Genzano, ein sehr schlecht unterhaltenes Stück über Velletri nach Cisterna, wo sie in das ebene Terrain der pomptinischen Sümpfe tritt, die sie in gerader Linie, mit Baumreihen

beſetzt, bis Terracina durchzieht. Gleich hinter dieſer Stadt iſt die Grenze. Der andere Weg, im Mittelalter, wo die Via Appia beinahe völlig unbrauchbar geworden, die Hauptſtraße, geht nördlich am Albaner- und Volsker-Gebirge vorüber, zwiſchen dieſem und jenem der Sabiner, Herniker und Aequer, durch das fruchtbare Thal des Sacco, vorbei an Anagni, wo Papſt Bonifaz VIII. von den Colonneſen gefangen genommen ward, über Ferentino, das ſeine mächtigen Polygonmauern bewahrt hat, und Froſinone, den Hauptort der ſüdlichſten Delegation des Staates, nach Ceprano, wo er im Thale des Garigliano (Liris) die neapolitaniſche Grenze findet und, an Monte Caſſino vorüber, nach Capua zieht. Der eine Weg iſt $10^{3}/_{4}$ Poſten lang, der andere gegen 75 Millien.

Und wie kommt man fort auf dieſen Straßen?

Alle ſind Poſtſtraßen, mit Ausnahme der letztgenannten über Ceprano. Ich will über die Poſteinrichtungen nicht zu ſehr klagen: aber ſie ſind unvollkommen, und der Reiſende iſt ſo vielfachem Aerger ausgeſetzt, ſo vieler Willkür preisgegeben, daß aus dieſem Grunde ſchon mancher zu den Vetturinen ſeine Zuflucht nimmt, namentlich wenn es um das Wegſchaffen großer und ſchwerer Wagen ſich handelt. Man kann vielen Unannehmlichkeiten entgehen, wenn man beim Hauptpoſtamt in Rom den Wagen beſichtigen und ſich einen Routezettel ausfertigen läßt, in dem die Zahl der Pferde genau beſtimmt iſt. Aber auch mit einem ſolchen entgeht man keineswegs immer dem Streit. Dasjenige, wovor man ſich am meiſten zu hüten hat, iſt der erſte Vorſpann: es geht immer progreſſiv und wird endlich eine Lawine. Geduldige Reiſende ſind mit ſechs Pferden vor einer Kaleſche ange-

kommen. Sonst fährt man im Ganzen gut, ist aber auch in dieser Hinsicht den Launen der Postillone in die Hand gegeben. So viel von den Extraposten. Einzelne Reisende, die keinen eigenen Wagen haben, fahren am besten mit den Briefcourieren. Diese gehen, mit viersitzigen Wagen, dreimal wöchentlich nach Florenz über Radicofani, nach den Marken und der Romagna, und nach Neapel über Terracina. Die Beförderung ist mäßig rasch (nach Florenz in 36 Stunden, wobei man in Acquapendente den Wagen wechselt), der Preis hoch. Diligencen, von der Regierung conzessionirte Privatunternehmungen, fahren zwei- bis viermal in der Woche nach Civitavecchia, nach Florenz über Siena (einmal über Perugia), nach Bologna und Ferrara, nach Ancona, nach Neapel auf beiden Straßen. Sie könnten besser sein, sind aber im Allgemeinen nicht gerade schlecht; die Preise sind mäßig. Nach Florenz fährt man in 40—44 Stunden. Vetturine findet man immer noch in Menge auf allen großen Straßen, wenn ich die durch Umbrien und die von Ceprano ausnehme, welche sie wenigstens in der Regel nicht befahren. Sie sind nicht theuer (9—10 Scudi nach Florenz über Siena, mit Einschluß des Abendessens und Nachtlagers), aber nur Der kann sich ihrer bedienen, dem es nicht darauf ankommt, fünf Tage lang in großentheils öder Gegend und vielleicht sehr gemischter Gesellschaft sich zu langweilen und auf so lange Zeit einen Fuhrmann unumschränkt über sich gebieten zu lassen. Das ist nun nicht Jedermanns Sache. In Toscana findet man so ziemlich dieselben Verhältnisse.

Am besten ist die Dampfboot-Communication bestellt. Mit jedem Jahre mehren sich die Schiffe: es ist auf dem

Mittelmeere wie auf dem Rheine. Aber die Preiſe ſind immer noch hoch. Von großen. und kleinen Booten fahren jetzt der Ercolano, Mongibello, Caſtore (ſein Zwillingsbruder Polluce iſt leider bei Elba ertrunken, vielleicht um das ſchon von Alters her bekannte Misgeſchick der Dioskuren zu bewähren), Francesco primo, Maria Criſtina, Ferdinando, Leopoldo ſecondo, Maria Antonietta, Virgilio, Dante, Giano, Charlemagne, Pharamond, Henri quattre, Süllh u. a., Neapel, Toscana, Sardinien, Frankreich gehörend. Die kleinen päpſtlichen Dampfſchiffe dienen nur zum Remorquiren auf der Tiber.

Bei dem vielen Umherwandern bin ich ganz abgekommen vom Fürſten von Piombino. Der im Sommer 1841 verſtorbene Don Luigi Buoncompagni galt für einen der reichſten Kapitaliſten Roms. Die Borgheſes, Rospigliosis, Corſinis, ſämmtlich toscaniſchen Urſprungs, und andere der hieſigen Familien haben viel mehr Landbeſitz: keiner aber ſoll im Stande geweſen ſein, über ſo bedeutende Geldmittel zu disponiren. Man hielt ihn allgemein für ſehr geizig: dies hinderte ihn indeß nicht, für einen ungewiſſen Erfolg große Summen zu wagen, wie denn der famöſe Ceſariniſche Erbſchaftsprozeß mit ſeinem Gelde durchgefochten worden ſein ſoll. Ich komme ein andermal auf dieſe Geſchichte zurück, die in ganz Italien Aufſehn genug erregte. Da die Sache günſtig ausſchlug, ſo ſoll der Fürſt ſein Geld auf gute Zinſen verliehen haben. Bei Römern wie Fremden hatte er ſich namentlich durch die Unfreundlichkeit verhaßt gemacht, womit er die Villa Ludoviſi beinahe hermetiſch verſchloß. Man iſt ſonſt in dieſer Hinſicht in Rom liberal. Von der Villa Borgheſe nicht zu reden, welche der öffentliche Spaziergang iſt wie der Pin-

cio, und der man nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei Todesfällen in der Familie, oder wenn etwa, wie vor einiger Zeit geſchah, die Polizei im Ernſte glaubt, die Villa ſei Gemeingut, anmerkt, daß ſie Privateigenthum iſt — von dieſer abgeſehen, ſind die meiſten Villen täglich oder an beſtimmten Tagen den Beſuchenden geöffnet und erſt neuerdings iſt dieſe Freiheit hie und da beſchränkt worden, z. B. bei der reizenden und an Kunſtſchätzen überreichen Villa Albani, ſeit ſie in den Beſitz der Familie Caſtelbarco übergegangen, oder bei der Melliniſchen auf dem Monte Mario. Aber auch zu dieſen wie zur Villa Adriana bei Tivoli erlangt man Einlaßkarten mit größter Leichtigkeit. Von den Galerien iſt, was deren Benutzung durch Künſtler betrifft, nicht ganz daſſelbe zu ſagen. Ein Muſter an Liberalität iſt der Fürſt Borgheſe, während der Fürſt Sciarra-Colonna ſich für jedes Bild, das in ſeiner Sammlung copirt wird, fünf Louisd'or zahlen laſſen ſoll. Da dies nun etwas koſtſpielig iſt, ſo macht man lieber Copien nach Copien, und ein hieſiger Maler, der namentlich von Engländern protegirt wird, hat ein ganzes Magazin davon, eine ſchlechter als die andere. Das iſt aber der Mehrzahl der Käufer völlig gleichgültig.

Was nun die Villa Ludoviſi betrifft, welche man jetzt gegen beſondere Erlaubniß Donnerſtags beſuchen kann, ſo hat wol Mancher mit Sehnſucht das vergitterte Thor angeſchaut, wenn er von Piazza Barberini nach Porta Salara ging. Sie wurde von dem Cardinal Lodovico Ludoviſi angelegt, welcher unter der Regierung ſeines Oheims, Gregor XV., die Staatsgeſchäfte mit ſo viel Talent wie Geſchick leitete und die prächtige Kirche S. Ignazio baute, die er dem vom Papſte canoniſirten Stif-

ter des Jesuitenordens widmete und für welche er in seinem Testamente die Summe von 100,000 Ducaten aussetzte. Erst lange nach seinem Tode — er starb jung und nachdem er manche Widerwärtigkeiten ertragen, welche die Feindschaft der Barberini, die ihm im Regimeute folgten, ihm zugezogen — wurde die Kirche vollendet, deren Façade von Algardi ein zwar nicht fehlerfreies, aber doch imposantes Werk ist und in welcher er selber neben dem großen, aber geschmacklosen Monument Papst Gregors eine Ruhestätte gefunden hat. Die Architektur der drei Casino's, welche man in der Villa sieht, ist nicht besonders ausgezeichnet, doch macht das bedeutendste derselben, welches vom Domenichino gebaut ist, eine malerische Wirkung. Derselbe berühmte Künstler soll auch die Anlage des schönen Gartens großentheils geleitet haben; wie es heißt, hatte auch Le Nôtre an diesen Anlagen Theil. Es ist gewiß ein höchst anmuthiger Punkt. Wie in der Villa Pamfilj ist auch hier die Regelmäßigkeit französischer Laubgänge mit freierer Benutzung des Terrains verbunden, und der Ruhm der einst hier befindlichen Sallustischen Gärten ist wieder aufgelebt. Die herrlichsten Steineichen bilden ein dunkelgrünes, undurchdringliches Laubdach.

Die Antikensammlung ist nicht groß, enthält aber einige der berühmtesten Werke der alten Kunst. Die erste Stelle unter ihnen gebührt dem kolossalen Kopfe der Juno, überall unter dem Namen der Ludovisischen bekannt. Es ist die vollendetste Personifizirung weiblicher Hoheit und majestätischer Schönheit; es ist die Königin der Götter und der Sterblichen. Zwei der interessantesten Marmorgruppen sind hier zu sehen: die eine, nach der

wahrscheinlichsten Annahme, Electra mit Orestes, voll Wahrheit und mit dem anmuthigsten Ausdruck besorglicher Theilnahme und hingebender Anhänglichkeit. Die andere, einst für Arria und Pätus gehalten, jetzt namenlos, nachdem, der Gewohnheit gemäß, die Antiquare sich daran abgequält, und ohne Zweifel einen gefangenen Barbaren darstellend, der sich ersticht, indem er seine sterbend zusammensinkende Gattin zu halten sucht. Man wird bei diesem Werke von selbst an den sogenannten sterbenden Fechter erinnert: gleich diesem ist es in gewissem Maße eine Elegie auf das Unterliegen der bis dahin ungebändigten, frischen, starken Naturkraft. Nenne ich nun noch eine vortreffliche sitzende Statue des Mars, so habe ich die hervorragendsten Stücke der Sammlung bezeichnet, in welcher leider die Kunst oder richtiger das Handwerk des Restaurators in schlimmster Form aufgetreten ist. Eine seltsame Wirkung macht unter diesen Antiken eine Gruppe Bernini's, der Raub der Proserpina. Komisch schaut der bärtige Pluto drein, mit seinem gelockten Haupthaar, seinem Satyrsgesicht und den strotzenden Muskeln seines blank polirten Körpers, während die arme Entführte in seinen gewaltigen Armen zappelt und eine verzweifelnde Angst an den Tag legt, die man ihr in solcher Gesellschaft nicht übel nehmen kann. Es ist der grellste Abstich, von der vollendetsten Kunst der Griechen zum dicksten Zopf.

Früher schon habe ich der Fresken des Guercino in einem andern Gartenhause erwähnt. Die außerordentliche Farbenwirkung und die Kraft der Schattenpartien sind das Bemerkenswertheste an der berühmten Aurora: weniger ist die Composition zu loben, obgleich einige reizende Köpfe und graziöse Attitüden in dem Bilde vorkommen.

Vortrefflich iſt das Deckengemälde der Fama im obern Geſchoß: es iſt ein Reichthum und eine Weichheit des Colorits, die über das, was das Fresco vermag, hinauszugehen ſcheinen. Wer aber an dieſen Kunſtwerken ſich erfreut hat, dem rathe ich, auf die Platform zu ſteigen.

Rom liegt vor ihm ausgebreitet, in all ſeiner Glorie, in der Majeſtät ſeiner unerreichten Schönheit! Da die Stadt, Hügel und Thal und Ebene, aneinander gereiht in langen Linien, aufeinander gethürmt in gewaltigen Maſſen, ſich hebend und ſenkend in unerſchöpflichem Wechſel. Und da die Villen im nie vergehenden Schmuck ihrer Boskette, Gruppen von Lorber, von Platanen und Steineichen, überragt von den in der Luft ſich wiegenden Pinien, weißſchimmernde Gebäude davon umhegt und eingeſchloſſen, wie der Opal von Smaragden. Und zwiſchendurch das in einzelne Maſſen gedrängte oder in ſcharfkantiger Kette ſich dahinziehende Gebirge, und drüber der tiefblaue Himmel.

Eilfter Brief.

Zwei Frauen aus dem Hauſe Colonna.

Kränze und Kronen verſchiedener Art ſind dem Hauſe Colonna zu Theil geworden, und Glück wie Unglück, Gunſt wie Ungunſt in reichem Maße. Seit im Kampfe des Papſtthums mit dem Rothbart von Hohenſtaufen das römiſche Volk dem Oddo Colonna die Wohnungen niederriß und ſeine feſte Burg Paleſtrina vergeblich beſtürmte; ſeit, im Jahr 1167, Alexander III. den Bann der Kirche über das Geſchlecht ausſprach, ſind, das ganze Mittelalter hindurch und bis zur Zeit, wo die großen Feudalfamilien ihre politiſche Bedeutung verloren, die Colonneſen von Kampf zu Kampf gegangen, von Niederlage zu Sieg, zu Größe von Vernichtung. Eine an wichtigen Ereigniſſen, an Schickſalswechſeln, an Bewegung ſo reiche Familiengeſchichte wie die ihre gibt es wol nicht. Wenn ganz Rom guelfiſch war, ſaßen ſie, hartnäckige Gibellinen, auf ihrer quirinaliſchen Burg, dem Volke trotzend wie dem feindſeligen Adel, oder ſchauten von der Warte von Präneſte, wo ſie das durch ſeine Lage ſchon

beinahe unangreifbare Caſtell S. Pietro durch ſtarke Befeſtigungen mehr noch geſichert, hinab auf die römiſche Ebene, die ſie durch ihre Reiſigen eben ſo leicht beunruhigten, wie ſie, begünſtigt durch die Lage ihrer Burgen, die am Monte Caſſino vorüber nach Neapel führende Straße ſperren konnten durch die Scharen ihrer Vaſallen.

Dem vielfachen Kriegsruhme, dem Ruhme, der Kirche zahlreiche Cardinäle und nach vieljährigem Schisma den erſten von der geſammten Chriſtenheit wieder anerkannten Papſt gegeben zu haben, ward auch der Ruhm der Wiſſenſchaft und Dichtung zugeſellt. Nachdem der Auguſtinermönch Egidio Colonna, welcher 1316 zu Avignon ſtarb, durch ſein Buch „De regimine principum" und ſeine Streitſchriften über die Colliſionen der weltlichen mit der geiſtlichen Macht ſeinem Namen große Verehrung, ſich ſelber vielen Haß und viele Liebe erworben; nachdem, durch Petrarca's Dichtungen und Briefe und durch die Freundſchaft, die den großen Mann mit mehren Gliedern des Hauſes Colonna verband, der Name dieſes Letztern gleichſam verſchwiſtert worden mit dem der ſchönen Frau von Avignon: wetteiferte im 16. Jahrhundert eine Colonneſin mit dem Sänger Laura's.

Vittoria Colonna wurde zu Marino am Albanergebirge, einem Lehen ihrer Familie, im J. 1490 geboren. Ihr Vater war Fabrizio Colonna, ihre Mutter Agneſe von Montefeltro, die Tochter des ruhmwürdigen Herzogs Friedrich von Urbino. Die Zeit, in der ſie das Licht der Welt erblickte, war die letzte Zeit der Ruhe für Italien: nicht lange darauf brach der Krieg aus, welcher Fremden die Hälfte des Landes geben ſollte und die nazionale Unabhängigkeit vernichtete. Die meiſten italiſchen Großen

wurden hineingezogen in den Strudel der gewaltigen Ereigniſſe: keiner mehr denn Vittoria's Vater, der (etwas Ungewohntes für einen Colonna) kurze Zeit hindurch auf der Seite Frankreichs, den Reſt ſeines Lebens hindurch für Spanien kämpfte, bei Ravenna Gaſton de Foix gegenüber ſtand, dem zweiten Julius trotzte, indem er dem bedrohten Herzog von Ferrara zur Flucht aus Rom behülflich war und, nach vielen Wechſelfällen und kriegeriſchen Thaten, die er, urſprünglich zum geiſtlichen Stande beſtimmt, dem Willen ſeiner Familie entgegen mit der Theilnahme an der Vertreibung der Türken aus Otranto begann, im J. 1520 zu Averſa ſtarb, die Würde eines Großconnetable von Neapel ſeiner Familie erblich hinterlaſſend. So groß war ſein Ruhm der Kriegskunde, daß Machiavelli in ſeiner „Arte della guerra" ihm die Rolle des unterweiſenden Redners bei den Zuſammenkünften in den Rucellaiſchen Gärten in Florenz zutheilte. Im Kindesalter wurde Vittoria mit Ferrante d'Avalos, dem Sohne des Marcheſe von Pescara, verlobt. Politiſche Verhältniſſe waren vornehmſte Veranlaſſung zu dem Bündniſſe, welches dann erſt feſter geſchloſſen ward, als der Zweig des aragoniſchen Königshauſes, der damals den Thron Neapels beſaß und auch durch Familienverbindungen das Geſchlecht der Colonneſen immer mehr in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, längſt aufgehört hatte zu regieren und das Land eine ſpaniſche Provinz geworden war.

Am 27. Dezember 1509 fand die Vermälung des jungen Paares ſtatt auf der Inſel Iſchia, die den D'Avalos gehörte und wohin Vittoria von Marino ſich begeben hatte. Selbſt von der Ausſtattung der Braut iſt uns Kunde geblieben. Wir finden da ein Bett „nach fran-

zösischer Mode", mit Vorhängen und sonstigem Zubehör von Carmoisinseide mit blauem Taffet gefüttert, mit breiten Streifen von gewebtem Gold und goldenen Franzen, dazu drei Matrazen, eine Decke von Carmoisinseide von gleicher Arbeit und vier Kopfkissen derselben Art mit Franzen und Knöpfen von Gold. Drei Obergewänder (camorre) erhielt sie, von violettem Sammt und carmoisinrothem und schwarzem Brocat. Eine Decke und Zäumung von gewebtem Gold für ein Maulthier. Die Mitgift betrug 14,000 Ducaten. Unter den Kleinodien, die der Bräutigam schenkte, befanden sich ein Kreuz von Diamanten an goldener Kette, tausend Ducaten im Werth, andere gefaßte Diamanten, Rubine und Smaragde und zwölf goldene Armbänder; überdies eine Menge Toilettegegenstände von Sammt, Brocat und Seide.

Vittoria verbrachte glückliche Tage in Neapel. Sie hatte hineingeheirathet in eine hochgestellte Familie, die, spanischen Ursprungs, unter Neapels aragonischen Herrschern zu Reichthum, Würde und Macht gelangt war und deren Nachkommen jetzt noch unter den vornehmen Häusern des Landes genannt werden. An dem Hügel, den heutiges Tages das Castell von S. Elmo einnimmt, besaßen die D'Avalos die schöne Villa Pietralba, von der man auf Stadt und Golf und Inseln blickte, ein wundervoller Anblick. Am beliebtesten aber war der Aufenthalt auf Ischia, wo Ferrante's Muhme Costanza d'Avalos, Marchesa (nachmals Herzogin) von Francavilla, in deren Hand die Leitung der Familienangelegenheiten lag, Haus hielt und wo ein glänzender Kreis von Kriegern und Staatsmännern, von Dichtern und Frauen sich zu vereinigen pflegte. Dies bezeichnet Bernardo

Taſſo, Torquato's Vater, in einem an die Inſel gerichteten Sonett:

Du hegſt der Waffen Ruhm: in dir verbirgt ſich
Die keuſche Schönheit, Kraft gepaart mit Anmuth
Wie Himmel nie der Erde Höh'res ſandte.

Nicht lange aber ſollten ſo glückliche Zeiten währen.

Julius' II. unruhige Regierung ließ Italien nicht Frieden genießen. Der große Papſt wollte das Land befreien von der Fremdherrſchaft, aber er vermochte es nicht, trotz der gewaltigen Hülfsmittel ſeines Rieſengeiſtes, und mehrte nur Noth wie Unordnung. Die übermüthigen Venezianer zu Paaren zu treiben, erdachte er die Ligue von Cambrai: als aber Venedig dem Unterliegen nahe war, löſte er die Ligue auf und wandte ſich mit Venedig und Spanien gegen die nämlichen Franzoſen, deren er ſich bediente, um die Meereskönigin zu demüthigen, und deren Uebergewicht in Italien er nun fürchtete. Im Lande jenſeit der Apenninen wurden die entſcheidenden Schlachten geſchlagen: bei Ravenna ſiegte zwar Frankreichs Heer unter Gaſton de Foix, aber nach des heldenmüthigen Führers Falle ward der Sieg ſchlecht benutzt. Großentheils verſchuldete die Niederlage der Vicekönig Neapels, Ramon da Cardona, welchen Ludwig XII. von Frankreich ſpottend „Madame de Cardone" zu nennen pflegte: Fabrizio Colonna und Ferrante d'Avalos, welche ihm nach dem „Meeresufer, wo der Po herabgeht," gefolgt waren, geriethen in jener blutigen Schlacht in franzöſiſche Gefangenſchaft. Vittoria war auf Iſchia zurückgeblieben: einen Theil ihrer Zeit verwandte ſie auf die Erziehung des jungen Vetters ihres Gemals, Alfonſo d'Avalos, Marcheſe del Vaſto, der nachmals eine ſo

große Rolle ſpielte und deſſen Name leider mit der Geſchichte der Unterdrückung Italiens durch die Spanier eng verbunden iſt. Auf den talentvollen, aber heftigen, trotzigen, rachſüchtigen Jüngling hatte Niemand ſo vielen Einfluß wie Vittoria: ſie konnte ihn zur Milde umſtimmen, ja den Geſchmack an Poeſie und Kunſt flößte ſie ihm ein, und wenn in ſpätern Zeiten von ihrer Kinderloſigkeit die Rede war, pflegte ſie zu ſagen: „Unfruchtbar kann ich nicht genannt werden, denn aus meinem Geiſte habe ich dieſen da geboren.“

Doch in Unruhe und Trauer floſſen ihre Tage hin während der Abweſenheit des Gatten und Vaters. Sie ſchildert ihren Zuſtand in dem ſchönen Briefe, den ſie an Pescara während ſeiner Gefangenſchaft ſchrieb:

Sempre dubbiosa fù la mente mia;
Chi me vedeva mesta, giudicava
Che m'offendesse assenza o gelosia.

Ma io, misera me! sempre pensava
L'ardito tuo valor, l'animo audace,
Con che s'accorda mal fortuna prava.

Altri chiedeva guerra; io sempre pace
Dicendo: assai mi fia se il mio marchese
Meco quieto nel suo stato giace.

Non nuoce a voi tentar le dubbie imprese;
Ma a noi, dogliose, afflitte, che aspettando
Semo da dubbio e da timore offese!

Voi, spinti dal furor, non ripensando
Ad altro che ad onor, contro al periglio
Solete con gran furia andar gridando;

Noi, timide nel cor, meste nel ciglio,
Semo per voi; e la sorella il fratre,
La sposa il sposo vuol, la madre il figlio *).

Die Pflicht der Gattin, dem Gatten stets zu folgen, überall mit ihm zu theilen Glück und Unglück, drückt sie dann in trefflichen Versen aus:

Seguir si deve il sposo e dentro e fora,
E, s'egli pate affanno, ella patisca:
Se lieto, lieta: e se vi more, mora.

---

*) Stets war der Zweifel Spielball meine Seele;
Wer so betrübt mich sah, der mußte wähnen,
Daß in der Stille Eifersucht mich quäle.

Doch ach! mir Armen stand vor den Gedanken
Dein hoher Muth stets und dein kühn Beginnen,
Die übel passen zu dem falschen Glücke.

Nach Krieg verlangten Andre; ich nach Frieden,
Und sagte: Selig, wenn der theure Gatte
An meiner Seite süßer Ruh' genießet.

Euch frommt es wol, Gefahren aufzusuchen;
Doch wir, die bange harren und in Trauer,
Wir sind zugleich von Furcht bestürmt und Zweifeln.

Von Muth entflammt, des Ruhmes nur gedenkend,
Stürzt ihr dem Kriegsgetümmel euch entgegen
Und fordert keck das Schicksal in die Schranken.

Gepreßten Herzens, thränenschwer die Wimper,
Sind wir um euch: die Heimkehr unsrer Lieben
Erflehn wir täglich von der Gottheit Güte.

A quel che arrisca l'un, l'altro s'arrisca;
Eguali in vita, eguali siano in morte;
E ciò che avviene a lui, a lei sortisca*).

Aber nicht langwierig war noch hart die Gefangenſchaft des Colonna wie Pescara's. Dem Einen half namentlich die Freundſchaft des, franzöſiſcher Partei folgenden Herzogs von Ferrara, dem er bald darauf ſeinen Dienſt vergelten konnte; dem Andern die Theilnahme ſeines Verwandten, des großen Marſchalls Trivulzio, welcher lange Zeit in der Lombardei aufrecht gehalten das franzöſiſche Anſehen**). So wurden Beide bald befreit. Pescara war verwundet in die Hände der Feinde gefallen: während er im mailänder Caſtell, wohin man ihn gebracht, ſeine Heilung abwartete, ſchrieb er einen Dialog über die Liebe, den er ſeiner Gattin ſandte. Endlich ward dieſer das Glück, ihn wiederzuſehen: in einem Sonett,

*) Des Gatten Pfad muß auch die Gattin wandeln:
Wenn Leid ihn drückt, ſoll es auch ſie bedrücken,
In Glück und Noth ſein Loos es ſei das ihre.

Was Einer wagt, das ſoll der Andre wagen;
Im Leben gleich, ſeien ſie gleich im Tode:
So laſſet Beide Ein Geſchick verbinden.

**) Gian Giacomo Trivulzio's zweite Gemalin war Beatrice d'Avalos von Aquino. Ihr Denkmal ſieht man neben dem ſeinigen in dem Octogon der Vorhalle der Baſilika S. Nazaro zu Mailand, wo die Sarkofage der Trivulzen in hohen Mauerniſchen ſtehen, auf dem des Marſchalls die bezeichnende Inſchrift:

Io. Iacobus Magnus Trivultius
Antonii filius
Qui nunquam quievit quiescit
Tace.

das ſie lange nachher in ſchmerzlicher Erinnerung an beſſere Tage ſchrieb, gedenkt ſie ſeiner „belle ferite“. So ſagte Iſabella d'Aragona, die vom Schickſal hart geprüfte verwitwete Herzogin von Mailand, zu Pescara: „Ich möchte ein Mann ſein, Herr Marcheſe, wäre es auch nur, um Wunden im Geſicht zu erhalten wie Ihr, und um zu ſehen, ob ſie mich ſo gut kleiden würden wie Euch.“

Lange währte die Ruhe nicht. Mit ſeinem Schwiegervater und deſſen Anverwandten, Prosper Colonna, dem erſten Taktiker ſeiner Zeit, nahm Pescara von neuem Antheil an den italiſchen Feldzügen, ging als Abgeſandter des neapolitaniſch-aragoniſchen Adels nach Flandern zum jungen Könige Carl, der bald die Kaiſerkrone tragen ſollte, war mit Vittoria in Rom, wo Papſt Leo X. regierte, zog mit Prosper in jenen großen Krieg, wo Carl V. und Franz I. zum erſten Male die Macht ihrer Reiche miteinander maßen, das unglückliche Herzogthum Mailand, das beinahe ganz in den Händen der Franzoſen, wiederum der Kampfplatz. Auf des Kaiſers Seite ſtanden der Papſt und die Eidgenoſſen. Der Marſchall von Lautrec, muthiger denn glücklich, befehligte das franzöſiſche Heer in der Lombardei und verlor Mailand im November 1521. Nicht lange darauf ſtarb Leo X., aber der Krieg währte fort unter ſeinem Nachfolger Hadrian VI. Prosper Colonna und Georg von Frundsberg, der Führer der teutſchen Landsknechte, ſchlugen Lautrec bei La Bicocca in Mailands Nähe (27. April 1522), Pescara nahm und plünderte Genua. Der letzte Sforza, Franz II., erhielt ſein väterliches Erbe wieder; im Jahre darauf war nur das Caſtell von Cremona im Beſitze der

Franzoſen geblieben, die kurz vorher faſt die ganze Lombardei inne gehabt.

Aber ſie ſtiegen wieder mit großer Heeresmacht herab in die lombardiſche Ebene. Ihr oberſter Führer, Admiral de Bonnivet, des Königs Günſtling, belagerte Mailand, wo Prosper Colonna am 30. Dezember ſtarb; Pescara, der Connetable von Bourbon, welcher ſeinem Vaterlande als Feind gegenüber ſtand, der Niederländer Charles de Lannoi, der nachmals Vicekönig von Neapel ward, befehligten die kaiſerlichen Truppen. Das Glück war ihnen hold: Bonnivet wurde zum Rückzuge genöthigt. Beim Uebergange über die Seſia ereilte und ſchlug ihn Pescara. Es war der Tag, an welchem Bayard fiel (30. April 1524). Den Geſchlagenen folgte das kaiſerliche Heer. Bourbon und Pescara fielen in die Provence ein und lagerten vor Marſeille, welches durch zwei Italiener, Renzo da Ceri aus dem Hauſe Orſini und Federigo da Bozzolo aus dem Hauſe Gonzaga, tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung zog ſich in die Länge: Krankheiten und Verluſte nöthigten die kaiſerlichen Feldherren zum Rückzuge. Dieſer erſte Verſuch, dem Feinde in ſeinen ſüdlichen Erbſtaaten beizukommen, hatte keinen glücklichern Erfolg als der zweite, den zwölf Jahre ſpäter der Kaiſer in eigner Perſon unternahm und der wie jener in der Provence ſcheiterte.

König Franz rüſtete von neuem, während zwiſchen dem Papſt Clemens VII. und Carl V. Uneinigkeit ausbrach und Erſterer dem franzöſiſchen Intereſſe ſich zuwandte. Ein Intriguenſpiel, wie kaum je noch irgendwo ein ähnliches geſehen worden, begann. Clemens, als Miniſter ſeines Vetters Leo glücklicher denn als Herrſcher,

in ſeinen Entſchlüſſen ſtets wankelmüthig, außer da, wo ſie ihn dem Verderben zuführten, war ganz in ſeinem Element; ſein Datar und Vertrauter, Giovan Matteo Giberti, einer der gewandteſten Staatsmänner der Zeit, hielt die Fäden in der Hand. Der Herzog Franz von Mailand, dem Kaiſer ſchon grollend wegen der aufgeſchobenen Inveſtitur, ließ ſich bethören durch die päpſtlich-franzöſiſche Partei: ſein vornehmſter Rathgeber Girolamo Morone wandte alle ſeine Klugheit und Geſchicklichkeit auf, die kaiſerliche Faction in Italien zu ſchwächen. Alle Mittel waren gut. Vor allem ſuchte man Pescara zu gewinnen: Lohn ſeines Abfalls ſollte die Krone Neapel ſein.

Es fand ein förmlicher Antrag ſtatt. Der traurige Zuſtand, in welchem, der Anſtrengungen ſeiner Führer ungeachtet, ſeit dem Rückzuge aus der Provence das kaiſerliche Heer ſich befand, wurde von den Unterhändlern vorgeſchoben. Inwieweit Pescara ſich einließ auf die Vorſchläge, die ihm von mailändiſcher Seite gemacht, von päpſtlicher unterſtützt wurden, iſt nicht ganz gewiß. Sei es, daß Ehrgefühl und Anhänglichkeit ihn abhielten, vom Kaiſer abzufallen; ſei es, daß die Sache ihm zu gewagt vorkam: er weigerte ſich, den Lockungen Gehör zu geben. Können wir Dem, was Paolo Giovio ſchreibt, Glauben beimeſſen, ſo wußte Vittoria um den Antrag und war dagegen. Denn bei jenem Hiſtoriker meldet ſie ihrem Gemal: er möge eingedenk ſein des angeſtammten Hochſinnes, durch den er an Ruhm und Ehre vieler Könige Glück und Ruhm übertreffe. Durch die Größe der Reiche nicht und nicht durch prunkende Titel erlange man die wahre Ehre, wol aber durch Tugend, welche mit ſtetem

Lobe auf die Nachkommen übergehe. Sie verlange nicht Gemalin eines Königs zu ſein, wol aber die Gemalin des großen Feldherrn, welcher im Kriege durch Tapferkeit, durch edle Geſinnung im Frieden die größten Könige zu beſiegen gewußt habe.

Vielleicht war es in jeder Hinſicht ein Gewinn für Pescara, daß er jene Anträge abgelehnt. Das Glück wandte Frankreich den Rücken: bei Pavia fiel der glänzendſte Theil des franzöſiſchen Adels und, ein Gefangener Lannoi's, wurde König Franz nach Pizzighettone am Po, dann nach Spanien gebracht. Pescara wurde ſchwer verwundet: die Entſchloſſenheit aber, womit er den Durchzug des ſpaniſchen Fußvolks durch den Park von Mirabella bewerkſtelligte und die geſchickten Manövers, durch die er ſeine Füſiliere in die Lücken der feindlichen Linie ſchob, entſchieden weſentlich den Tag. Er brach auf lange Frankreichs Macht: einige Jahre ſpäter beendigten die Erſtürmung Roms und die Eroberung von Florenz (1527 und 1530) das verhängnißreiche Drama.

Ferrante d'Avalos, in deſſen Hände, ſo viel wir urtheilen können, in dem oberwähnten Moment das Schickſal, das Wohl und Wehe Italiens gegeben waren, ſollte dieſe letzten Ereigniſſe nicht mehr erleben. Seit dem J. 1521 ſah Vittoria ihn ſelten: nur im nächſtfolgenden Jahre, wo ſie ihre Mutter, die eine Pilgerfahrt nach Loreto unternommen, auf dem Heimwege von derſelben durch den Tod verlor, war er auf kurze Zeit in Neapel. Nur unvollkommen genas er von den bei Pavia erhaltenen Wunden. Im Sommer 1525 nahmen ſeine Kräfte raſch ab: man ſprach, wahrſcheinlich ohne Grund, von Gift, das ihm beigebracht worden ſei. Sein Verhalten bei

jenen Intriguen hatte zu mancherlei Verdacht Anlaß gegeben, wenn gleich für ihn seine Vorliebe für Spanien sprach, die namentlich in den letzten Lebensjahren sich äußerte, wo er spanische Tracht anlegte, spanisch sprach und wol sagte, er möchte lieber Spanier sein denn Italiener. Als Vittoria von des Gatten lebensgefährlicher Krankheit vernahm, machte sie sich auf den Weg nach der Lombardei, aber in Viterbo schon erhielt sie die Kunde seines Todes. Pescara verschied zu Mailand am 25. November 1525, in jugendlichen Jahren (er war nicht älter als Vittoria), aber mit dem Ruhme, einer der ersten Feldherren und Taktiker gewesen zu sein in seiner an großen Kriegsmännern reichen Zeit.

Der Schmerz schien Vittoria anfangs zu überwältigen. Sie wünschte sich in das Clarissenkloster S.-Silvestro in capite in Rom zurückziehen zu können; der Papst ertheilte ihr dazu seine Erlaubniß mittels eines an die Aebtissin und Nonnen gerichteten Breve vom 7. Dezember, welches von dem berühmten Sadolet abgefaßt ward. „Da Wir erfahren haben" — heißt es darin —, „daß Unsere geliebte Tochter Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara, vor kurzem ihres ruhmwürdigen Gemals beraubt, von Tage zu Tage mehr dem Schmerz und den Thränen sich hingibt und nach der Einsamkeit irgend eines Gott geweihten Ortes sich sehnt, dort dem Herrn ungestörter dienen und dem Gebete für die Seele ihres Gatten sich hingeben zu können: so haben Wir in jener liebevollen Berücksichtigung, die Wir Allen schuldig sind, und in Gemäßheit des besondern und väterlichen Wohlwollens gegen die Genannte und ihren Bruder, den edeln Herrn Ascanio Colonna, euer Kloster ihr zum Aufenthalte ange-

wieſen, welchem, wie Wir vernommen, die geſammte Colonneſiſche Familie eine beſondere Verehrung zollt.“ Nachdem nun den Kloſterfrauen anbefohlen worden, Vittoria mit ihrem Gefolge ehrenvoll aufzunehmen, ſchließt das Breve folgendermaßen: „Damit nicht, ihrem Schmerz eher Gehör gebend als reiflicher Ueberlegung, die Gedachte ihr Witwengewand mit Nonnentracht vertauſche, verbieten Wir euch, bei Strafe der Excommunication im ſtrengern Sinne, ſolches ohne Unſere beſondere Genehmigung zu geſtatten.“

In der Ruhe und Abgeſchiedenheit des Kloſters ſcheint Vittoria vorzugsweiſe jener ernſten und frommen Poeſie ſich zugewandt zu haben, die ihr Troſt in ihrem Schmerz wie unvergänglichen Ruhm verſchaffte. Aber nicht lange ſollte die Ruhe währen. Clemens VII., den Franzoſen geneigt, konnte mit der kaiſerlichen Partei nicht in Eintracht bleiben. Was die alten Päpſte an Widerſetzlichkeit und Trotz in ihrer eigenen Hauptſtadt erfahren, ward ihm in reichem Maße zu Theil. Eine Zeit lang ſtanden die Gegner, heimlich grollend, aber noch äußerlich ruhig, einander gegenüber: doch hielt Aſcan Colonna es für gerathen, ſeine Schweſter nach Marino zu bringen. Am 20. Sept. 1526 plünderten die Colonneſen mit den von ihren vielen Lehen im Kirchenſtaat und im Neapolitaniſchen herbeigezogenen Vaſallen und mit kaiſerlicher Mannſchaft den Vatican und nöthigten den Papſt, nach der Engelsburg zu fliehen, wo am folgenden Tage ein förmlicher Vertrag abgeſchloſſen ward, bei dem indeß der Kaiſer beſſer bedacht ward als ſeine römiſchen Bundesgenoſſen, denen eine ziemlich karge Amneſtie zu Theil wurde. Dieſes Ereigniß war nichts als der Vorläufer

der Plünderung Roms durch das wilde Heer des Connetable von Bourbon. Vor diesem beklagenswerthen Vorfall hatte Vittoria den Kirchenstaat verlassen und sich nach Ischia begeben, nachdem sie es durch ihre Bitten und Vorstellungen nicht zu hindern vermocht hatte, daß Pompeo Colonna des Cardinalshuts verlustig, ihr Bruder Ascan und alle Angehörigen in die Acht erklärt, sämmtliche Vasallen des Hauses ihres Lehnseides entbunden worden waren. Als nun das große Unglück geschehen war, als Rom von zuchtlosen Horden geplündert, der Glanz und Reichthum der Stadt und der Familien auf Jahre vernichtet, der Papst in der Engelsburg gefangen gehalten, viele Cardinäle und Prälaten in Feindes Hand Mishandlungen und den größten Gefahren preisgegeben, alle Hülfsmittel erschöpft waren: benutzte Vittoria den Einfluß, den sie bei den Ihrigen und bei ihrer Partei hatte, dies harte Geschick zu mildern, schrieb an den Cardinal Colonna, der bald das Elend beweinte, welches über seine Heimat herbeizuführen er selber mitgewirkt, an Del Vasto, an Andere, gab was sie besaß willig her, Gefangene zu lösen, die Habsucht der Spanier, die Gier der Deutschen zu befriedigen. Daß ihr Wirken nicht fruchtlos war, zeigt unter Anderm ein Schreiben des schon genannten Bischofs Giberto, der bestimmt war, zu der Zahl der vom Papst gestellten Geiseln zu gehören.

„Ich möchte wünschen — schreibt dieser am 20. November 1527 —, daß ich nicht früher schon der Zuneigung und des Wohlwollens, welches Ew. Excellenz mir geschenkt, so gewiß gewesen, wie es bei mir der Fall war. Denn wenn die Beweise davon, die ich erhalten und die

mit jedem Tage ſich mehren, mir neu und unerwartet wären, ſo würden ſie mich mit ſolcher Freude erfüllen, daß alle überſtandenen Leiden mir wie Glück erſcheinen müßten. Aber auch jetzt ſind ſie mir ein großer Troſt, und mich dünkt, die Ketten, die ich getragen, erwerben mir die Hochſchätzung Aller, welche ſehen, wie lieb Euch meine Befreiung iſt. Ich habe geſehen, was Ihr dem Cardinal Colonna geſchrieben, der bisher ſo gegen uns alle ſich benommen, daß wir ihm verpflichtet ſind, und der uns hoffen läßt, unſere Angelegenheit zu gutem Ende geführt zu ſehen. — — Ich würde Ew. Excellenz für das Anerbieten der eigenen Beſitzungen als Pfand für mich danken: wie ſoll ich aber danken, oder was ſoll ich noch verſprechen, da ich mich Euch ſchon ganz zu eigen gegeben und Euch jetzt mehr denn je verpflichtet bin?"

Im folgenden Jahre fand Vittoria von neuem Gelegenheit, einflußreiche Verwendung eintreten zu laſſen, als ihr Bruder Aſcan und der Marcheſe del Vaſto in jener blutigen Seeſchlacht, welche am 28. Mai 1528 Filippino Doria, Neapel von der Seeſeite angreifend wie der Marſchall von Lautrec auf der Landſeite, dem Vicekönige Ugo de Moncada lieferte, in des Feindes Hände fielen, während Moncada ſelbſt im Kampfe den Tod fand. Während dieſer langwierigen Belagerung, die, unter glänzenden Ausſichten begonnen, mit dem Untergange des franzöſiſchen Heeres und dem Tode ſeiner Führer endete, lebte Vittoria meiſt auf Iſchia, von wo ſie, als die Seuche, die in Folge der Einſchließung und des Mangels die Stadt verheerte, auch nach der Inſel drang, nach ihrem Lehen Arpino ſich begab und von dort nach Rom, wo ſie längere Zeit verweilte, bis ſie den reizenden Golf

Neapels wiedersah. Damals schon war sie nicht minder durch den Glanz ihres Geschlechts und durch die Stellung, die sie einnahm, als durch das treue Andenken, welches sie ihrem verstorbenen Gatten bewahrte, und ihr seltenes Dichtertalent berühmt. Verschiedene Anträge, eine zweite Ehe zu schließen, wurden ihr gemacht: sie lehnte sie ab, trug immer Witwenkleider, feierte in schönen Versen den Ruhm und die Thaten Pescara's und blieb ungetröstet über seinen Verlust. Im siebenten Jahre nach seinem Tode beweinte sie ihn wie im ersten. Dann aber ward sie durch jene Hand, die den Himmel gebildet („quella mano che formò il cielo"), über den irdischen Schmerz emporgehoben, und ihr Geist und ihre Poesie wandten sich immer mehr den überirdischen Dingen zu. Ihren geistlichen Gedichten verdankt sie den größten Ruf. Alles, was Italien damals an ausgezeichneten Männern zählte, schaarte sich um sie: Bernardo Tasso, Luigi Alamanni, Trissino, Giberti, Annibal Caro, Giovio, Gio. Guidiccioni, Franc. Maria Molza u. A., und unter den Cardinälen Pietro Bembo, Gaspare Contarini, Reginald Poole, Jac. Sadoleto, Federigo Fregoso, zu deren Erhebung sie zum Theil mitwirkte. Diese allgemeine Bewunderung spricht das folgende schöne Sonett Bembo's aus:

Erhab'ne Säule Du, die sonder Wanken
Der Stürme Wuth bestand, zur Zier gereichen
Dir holde Glieder, jetzt in Trauerzeichen,
Himmlische Worte, heilige Gedanken,

Und Lieder, wohllautreich, so daß, den Schranken
Der Zeit zum Trotz, ihr Ruhm, statt zu erbleichen,
Ein späteres Jahrtausend wird erreichen;
Die süß einst klangen, jetzt in Schmerz versanken.

Wie Euch mit Gaben alle Sterne ſchmückten,
Vielleicht kann man's erdenken; doch kein Mund
Ermäße ſolchen Ozeanes Grund.

Nur fleh' ich: Sehnſucht nach dem Euch Entrückten,
Sie mache nicht, daß Ihr das Leben haßt;
Mit uns zu weilen, ſei Euch nicht zur Laſt.

Im J. 1536 war ſie wieder in Rom, wo Paul III. ſie aufs ehrenvollſte empfing und Kaiſer Carl V., der die Weltſtadt beſuchte, ſich zu ihr und ihrer Schwägerin Giovanna d'Aragona verfügte. Eine Zeitlang lebte ſie in Ferrara und dachte ernſtlich an eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe: aber die Vorſtellungen der Freunde und ſchwache Geſundheit hielten ſie davon ab und ſie kehrte von neuem nach Rom zurück. Hier begann ihre Bekanntſchaft mit Michel Angelo Buonarroti — zwei hohe Geiſter erkannten ſich, und der große Künſtler, deſſen edler Stolz vor irdiſchem Glanz ſich zu beugen verſchmähte, hat in ſeinen leben- und charaktervollen Dichtungen ausgeſprochen, was er Vittoria verdankte. Wie unter der Hand des Bildhauers aus der „umil' materia" das Modell entſtehe, welches ſodann der Meiſel aus edlem Stein von neuem hervorrufe, ſo ſei es ihm ergangen:

Hat erſt die Kunſt, die gottgeborne, reine,
Ein Menſchenbild erfaßt, ſo formt gemach
In niederm Thon ſie den Gedanken nach,
Daß ihre Erſtgeburt dem Aug' erſcheine.

Doch in der zweiten erſt, im harten Steine
Erfüllt der Hammer das, was er verſprach;
Verklärt und neugeboren kennt hernach
Begrenzung ſeines Ruhms das Kunſtwerk — keine.

So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Beſtimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit,
Als ein vollkommn'res Werk geboren werde.

Mein Zuviel tilget, es ergänzt die Lücken
Eu'r Mitleid; doch verſcherzt' ich das in Roheit,
So wendete mir alles Heil den Rücken*).

Noch aber warteten neue Stürme der ſchon mehrfach Geprüften und von neuem ſah ſie „batter la sua colonna entro ed intorno". Denn wegen der erhöhten Salzſteuer, die Paul III. 1540 ausſchrieb, eine Maßregel, die ſo großes Misvergnügen im Kirchenſtaate erregte und Perugia zu offener Rebellion trieb, entſtand arge Mishelligkeit zwiſchen dem Papſte und den Colonneſen. Ascan widerſetzte ſich dem Befehle des Papſtes, das Salz für ſeine Lehen in Rom zu kaufen, aber ſeiner Burgen eine nach der andern wurde durch Pier Luigi Farneſe genommen, über ihn die Acht ausgeſprochen. Im Königreich Neapel fand er Aufnahme, Vittoria aber ging nach Orvieto in das Kloſter S. Paolo, wo ſie indeß nicht lange blieb, ſondern noch im Laufe des Jahres nach Rom zurückkehrte. Es war um dieſe Zeit, wo die Lehren der teutſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren in Italien einzudringen anfingen**),

*) Die Ueberſetzung dieſes berühmten Sonetts („Poscia ch'appreso ha l'arte intera e diva") wie des vorhergehenden des Bembo („Alta colonna, e ferma alle tempeste") verdankt der Herausgeber der Güte ſeines theuren Freundes Carl Witte, den Italien wie Teutſchland als einen der gründlichſten Kenner italieniſcher Literatur, namentlich der Dante'ſchen Zeit, anerkennt und von deſſen Studien beide Länder ſich noch reiche Früchte verſprechen.

**) Vgl. S. 175.

und manche talent- und geiſtvolle, aber unruhige und erregte Männer, in ihrem Misvergnügen über die Misbräuche, die ſich in die Kirche, namentlich in die Disciplin eingeſchlichen, zu Meinungen ſich hinzuneigen begannen, welche endlich ihren völligen Abfall von der katholiſchen Kirche zur Folge hatten. Daß dieſe reformatoriſchen Prinzipien in Ferrara bei der Herzogin, Renée von Valois, Schutz und Begünſtigung fanden, iſt bekannt. In Florenz zeigten ſie ſich; in Rom machte eine Zeitlang der Kapuzinermönch Fra Bernardino von Siena (Ochino) durch ſeine Bußpredigten Aufſehen, bis er, ſeiner dem Papſtthum immer ſchärfer entgegentretenden Grundſätze wegen verdächtig, entfloh und ſich zum Proteſtantismus bekannte. Mit ihm, mit Pier Martire Vermigli, der aus einem Auguſtiner-Chorherrn zu Fieſole einer der einflußreichſten proteſtantiſchen Theologen und Profeſſor zu Oxford ward, mit jenem talentvollen Florentiner Carneſecchi, der endlich durch Cosmus I. der Inquiſition ausgeliefert ward, und Andern, die denſelben Meinungen hold waren, ſtand Vittoria wenigſtens eine Zeitlang in Verbindung: gegen die Anſchuldigung, daß ſie ſelbſt ſolche Meinungen getheilt, iſt ſie vielfach, und wie es ſcheint mit Recht, vertheidigt worden. Ihre eigenen Aeußerungen berechtigen wenigſtens nicht zu einer ſolchen Annahme. Wie dem auch ſei, nach jener Zeit ſcheint ſie namentlich der Leitung des Cardinals Poole in Gewiſſensſachen ſich anvertraut zu haben. Im Oct. 1541 war ſie im S. Katharinenkloſter zu Viterbo, wo Poole und andere ihrer Freunde ſich befanden. Buonarroti ſchrieb ihr wiederholt und überſandte ihr Poeſien; ſie erſuchte ihn einmal, es weniger häufig zu thun, ſonſt werde ſie verabſäumen, die Abendandacht in der Kapelle

zu halten, er, die Morgenstunden in der Peterskirche zuzubringen. Aber sie bewahrte ihm eine solche Zuneigung, daß sie nie in die Nähe Roms kam, ohne nach der Stadt zu gehen, ihn zu besuchen, wie Michel Angelo's Schüler, Condivi, in seiner Lebensbeschreibung erzählt. Sie wurde gefährlich krank; der berühmte Fracastoro, den man um Rath frug, gab von Verona aus Heilmittel an, fügte aber hinzu: es thue noth, ihr einen Seelenarzt zu finden, sonst werde das schönste Licht dieser Welt erlöschen. Ihr Leben währte noch einige Zeit, aber ihre Gesundheit stellte sich nicht wieder her. In Viterbo verweilte sie bis zum J. 1543, dann begab sie sich nach Rom in das damalige Benedictinerkloster S. Anna de' Funari, welches jetzt in ein Waisenhaus umgewandelt ist. Hier schrieb sie ihre letzten Dichtungen und lateinische Gebete; hier hatte sie den Schmerz, den Tod Del Vasto's zu vernehmen, der 1546 starb, mitten in den glänzendsten Hoffnungen und Aussichten, als Feldherr hochgerühmt und eine der Stützen seiner mächtigen Partei, der aber seinen Namen durch Härte und Habsucht befleckte und eins der geschicktesten Werkzeuge in des Spaniers Hand zur Knechtung Italiens war.

Als sie das Ende eines Lebens, das „fra poche dolci e assai lagrime amare" verstrichen, herannahen fühlte, ließ sie sich in die Wohnung Giuliano Cesarini's bringen, der eine ihrer Verwandten geheirathet hatte, und machte dort am 15. Febr. 1547 ihr Testament, in welchem sie unter Anderm jedem der vier Klöster, in denen sie gelebt, ein Vermächtniß hinterließ und die Cardinäle Poole, Sadolet und Morone zu Gewährsmännern ernannte. Das Testament hat die eigenhändige Unterschrift:

Ita testavi ego Victoria Columna. Wenige Tage darauf ſtarb ſie, im 57. Jahre ihres Alters. Buonarroti ſah ſie noch als Leiche. Ihrer eigenen Verfügung zufolge wurde ſie in der Gruft beigeſetzt, in welcher die Nonnen von Sta. Anna begraben liegen. Kein Stein bezeichnet den Ort, wo ihre irdiſchen Reſte ruhen. Aber ſchon zu ihren Lebzeiten wurde ihr Name und ihr Bildniß durch Denkmünzen der Nachwelt überliefert: zwei derſelben zeigen ſie in der Jugend, als glückliche Gemalin eines gefeierten Helden, eine andere als trauernde Witwe nach Pescara's Tode, noch eine endlich in vorgerücktem Alter, auf dem Revers ein Fönix, der, in den Flammen wieder auflebend, mit ausgebreiteten Flügeln zur Sonne emporſchaut.

Vittoria's Poeſien ſind, mit ſehr geringen Ausnahmen, aus der Zeit, welche dem Tode Pescara's folgte, und wie ſie fürder ſtets Witwenkleidung trug, ſo herrſcht auch in ihren Dichtungen eine trübe Stimmung vor: Schmerz über den unerſetzlichen Verluſt, Trauer über die Verödung, wehmüthige Erinnerung an vergangenes Glück. Dabei aber, wenn ich ſo ſagen darf, ein Schwelgen im Gedanken an die glänzenden Eigenſchaften und glorreichen Thaten des Gatten und ein Sichkräftigen am wärmenden Stral dieſer ihrer Sonne, wie ſie D'Avalos nennt, deren Licht nicht Zeit, nicht Tod verdunkelt und die in voller Glorie zu ſchauen keine irdiſche Hülle mehr ſie hindert. Was von frühern Poeſien Vittoria's vorhanden war, zum Theil an ihren Gatten gerichtet, ſcheint mit Ausnahme des ſchon genannten Briefes nach der Ravennaſchlacht, den man eine echte Heroide nennen darf, verloren. Petrarca iſt augenſcheinlich Vorbild bei jenen Sonetten ge-

weſen. Aber es iſt keine weichliche Nachahmung; es iſt nicht alle Harmonie und Abwechſelung, alle Zartheit und aller Schmelz des Trecentiſten, aber auch nicht ſeine fraſenreiche Künſtelei; es iſt ein kräftigerer Geiſt, wenngleich der eines Weibes.

So iſt der erſte Theil der Dichtungen. Der zweite, meiſt religiöſen Inhalts, dürfte Vittoria's Ruhm bei weitem am ſicherſten begründen. Denn hier ſpricht ſich in wohllautenden Verſen eine tiefe Frömmigkeit aus, ein feſtes Gottvertrauen, eine nicht wankende Zuverſicht, eine frohe Hoffnung, ein inniges Durchdrungenſein von den Wahrheiten des Glaubens. So ſchön auch in den frühern Gedichten die Sprache iſt: in den ſpätern erhebt ſie ſich mit dem Gegenſtande zu größerm Reichthum, höherm Schwunge, größerer Mannigfaltigkeit der Form, größerer Präciſion und Würde. In Vittoria's Dichtungen leben wir ihr Leben mit: in ihnen liegt der Kreislauf ihrer Empfindungen vollendet und abgeſchloſſen da. Sie ſagt uns, weshalb ſie dichte: „Ich ſchreibe, auszulaſſen inn'res Leiden"; als Rechtfertigung müſſen ihr dienen „des Glaubens Reinheit, Feuereifer, tiefer Schmerz"; ihre Gedichte ſeien „bittere Thränen, nicht Geſanges Süße — trübe Seufzer, nicht heitere Stimme". Sie gedenkt des Glücks der vergangenen Tage: „Welch ruh'ge See, welch hellen Wellenſpiegel — durchfurchte einſt mein ſtarkgebauter Nachen"; ſie gedenkt der Heimkehr des ruhmgekrönten Gatten nach Iſchia und der wehmüthigen Erinnerung, die der Ort ihr nun erweckt: „Wie jetzt er Leid mir gibt, gab er mir Freude!" Nachdem ſieben Jahre ſeit Pescara's Tode verfloſſen, war ihr Schmerz noch lebendig: „Ich hoffte, daß die Zeit vermindern würde — die heiße

Sehnſucht" — das Hoffen ward getäuſcht, denn ſie fand noch keinen Troſt und Alles auf der Welt war ihr verloren: „Was Leben hier für mich, raubte der Tod — an Einem Tage mir mit meiner Sonne."

Aber endlich findet ſie Tröſtung im Hinblick auf das Jenſeits und macht ſich immer mehr los von den irdiſchen Banden und Wünſchen. Das erſte Sonett der Rime sacre ſpricht es aus: „Die blinde Liebe der Welt hielt eine Zeitlang die Seele mir nach Ruhme dürſtend und wärmte gleichſam am eigenen Buſen eine Schlange; deshalb ſchmachtet ſie jetzt in Thränen zum Herrn gewandt, der ihr die Heilung ſandte. Fürder ſeien mir Federn die heiligen Nägel, das köſtliche Blut die reine Dinte, makellos Papier der heilige Körper, auf daß ich ſchreibe das, was er gelitten. Nicht darf Parnaſſus ich anrufen mehr, noch Delos: nach andrer Quelle ſtreb' ich, andre Berg' erſteig' ich, die Menſchenfuß nicht ohne Hülf' erſteiget. Die Sonne, die Urſtoffe hellt und Himmel, bitt' ich, daß, ihren Stralenquell eröffnend, ſie Labung ſende meinem heißen Durſte." Andre Gegenſtände wählt ihre Muſe — in dieſen Empfindungen und Geſinnungen findet ſie Troſt, Beruhigung und Glück: „Selig die Seele, die der Welt entſagt und dem, was hier das arme Leben bietet"; aus traurigem, ödem Winter geht ſie ein in den blühenden Frühling: „Aus Freud' zur Freude, ſeligen Gedanken, die Reih' an Reih' ſich leuchtend ſchließen, führet aus düſterm Wintertag zu ihrem Frühling, dem warmen, grünen, mich die ew'ge Liebe". Das Dunkel, das ihre Seele umfing, hat ein heller Himmelsſtral durchdrungen, ſcheuchend die umher gelagerten Nebel. Voll geiſtiger Befriedigung ruft ſie endlich aus:

„O ſelig die, welche die Frucht und Wurzel
Der Welt verachtet, und mit ihrem Herren
Nun andre Luſt und ewige genießet!"

So war, im Leben und in der Dichtung, die Colonneſin ein reiner, großartiger Charakter, ein Gemüth, das weibliche Zartheit und Hingebung mit Manneskraft vereint, ein reiches und in ſeiner keuſchen Strenge dennoch anmuthiges Dichtertalent *).

Sie war es werth, daß Lodovico Arioſto ſie feierte in den ſchönen Stanzen des Orlando **):

„Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle Die,
Die ſelbſt verſtummen heißt des Neides Toben,
Und keine zürnt mir wol, erwähl' ich Sie,
Um, von den andern ſchweigend, Sie zu loben.
Sie hat nicht nur durch ſüße Melodie
Sich ſelber zur Unſterblichkeit erhoben,
Auch jeglichen, von dem ſie ſingt und ſpricht,
Verſetzt ſie aus der Gruft zum ew'gen Licht.

*) Vittoria's Poeſien wurden noch zu ihren Lebzeiten mehrmals gedruckt, mehrmals nach ihrem Tode, zuerſt in Parma 1538, zuletzt in Bergamo 1760. Keine dieſer Ausgaben iſt genau und vollſtändig zu nennen. Einen neuen ſehr glänzend ausgeſtatteten und durch Vergleichung der Handſchriften weſentlich verbeſſerten und bereicherten Abdruck veranſtaltete im J. 1840 auf Koſten des Fürſten Torlonia und bei Gelegenheit der Vermälung deſſelben mit einer Colonna, P. E. Visconti, der eine ſehr gut geſchriebene Biografie der Dichterin vorausſandte, welche in gegenwärtiger Darſtellung vielfach benutzt worden iſt.

**) Geſang XXXVII, Str. 16 fg. (Nach der Streckfuß'ſchen Ueberſetzung, Ausg. v. 1839.)

Wie auf die weiße Schweſter aus der Ferne
Am liebſten Föbus ſchaut, ſie mehr erhellt,
Als Venus, Maja und die andern Sterne,
Die wandeln oder ſtehn am Himmelszelt,
So gibt er, daß ſie mehr als Andre lerne,
Wie man mit hoher Luſt die Herzen ſchwellt,
Den hohen Worten Kraft zu unſrer Wonne
Und ſchmückt den Himmel aus mit neuer Sonne.

Victoria heißt ihr Nam' und ziemt der Hehren,
Geboren einſt beim Sieg, die, wo ſie weilt,
Trofäen ſtets, Triumfe ſtets verklären,
Der nach und der voraus Victoria eilt.
Hoch iſt ſie, Artemiſien gleich, zu ehren,
Der großen Ruhm die Gattenlieb' ertheilt,
Ja höher noch — denn ſchöner iſt's, den Gatten
Der Grabesnacht entziehn, als ihn beſtatten.

Wird Porzia noch, wird Laodamia,
Argia mit viel Andern hochgeprieſen,
Wird noch gerühmt Evadne, Arria,
Die ſterbend ſich den Gatten treu erwieſen,
Welch einen Ruhm verdient Victoria?
Denn mochte neunfach ihn der Styx umſchließen,
Sie zog den Gatten, trotz des Todes Graus
Und trotz der Parzen, doch zum Licht heraus.

Konnt' Alexander einſt dem Neid nicht ſteuern,
Daß ſich Homer Achillens Ruhm erkührt,
Wie würd' er wol, Pescara, ſich erneuern,
Hört' er, ins Leben jetzt zurückgeführt,
Von ſolcher keuſchen Frau, der Dir ſo theuern,
Den Ruhm beſungen, welcher Dir gebührt,
Der weit ertönt im Laut des Wiederhalles
Und nicht vermißt Trompeten hellern Schalles.

Würd' Alles, was ich von ihr ſagen kann
Und ſagen möchte, von mir aufgeſchrieben,
So währt' es lang', auch wäre ſelber dann
Noch immer Vieles ungeſagt geblieben,
Und jene ſchöne Mähr', die ich begann,
Müßt' ich indeſſen ganz bei Seite ſchieben,
Die ich erzählen wollte, wenn ihr käm't,
Und noch fürlieb mit dieſem Sange nähm't."

Während Vittoria Colonna die Bewunderung und Verehrung ihrer Zeitgenoſſen, die in dem Urtheile der Nachwelt Widerhall gefunden, in reichem Maße erwarb, zog eine andere, demſelben Hauſe angehörige Frau beinahe nicht geringere Aufmerkſamkeit auf ſich.

In der Gemäldeſammlung des Louvre, in dieſer endloſen, ſo viel Herrliches neben ſo vieler Mittelwaare enthaltenden Galerie, deren Länge allein auch den herzhafteſten Kunſtfreund abſchreckt, wenn er, dem blutgefärbten Schnee und den mit dem Tode gräßlich ringenden Grenadieren in Gros' Schlacht von Eilau den Rücken wendend, den gewölbten Saal hinabblickt (falls eine ſolche Unform Saal genannt werden darf), wo Bild neben Bild an den Wänden hängt, von Girodet und David aufwärts zu Cimabue und den Byzantinern — im Louvre, ſage ich, gibt's ein Frauenporträt, eine Perle, die Raffael Sanzio geſchaffen. Dreihundert Jahre ſind über dies liebliche Geſicht hinweggegangen, aber es ſtralt in immer gleicher Anmuth und Jugendblüte, die blauen Augen blicken mild leuchtend; die feingeformte Naſe, der reizende Mund, das Kinn mit dem Grübchen, die blonden Haare, welche die freie Stirn umgeben, die edle Haltung vollenden die ſeltenſte Schönheit. Ein Hut von

rothem Sammt mit Perlenſchmuck, ein amaranth-rothes Gewand von demſelben Stoffe, ein halb zurückgeworfener Pelz ſind die Kleidung. Sie ſitzt in einem reichen Gemach, das zu ihrer Rechten ſich vertieft und durch ein Bogenfenſter die Ausſicht auf Gegend und Himmel gewährt. Dem größern Theil der Beſchauer iſt dies Bild *) unter dem Namen der Königin von Neapel bekannt: die Dargeſtellte aber iſt Giovanna d'Aragona Colonna, die Gattin Ascans, Vittoria's Schwägerin und Mutter jenes Marc Antonio Colonna, der in der Seeſchlacht bei Lepanto die Galeeren Pius' V. und die des Ordens Sanct Johanns von Jeruſalem ſiegreich gegen die Türken führte.

Giovanna d'Aragona war eine Tochter Ferdinands, Herzogs von Montalto, eines natürlichen Sohnes König Ferdinands von Neapel, der ſelbſt ein unrechtmäßiger Sohn Alfons' von Aragon war, ein Umſtand, worauf nachmals König Ferdinand der Katholiſche die Gültigkeit ſeiner Anſprüche auf Neapel, als rechtmäßiger Enkel Alfonſens, gründete, als er nach Vertreibung der Franzoſen das Königreich für ſich behielt. Ihre Verheirathung mit Ascan Colonna, Fabrizio's Sohn, war eine Maßregel derſelben Politik, welche Ascans Schweſter dem durchaus

*) Daſſelbe kommt mehrmals vor. Außer dem Exemplar im Louvre, welches man allgemein für das Original hält, gibt es ein ſehr ſchönes, wahrſcheinlich eine Replik, beim Frhrn. v. Speck in Leipzig und eine vorzügliche alte Copie im Berliner Muſeum. Die Galerie Doria-Pamfilj in Rom zeigt daſſelbe Bild, aber in einer Copie von irgend einem Schüler des Lionardo, der den Charakter des Kopfes nach dem Typus der Da Vinci'ſchen Phyſiognomie gemodelt hat, ſo daß etwas ganz Verſchiedenes daraus geworden iſt.

aragoniſch geſinnten Hauſe D'Avalos gab, während Giovanna's Schweſter Maria wiederum einem D'Avalos die Hand reichte. Ascan war nicht geboren zu der Größe, die ihm zu Theil ward, mit der aber auch ſo viel Unglück über ihn hereinbrach, daß kaum einer der unruhigen Colonneſen ein ſo unruhiges Leben geführt hat wie er. Er hatte einen ältern Bruder, Federigo, der, an des Vaters Seite in den lombardiſchen Feldzügen kämpfend, in der Blüte der Jahre und der Hoffnungen ſtarb. Als Fabrizio Colonna im J. 1520 zu Averſa verſchied, beſtätigte Kaiſer Carl V. dem Sohne die Würde eines Großconnetabels des Königreichs Neapel, die ſeitdem erblich im Hauſe der Herzoge von Paliano geblieben iſt. Seine Gattin galt um dieſe Zeit für die ſchönſte Frau Italiens. Agoſtino Niſo, ein Schriftſteller, der in vielfachen Beziehungen zu der Colonneſiſchen Familie ſtand (in ſeinem Buche über das Kriegsweſen: De regnandi peritia, iſt Fabrizio der Hauptheld), ſtellte ſie in ſeinem, 1529 geſchriebenen Buche: De Amore, welches er ihr widmete, als die Verkörperung der Idee der Schönheit dar, indem er, mit vielen Dichtern wetteifernd, welche Poeſien an ſie richteten, ihre äußern Reize eben ſo ſehr pries, wie ihren Geiſt und ihre Tugend.

Wie der Dichter des Orlando Vittoria feierte, ſo pries er auch, neben ihr und den andern ſchönſten und berühmteſten Frauen Italiens, Giovanna d'Aragona *):

*) Geſang XLVI, Str. 7 ff. Es ſind zum Theil ſehr berühmte Frauen, die in dieſen Verſen gefeiert werden. Denn Giulia Gonzaga, die Schweſter Luigi Rodomonte's (aus dem Hauſe von Bozzolo und Sabbioneta) und Gemalin des Beſpaſian Co-

„Die Gattin, Mutter, Schweſtern ſind erſchienen
Des Bozzolo, und ſtehen an den Wellen
Sammt den Visconten, den Pallavicinen,
Die Bentivoglien auch mit den Torellen —
Sieh' Jene dort, der alle Grazien dienen,
Der keine je ſich wage gleichzuſtellen,
So viel Geprieſ'ne ſind und jemals waren
Bei Griechen und Lateinern und Barbaren.

Julia Gonzaga iſt's — wohin ihr Fuß,
Wohin ſich nur die heitern Augen kehren,
Da weicht beſchämt ihr jeder Reiz und muß
Bewundernd ſie gleich einer Göttin ehren.
Die Schwäg'rin ſieh, in Leiden und Verdruß
So feſt und ſtark, die Treue zu bewähren,
Wich ſie und wankt' im langen Kampfe nicht —
Sieh' Aragoniens Anna, Vaſto's Licht.

Anna, die Edle, Schöne, Milde, Weiſe,
Die Lieb' und Treu' zu ihrem Tempel macht;

---

lonna von Traetto, war es, deren Schönheit Sultan Suleiman anſpornte, durch den Piraten Chayreddin Barbaroſſa einen nächtlichen Angriff auf Fondi machen zu laſſen, wo ſie wohnte. Sie entkam unter ſeltſamen Umſtänden. Einer der erſten, die zu ihrer Rettung und zur Vertreibung der Seeräuber herbeieilten, war der Cardinal Hippolyt von Medici, der in jugendlichen Jahren an Gift ſtarb und deſſen herrliches Bildniß von Tizians Hand man im Palaſt Pitti ſieht. Er ließ Giulia durch Sebaſtiano del Piombo malen. Gleich der Vittoria, kam auch ſie in den Verdacht, ketzeriſche Anſichten zu hegen, wurde von der Inquiſition nach Rom citirt und ſoll ſich darüber zu Tode gegrämt haben. — Giulia's beide Schwägerinnen waren Iſabella Colonna, die Tochter ihres Gemals Veſpaſian aus erſter Ehe, und Luigia Pallavicini. Ihre Schweſtern heiratheten in die berühmten Familien Pico della Mirandola, Sanvitale und Martinengo.

Die Schwester auch! Es sinkt in seinem Preise
Jedweder Liebreiz, wo der Ihre lacht.
Sieh' jene, die in nie erhörter Weise
Vom Styx herauf und aus der langen Nacht,
Will Tod und Parze gleich es nicht gestatten,
Zum Himmel hebt den siegbekrönten Gatten."

Kein friedliches Leben ward ihr zu Theil. Wie Vittoria, und unendlich mehr noch als diese, wurde sie hineingezogen in den Strudel der großen Ereignisse ihrer Zeit. Im J. 1521 zog Ascan in den lombardischen Krieg, kämpfte 1524 gegen den Herzog von Albany (Jacob Stuart), der gen Neapel gesandt, mit französischen Truppen in der römischen Campagna stand, während König Franz bei Pavia unterlag, befehligte 1526 bei jenem schon erzählten Angriff auf den Vatican und wurde, nach vielfachem Kampfe in den Umgebungen Roms, in den Bann gethan, wieder zu Gnaden aufgenommen, mit den übrigen Colonnesen in die verwirrten Händel hineingezogen, deren blutige Catastrofe die Plünderung Roms war*). Betrachten wir recht den Zustand Roms während dieser Epoche, so sehn wir, daß das Mittelalter noch lange nicht zu Ende war. Noch ist es der kleine Kampf zwischen den einzelnen Familien, die sich wie vor Alters in zwei Factionen schaaren und Erinnerungen aus der hohenstaufischen Zeit ins Leben rufen; noch ist es ein Kriegführen vor unbedeutenden Burgen, ein Belagern von Bergschlössern, ein Verlegen der Pässe, ein Plündern der Ländereien des Gegners. Der Papst kämpft mit, geistliche wie weltliche Waffen führend, nicht selten im Nach-

*) Röm. Briefe II. 386 ff.

theil, weil die ihm feindliche Partei ſtets einen Anhalt findet bei einer größern Macht. So ging es lange noch, bis die Bedeutung des italieniſchen Adels verringert, ſeine Kraft gebrochen war und Räuberſchaaren die Stelle der kleinen Heere von Vaſallen einnahmen, ſelbſt zum Theil unter adeligen Führern fechtend, wie um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als die ſogenannten Compagnien an der Tagesordnung waren, und noch um die Mitte des 17., als größere Souveraine gegen die Räuber ordentlich Krieg zu führen gezwungen waren, um ſie zu vernichten.

Schon war von Ascans Zwiſtigkeiten mit Papſt Paul III. die Rede und von der Veranlaſſung zu denſelben. Es war aber noch ein anderer Grund vorhanden geweſen, die Colonneſen gegen den Papſt zu ſtimmen. Livia Colonna, eine Tochter Marc Antons aus dem Hauſe von Paliano, der bei der Belagerung des Caſtells von Mailand, welche ſein Oheim, der berühmte Prospero, leitete, im J. 1522 gefallen war, wurde im J. 1539 plötzlich und gewaltthätig aus dem Hauſe ihrer Mutter entführt. Man wußte, Marzio Colonna, ein Neffe des Cardinals Pompeo, ſei der Räuber, und des Papſtes Sohn, Pier Luigi Farneſe, habe die Hand im Spiele gehabt. Ascan, als Haupt der Familie, verlangte Genugthuung: er erhielt ſie nicht nur nicht, ſondern wurde vom Papſte genöthigt, für die Ausſteuer ſeiner Muhme zu ſorgen. Dies mehrte den Widerwillen, und als der offene Krieg ausbrach und Pier Luigi gegen die Colonneſiſchen Burgen zog, war Marzio bei den päpſtlichen Truppen, während ein anderer Colonneſe, Fabio, ein naher Verwandter Ascans, Paliano tapfer vertheidigte

und nur der großen Uebermacht wich. So ſtanden die Mitglieder dieſer Familie einander gegenüber in feindlichen Reihen. Ascans Widerſtand war fruchtlos: er verlor alle ſeine Lehen im Kirchenſtaat, die der päpſtlichen Kammer einverleibt wurden. Ein Verſöhnungsverſuch des Kaiſers nutzte zu nichts: Ascan ſtand lauernd und drohend in den Abruzzen, wo Tagliacozzo, den Gibellinen traurigen Andenkens wegen der Schlacht, die der letzte Hohenſtaufe verlor, und andere Schlöſſer ihm gehörten. Seine Gattin, die meiſt nach dem genannten Städtchen, das den Fürſtentitel gab, geheißen wurde, lebte mit ihren Kindern, von denen Fabrizio an des Vaters Seite gefochten, Marc Antonio noch im Kindesalter war, bald dort, bald in Neapel. So lange Paul III. regierte — und er überlebte um zehn Jahre Ascans Verbannung — nahmen die Schickſale der Colonneſen keine günſtigere Wendung und der größere Theil ihrer Beſitzungen war und blieb verloren.

Kaum war der Papſt todt, ſo brach Ascan auf. Als der Cardinal del Monte die dreifache Krone empfing, waren, in der Unordnung des Interregnums, welches drei Monate gewährt hatte, die Burgen wieder in ſeine Hand gefallen. Die Furcht in Rom, als man von ſeinem Annahn vernahm, war ſo groß geweſen, daß man Orazio Farneſe und die Orſiniſche Partei aufbot, die Stadt und den Vatican zu ſchützen. Ascan aber begnügte ſich mit der Wiedereroberung ſeiner Erbgüter und der neue Papſt, dem es ſehr darauf ankam, den Kaiſer zum Freunde zu haben, wußte nichts beſſeres zu thun, als ihm den Beſitz deſſen zu beſtätigen, was er ſchon hatte. Die Porfyrſchale im runden Sale des Vaticaniſchen Muſeums, viel-

leicht die größte in der Welt und einſt in den Titusthermen, wurde damals dem Papſte vom Colonna geſchenkt. Es währte lange, bis man ſie zu ergänzen und ihr den frühern Glanz wiederzugeben verſtand.

Man hätte glauben können, für Aſcan wie für Giovanna, die beide längſt über des Lebens Frühling hinaus waren, würden nun friedlichere Tage gekommen ſein. Aber das Schlimmſte ſtand ihnen noch bevor, und die Regierung Julius' III. war nur ein Waffenſtillſtand zwiſchen zwei Kriegen. Es war, als brächte der Name Paul den Colonneſen Unglück. Paul IV. ſaß nicht lange auf dem päpſtlichen Thron, ſo ging der Sturm von neuem los. In ſeinen erſten Jahren ſtand dieſer Papſt ganz unter der Herrſchaft ſeiner Nepoten, von denen er den einen, Carlo Caraffa, der ſeine Jugend in allen Unordnungen des damaligen zügelloſen Soldatenlebens zugebracht, zum Cardinal gemacht, andere zu hohen Würden und Reichthümern befördert hatte. Aber die Caraffas waren noch nicht zufrieden. Einer von ihnen begehrte eine Tochter Giovanna's d'Aragona zur Ehe: ſie ward ihm abgeſchlagen, gewiß nicht ſeiner Familie wegen, denn ſie war eine der älteſten und beſten. Da kochte nun ſchon der Groll in der Bruſt des Papſtes und der Seinigen. Es kam dazu, daß längſt ſchon der Fiscus mit Aſcan im Streite lag und ſelbſt eine Confiscation ſeiner Güter verordnet hatte. Das Uebel zu mehren, herrſchte in der Familie ſelbſt Unfriede: Aſcan und Marc Anton ſtanden einander feindſelig gegenüber, und Giovanna ſcheint der Intereſſen des Sohnes ſich angenommen zu haben. Marc Anton kehrte eben heim aus dem Kriege gegen Siena, an dem er unter dem Oberbefehl Gian Giacomo

Medici's, des Marcheſe von Marignan, Theil genommen: die Stadt, das letzte Bollwerk der Freiheit im mittlern Italien, hatte nach langwieriger Belagerung und tapferer Gegenwehr dem Feinde die Thore öffnen müſſen. Mit Ruhm gekrönt war der junge Colonna nach Rom gekommen: er fand den Papſt im Begriff, gegen den Kaiſer ſich zu erklären, und die Lehen ſeiner Familie im Begriff, in des Papſtes Hände zu fallen. Marc Anton eilte nach Paliano: Ascan verließ den Kirchenſtaat und zog ſich auf ſeine neapolitaniſchen Lehen zurück. Aber Paliano war nicht ſtark genug, den päpſtlichen Truppen zu widerſtehn: es fiel in ihre Hände und Marc Anton entwich gleichfalls nach dem Königreich.

Giovanna d'Aragona, ihre Schwiegertochter Felicia Orſini von Bracciano, die Gattin Marc Antons, ſeine Schweſtern waren in Rom zurückgeblieben. Als die Sachen zum Aeußerſten kamen, ließ der Papſt den Frauen Hausarreſt verkündigen, zugleich verbot er, unter Strafe des Bannes und der Vermögenseinziehung, daß die Töchter ohne ſeine Zuſtimmung heirathen ſollten. Voll Sorge weilten ſie in ihrem Palaſt bei der Apoſtelkirche, bis die Beſorgniß, daß der Papſt, auf Frankreichs Beiſtand rechnend, zu noch größerer Härte ſich hinreißen laſſen würde, ſie zu einem entſchiedenen Schritte vermochte. Denn die Aragonerin war durch ihren Hochſinn und ihren männlichen Geiſt ſo bekannt und ſtand bei dem den Colonneſen geneigten Volke ſo in Gunſt, daß Paul, ihrem Einfluß zu wehren, damit umging, ſie nach der Engelsburg bringen zu laſſen. Sie kam ihm zuvor. Es war im Frühling des J. 1556, als eines Tages Giovanna, ihre

Töchter und Schwiegertochter in männlicher Kleidung aus ihrer Wohnung entflohen. Wie gewöhnlich war das Mahl bereitet worden: die Dienerschaft wartete; als die Herrinnen nicht erschienen, stellte man Nachforschungen an, und es fand sich, daß sie zu Pferde durch die Porta San Giovanni entkommen waren. Der Papst wüthete: der Hauptmann der Thorwache büßte seine Nachlässigkeit oder Bestechlichkeit am Galgen. Bevor man die weitere Flucht hindern konnte, waren die Frauen in Sicherheit auf neapolitanischem Gebiet. Der Herzog von Alba, welcher dort den Oberbefehl führte, empfing sie mit Ehrfurcht und Zuneigung, und begrüßte in ihr eine zweite Clölia, aber eine, die aus mütterlicher Liebe das Wagniß der Flucht unternommen. Am 4. Mai hielt Paul ein Consistorium und erklärte Ascan und Marc Anton ihrer Lehen für verlustig, weil sie den päpstlichen Befehlen sich widersetzt, weil sie die Getreidezufuhr nach Rom gehindert, weil sie endlich mit des Papstes Feinden in Complotte sich eingelassen. Giovanni Caraffa, Graf von Montorio, wurde bald darauf mit Paliano belehnt.

Ascan lag in Tagliacozzo und bereitete sich zu einem Einfall in den Kirchenstaat, als der Cardinal Pacheco, Vicekönig von Neapel, ihn plötzlich aufheben und in das Castel nuovo bringen ließ. Hier saß er längere Zeit und starb am 24. März 1557. Was der eigentliche Grund dieses Verfahrens gegen ihn gewesen, ist noch nicht aufgehellt. Es heißt, er sei auf Verlangen der Inquisition eingesperrt worden, und man erklärt so das Geheimniß; Andere wollen, die Gunst, welche sein Sohn beim Könige Filipp fand, der dem Kaiser Carl in der Regierung Spaniens und Neapels nachgefolgt, habe ihn

veranlaßt, französischen Vorstellungen Gehör zu geben und in Unterhandlungen sich einzulassen.

Bevor Ascans ruheloses Leben zu Ende ging, hatte Papst Paul mit Filipp sich völlig überworfen, hatte ihn, am 27. Juli 1556, des sizilischen Königreichs verlustig erklärt, wobei Salvestro Aldobrandini, des nachmaligen Papstes Clemens' VIII. Vater, die Citation verlas, und hatte endlich, vom Herzog von Alba in die Enge getrieben, Frieden machen müssen. In diesem Frieden, zu Cave bei Palestrina, einem colonnesischen Orte, am 14. September 1557 abgeschlossen, kamen die Colonnas am schlechtesten weg. Aber kaum war Paul todt, so eroberte Marc Anton Paliano und die übrigen Burgen. Papst Pius IV., unter dessen Bruder, dem Marchese von Marignan, der Colonna seine ersten Lorbern gewonnen, annullirte alle Prozesse und Interdicte*).

Diesen günstigen Moment benutzte Ascans Witwe, um nach Rom zurückzukehren. Sie hielt einen förmlichen Triumfzug. Je mehr das römische Volk den Caraffas entgegen war, die sich eine Catastrofe bereits durch ihre Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten zugezogen hatten und deren ein noch schlimmeres Geschick wartete, um so freudiger empfing es die Colonnesen. Giovanna d'Aragona, die so viel Unglück, so heftige Verfolgungen erduldet, lebte lange genug, um das Glück und den Ruhm Marc Antons zu sehen, der im Jahre 1559 das goldene Vließ erhielt, im Jahre 1571 bei Lepanto siegte und nach antiker Weise durch die niedergerissene Mauer in Rom einzog und auf dem Capitol

*) Röm. Br. II. 398 ff.

seinen Triumf feierte. Sie starb in hohem Alter am 11. September 1575, bis in ihre spätern Jahre noch die Spuren jener Schönheit bewahrend, die sie in der Jugend so berühmt gemacht hatte. Einen großen Garten, den sie auf dem Quirinal besaß, vermachte sie den Capuzinerinnen, welche dort, durch milde Beiträge unterstützt, Kirche und Kloster Sta. Chiara bauten.

Zwölfter Brief.

Verhältniſſe des Grundeigenthums in Italien zur Zeit der franzöſiſchen Revoluzion. Beſondere Verhältniſſe der römiſchen Campagna und Reſte des Lehnweſens. Landbau und Viehzucht, und Coloniſationsprojekte. Bevölkerung Roms und Zuſtand der arbeitenden Claſſen. Landwirthſchaftliche Inſtitute und Geſellſchaften. Parallele des römiſchen Landmanns mit dem Toscaner und Lucheſen.

Die römiſche Campagna, der Zuſtand und die Benutzung derſelben, die Urſachen der Entvölkerung und die Mittel zur Herbeiführung von Verbeſſerungen, die Verhältniſſe und Bedingungen des Grundbeſitzes in der Umgebung Roms, der Zuſtand endlich der untern Claſſen der Bevölkerung, ſind anderweitig ſowol wie in dieſen Briefen Gegenſtand wiederholter Beſprechung geweſen*). Bevor ich dahin zurückkehre, über manches Neuere, namentlich manche in jüngſter Zeit ſtattgefundene Verbeſſerung und Modification Aufſchluß zu geben, halte ich es für erſprießlich, die Verhältniſſe des Grundeigenthums im Allgemeinen, im Kirchenſtaat nicht nur, ſondern im geſammten Italien,

*) Röm. Br. II. 1 ff., 149 ff.

wie sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmälig umgestaltet worden sind, in Betracht zu ziehn. Es wird sich hiebei namentlich darum handeln, die stufenweise Befreiung des Bodens von Feudalgerechtsamen und von Servituten aller Art darzustellen: die römische Campagna wird sodann Veranlassung geben, in einem besondern Falle zu zeigen, wie es mit dem Grundbesitz in der Nähe der Hauptstadt beschaffen ist, und wie diese Ländereien sich zu nachbarlichen Gegenden verhalten.

Die von der französischen constituirenden Versammlung im Jahre 1789 verordnete Aufhebung aller Lehnsverhältnisse und Ablösung der herrschaftlichen Rechte (droits seigneuriaux) wurde durch den Contakt, in welchen Italien bald mit dem revoluzionirten Frankreich kam, für das erstere Land eine Maßregel von höchster Wichtigkeit. Will man auch nicht behaupten, durch die aus diesem Prinzip hervorgegangenen Veränderungen sei die Gestalt der sozialen Institutionen eine völlig andere geworden, indem das große Gebäude des politisch-ökonomischen Systems des Mittelalters viele Stöße schon erlitten hatte: so wurden doch die Beziehungen der verschiedenen Classen der Gesellschaft zu einander wesentlich dadurch modifizirt. Wenn sich nicht in Abrede stellen läßt, daß die Zerstörung der Feudalität und die beinahe gänzliche Freimachung des Besitzes der ungebundenen Bewegung und der Entwicklung der Industrie, namentlich der landwirthschaftlichen sehr förderlich gewesen ist: so kam sie doch auf der andern Seite auch wieder dem Bestreben der Regierungen zu statten, welche jede intermediäre Autorität und Gewalt aus dem Wege zu räumen wünschten, um die Monarchie zu kräftigen und die Staaten auf den Fuß einer gouver-

nementalen Einheit zu ſetzen, welche den Regierenden weit bequemer, den Regierten in mancher Beziehung nützlicher ſein mag, welche aber in ſich ſelber von weſentlichen Uebelſtänden nicht frei iſt, während ſie der natürlichen und organiſchen Entwicklung ſozialer und politiſcher Körper wenig entſpricht.

In denjenigen Provinzen, welche die Franzoſen von 1792 an beſetzten, zum Theil ſie zu integrirenden Beſtandtheilen des Gebietes der franzöſiſchen Republik machend, zum Theil ihnen unter der Form neumodiger Freiſtaaten einen Schein von Unabhängigkeit laſſend, wurde das Prinzip der Wegräumung aller früher beſtandenen Gerechtſame ſogleich in ſeiner vollen Ausdehnung angewandt. So war es der Fall mit den zu den Staaten des Königs von Sardinien gehörenden Grafſchaften Nizza, Tenda und Benil, welche durch den am 15. Mai 1796 abgeſchloſſenen Vertrag an Frankreich förmlich abgetreten wurden; ſo in der Lombardei nach dem Feldzuge deſſelben Jahres, wodurch ſie für Oeſterreich verloren ging; ſo im Herzogthum Modena und in den päpſtlichen Legationen nach der Gründung der efemeren norditaliſchen Republiken. Auch in jenen Ländern, deren Beſitz den bisherigen Herrſchern auf kurze Zeit noch und beſtändig bedroht blieb, glaubte man es der Zeit wie den Umſtänden angemeſſen, zu ähnlichen Maßregeln zu ſchreiten. Der neue König von Sardinien, Carl Emanuel IV., machte in den ihm noch gebliebenen Theilen der ſavoyiſchen Monarchie auf dem Feſtlande im J. 1797 den Lehnsverhältniſſen ein Ende, indem er das bisherige Lehnsbeſitzthum in Allodium umwandelte und eine Ablöſung der Servituten mittelſt Geldzahlungen verordnete. Ueberdies verbot er die Errichtung

neuer Majorate und beſchränkte die Dauer der beſtehenden auf zwei Grade vom dermaligen Beſitzer an. In Toscana war ſchon längſt im nämlichen Sinne gehandelt worden. Die Beſchränkung der Feudalrechte, namentlich hinſichtlich der Mediatgerichtsbarkeit, der Jagd, des Fiſchfangs u. ſ. w. hatte bereits im J. 1749 unter der Regierung des Großherzogs Franz II. (Kaiſer Franz I.) begonnen, welcher 1751 auch die Vermehrung des Beſitzes der ſogenannten todten Hand, mit alleiniger Ausnahme der Wohlthätigkeitsanſtalten, unterſagte. Sein Sohn, der Großherzog Peter Leopold, vollendete, was unter dem Vater begonnen worden war. Namentlich richtete er ſein Augenmerk auf die Förderung der landwirthſchaftlichen Induſtrie, welcher von 1767 an zahlreiche Verordnungen aufzuhelfen ſuchten, durch die der Uebergang des Eigenthums aus einer Hand in die andere erleichtert, manche Laſten abgeſchafft, Servituten und ſonſtige Hinderniſſe, welche den Beſitz beſchwerten und der Ausübung der Agricultur im Wege ſtanden, weggeräumt wurden. Im J. 1776 wurden die Frohndienſte und übrigen Spuren der Unfreiheit des Landvolks abgeſchafft, und zehn Jahre ſpäter ſämmtliche noch beſtehenden Privilegien der Feudatare, indem durch dieſe Verfügung die 1749 begonnenen Maßregeln gleichſam den Schlußſtein erhielten. Die Auflöſung der beſtehenden Fideicommiſſe und Majorate, und das Verbot, neue zu ſtiften, ſtanden mit erwähnten Maßregeln in genauer Verbindung. Dieſelbe erfolgte im J. 1789, nicht lange bevor der Großherzog den kaiſerlichen Thron beſtieg, und gab dem von ihm durchgeführten legislativen Syſtem der Freimachung des Beſitzes die Vollendung.

Die kleine Republik Lucca, welche schon im J. 1764, als sie noch von einer geschlossenen Aristokratie regiert ward, nöthig befunden hatte, die Vermehrung des beinahe die Hälfte des Grundeigenthums bildenden Kirchenguts zu beschränken, schaffte im J. 1799 die Majorate und übrigen Fideicommisse ab, während im J. 1801 den zeitigen Inhabern von Kirchengütern, die auf Zeitpacht ausgegeben worden waren, die Befugniß ertheilt ward, durch Zahlung gewisser Abgaben diese Zeitpacht in immerwährende Erbpacht umzuwandeln. Im Kirchenstaat waren die Feudalrechte und Servituten nur in Einzeldingen modifizirt worden. Eine Verordnung Clemens' XIII. vom J. 1765, hinsichtlich des Holzfällens in den Domäne- und Gemeindewaldungen wurde von Pius VI. im J. 1789 und von Pius VII. im J. 1805 auch auf die Privatleuten gehörenden Waldungen ausgedehnt, um dem unmäßigen Fällen, ja der angedrohten Ausrottung der Wälder Einhalt zu thun*). Das Recht der Weide wurde durch Pius VII. im J. 1802 wenigstens auf solchen Ländereien aufgehoben, deren Besitzer die Urbarmachung derselben ernstlich vorhatten. Das freie Holzsammeln wurde zu gleicher Zeit sehr beschränkt. Maßregeln von entschiedenerer Art waren im Königreich Neapel ergriffen worden, wo die Feudalgerechtigkeiten mannigfaltiger, ausgedehnter und drückender waren, als vielleicht anderswo. Von ungefähr 2000 Gemeinden

*) Die südlichen Provinzen des Kirchenstaats — Patrimonium, Sabina, Latium, Marittima und Campagna — haben gegen 1416 □Millien Waldung, wovon beinahe die Hälfte hochstämmig.

ſtanden nur 384 unmittelbar unter der Landesregierung, alle übrigen waren Baronalortſchaften. Unter der Regierung König Carls III. wie unter der Regentſchaft zur Zeit der Minderjährigkeit Ferdinands IV. führte das Miniſterium Tanucci's, den Grundſätzen hold, durch deren Anwendung die toscaniſchen Verhältniſſe verändert wurden, vielerlei Modificazionen herbei. Schriftſteller von Ruf und Verdienſt, Filangieri vor Allen, unterſtützten und trugen dieſen Geiſt der Reform, der während der Gährung der neunziger Jahre ſo ſtark ward, daß nur die Gegenrevoluzion von 1799, ſo gewaltſam wie blutig, damals das Feudalſyſtem vom völligen Untergange rettete.

So war es in Italien beſchaffen bis zur Zeit, wo innerhalb weniger Jahre Frankreich die ganze Halbinſel ſeiner unmittelbaren oder mittelbaren Herrſchaft unterwarf*), nach und nach überall die Napoleoniſchen Geſetzbücher einführend, indem auch die von den beiden franzöſiſchen Königen für Neapel gegebenen völlig auf dieſe baſirt waren. Die Maßregeln während der franzöſiſchen

*) Die Franzöſirung Italiens hatte folgende Faſen. Im J. 1792 wurde das Herzogthum Savoyen mit Frankreich vereinigt als Departement des Montblanc, und die Grafſchaft Nizza als Departement der See-Alpen. Letzterem wurde 1793 das Fürſtenthum Monaco hinzugefügt. Im J. 1797 (27. März) wurde die cispadaniſche Republik errichtet, am 9. Juli in cisalpiniſche Republik umgewandelt, welche, gemäß dem Vertrag von Campoformio (17. October), aus der öſterreichiſchen Lombardei, Mantua, den venezianiſchen Provinzen auf dem rechten Ufer der Etſch, indem auf ſolche Weiſe die zwiſchen Frankreich und Oeſterreich getheilte Republik Venedig ein Ende nahm, einem Theile des Her-

Administration kommen nun an die Reihe. Zuerst in der Lombardei. Hier war, bei der Aufhebung der Lehn-

---

zogthums Parma, Modena, Massa-Carrara, den durch den Vertrag von Tolentino, 19. Februar, abgetretenen drei päpstlichen Legationen, den kaiserlichen Lehen (der Malaspina) in der Lunigiana und dem Veltlin mit Chiavenna und Bormio zusammengesetzt ward. In demselben Jahre (22. Mai) wurde Genua in eine ligurische Republik umgeschaffen, die Marken in eine anconitanische Republik (5. Juni). Am 15. Februar 1798 entstand die römische Republik, und der König Carl Emanuel wurde (9. Dezember) zur Verzichtleistung auf seine Festlandstaaten und zur Abreise nach der Insel Sardinien genöthigt. Am 12. Juni wurde Malta dem Johanniterorden von den Franzosen genommen, diesen (5. September 1802) von den Engländern. Im J. 1799 (25. Januar) wurde die parthenopeische Republik proclamirt, am 22. März Toscana von den Franzosen besetzt. Der Wechsel des Waffenglücks in diesem Jahre veranlaßte manche neue Umwälzungen, und der südliche Theil des Kirchenstaats wie Neapel sahen ihre rechtmäßigen Herrscher wieder. Am 21. März 1801 wurde Toscana in ein Königreich Hetrurien verwandelt. Im J. 1802 wurde Parma besetzt, Piemont mit Frankreich vereinigt, die cisalpinische wurde eine italienische Republik und, am 15. März 1805, Königreich Italien. In demselben Jahre (18. März u. 23. Juni) wurden Piombino und Lucca Fürstenthümer, am 4. Juni die ligurische Republik Frankreich einverleibt, mit den Namen der Departements von Genua, von Montenotte und der Apenninen. In Parma wurde die französische Verwaltung eingeführt. Am 11. Februar 1806 wurde Neapel den Bourbonen genommen; Guastalla wurde ein Fürstenthum, dann zum Königreich Italien geschlagen, wie auch Venedig; Massa-Carrara, Parma, Piacenza, Benevent, Pontecorvo erhielten den Titel von Großlehen des Kaiserreichs. Im J. 1808 (24. Mai) wurde Hetrurien Frankreich einverleibt, und in die Departements des Arno, des Mittelmeers und des Ombrone getheilt; Parma wurde Departement des Taro; die Marken und Urbino zum Königreich Italien geschla-

gerechtigkeiten während der Invaſion im J. 1796, in manchen Fällen auch der Beſitz ſelbſt verloren gegangen, weshalb, nachdem die öffentlichen Verhältniſſe geordnet und einigermaßen conſolidirt waren, im J. 1803 eine Reſtitution an die Exfeudatare und eine Ablöſung des Zehnten und der Erbpacht ſtattfand. Ueber die Befugniß des Holzleſens und der Viehweide in den Waldungen wurden in den Jahren 1808 und 1811 Verordnungen erlaſſen, und letztere auf hochſtämmige ältere Waldungen, wo kein Schaden zu befürchten, beſchränkt. Ziegen, Schafe u. ſ. w. wurden aber gänzlich davon ausgeſchloſſen. Die Legationen und die Marken, als zum italiſchen Königreich gehörend, nahmen Theil an derſelben Geſetzgebung. In den ſüdlichen Provinzen des Kirchenſtaats, welche 1809 mit dem Kaiſerreich vereinigt wurden, welches nun die Mittelmeerküſte entlang bis zur Grenze Neapels ſich erſtreckte, ſchaffte die neue Regierung ſogleich alle Feudal- und gemiſchten Rechte ab, behielt ſich indeß die Ablöſung in Renten vor. Dieſe wurde im J. 1813 in ſolcher Weiſe angeordnet, daß ſämmtliche Grundrenten für abtragbar erklärt wurden, wobei, wenn es eine Ablöſung von Renten in natura, der 25fache Werth des jährlichen Betrags, wenn von einer in Geld, der 20fache Werth als Ablöſungsſumme angenommen werden ſollte. In Betreff des Holzfällens wurden 1809 die ſtrengen

---

gen, als Departements des Metauro, Muſone und Tronto. Im J. 1809 wurde der Reſt des Kirchenſtaats eine franzöſiſche Provinz, als Departement der Tiber und des Traſimen. Toscana erhielt am 2. März den Namen eines Großherzogthums wieder, ohne indeß aufzuhören, einen Theil des Kaiſerreichs zu bilden.

französischen Gesetze eingeführt; in Bezug auf die freie Weide behielt einstweilen die päpstliche Legislation Geltung. In Toscana, seit 1808 Theil des französischen Reiches, war weniger zu verändern; Genua hatte schon als ligurische Republik die Umgestaltung seiner Gesetzgebung erlebt, bevor es mit Frankreich vereinigt ward. Im Königreich Neapel erfolgte die Abschaffung der Feudalität durch ein Gesetz des J. 1806. Es handelte sich erst darum, die Ländereien, welche Lehen waren, zu bezeichnen, die Ansprüche und Rechte wie Gewohnheiten der Gemeinden auseinanderzusetzen und deren Werth zu bestimmen. Die Frohndienste und persönlichen Leistungen jeglicher Art wurden ohne Vergütung abgeschafft, die Grundrenten in natura wurden zum Theil in Geldzahlungen umgewandelt, die Domänen getheilt, mit Ausnahme der den Gemeinden angewiesenen Waldungen, das emfyteutische Vergeben der Gemeindebesitzungen wurde befördert. Alles dies wurde in den Jahren 1806 bis 1810 verordnet, namentlich aber nachdem Joachim Mürat den Thron bestiegen. Eine oberste Behörde, unter dem Namen der Feudal-Commission, von deren Aussprüchen kein Appell stattfand, leitete die betreffenden Geschäfte, untersuchte die wechselseitigen Ansprüche und entschied die Streitsachen. Unterdessen blieben die Majorate und Fideicommisse noch bestehn. Die Latifundien des Tavoliere d'Apulia, der ungeheuern, wie Roms Campagna ausschließlich der Viehzucht überlassenen Ebne, wurden vom J. 1806 an nach und nach in immerwährende Erbpacht gegeben, indem zugleich die Servituten aufgehoben und die Ländereien frei gemacht wurden, so daß auch in diesen ursprünglich fruchtbaren, aber durchaus vernachlässigten

Strichen am adriatiſchen Meer die landwirthſchaftliche Induſtrie aufzuleben begann.

Während dies in den Continentalſtaaten Italiens vorging, wurden in Sizilien, wo ein großer Theil der Ländereien Lehen waren, Maßregeln getroffen, die den eben bezeichneten nicht unähnlich waren. Dort hatte ſchon im J. 1789 der Vicekönig Fürſt von Caramanico, welcher ſich zu den Tanucciſchen und Leopoldiniſchen Ideen hinneigte, den Gemeinden vorgeſchrieben, ihre Domänen in Erbpacht zu geben, ohne daß dies indeß zur Ausführung gekommen wäre. Im J. 1811, wo die nämlichen Prinzipien vorwalteten, ging man an eine Ablöſung der Servituten der Grundſtücke in Geld oder Ländereien; im folgenden Jahre, als jene Conſtitution, die unfreiwillig ertheilt, bald wieder genommen ward, den öffentlichen Verhältniſſen eine veränderte Geſtalt gegeben, wurde die Feudalität und mit ihr, ohne Vergütung, die Frohndienſte, die Berechtigungen zu fiſchen, Holz zu ſammeln u. ſ. w. abgeſchafft. In Betreff der beiden letztern Rechte ſollte nur dann ein Abkommen zwiſchen Baronen und Gemeinden ſtattfinden, wenn ſie von einem Condominium ſich herſchrieben. Die Abſchaffung der Fideicommiſſe wurde damals ſchon beabſichtigt, aber nicht ins Werk geſetzt.

Wenden wir nun die Blicke rückwärts auf das, was in dieſer Epoche von beinahe unaufhörlicher Veränderung und Bewegung, von 1792 bis 1814, in Italien geſchah, ſo können wir nicht umhin, zu erkennen, daß viele Inſtitutionen verbeſſert, viele materiellen Güter gemehrt, die landwirthſchaftliche Induſtrie thätiger und blühender geworden, daß der Zuſtand der mittlern und untern Claſſen

der Gesellschaft mittelst einer gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums, und die Verwandlung einer großen Masse bisher durch gesetzliche und Familienbestimmungen festliegenden Grundbesitzes in frei-disponirbaren, sich wesentlich gehoben hatte. Freilich wurde der volle Genuß des in diesen verschiedenen Bezügen Gewonnenen durch politische Verhältnisse und administrative Maßregeln verkümmert, und das Continentalsystem zeigte sich auch hier in seinen schlimmen Folgen, wenngleich andrerseits die Befreiung des Handels und Verkehrs von vielen lästigen Douanenlinien, die Zugänglichkeit der französischen Märkte für italienische Producte, die größere Gleichförmigkeit der Gesetzgebung manche üble Einwirkung paralysirtrn. Daß einzelne Theile des Landes litten, einzelne Städte, Rom vor allen, lag an Umständen, die mit der allgemeinen politischen Gestaltung eng zusammenhingen.

Das Jahr 1814 brachte, mit dem Sturz des großen Reiches, Italien eine neue gewaltige Umwälzung, die in ihrem Endresultate die Verhältnisse, wie sie vor 1792 bestanden hatten, in vielen wesentlichen Dingen wiederherstellte. Indem aber die angestammten Herrscher die verlassenen Throne wieder bestiegen, wollten sie nicht, und hätten sie's gewollt, konnten sie nicht die großen Erinnerungen der Vergangenheit vertilgen; sie konnten den Meinungen nicht wieder das frühere Maß anweisen, das, was zerfallen war, nicht rehabilitiren, nicht vernichten, was in Jahren, so reich an Begebenheiten wie fruchtbar für die Fortschritte des menschlichen Geistes, gewirkt worden war. Die Feudalität blieb entwurzelt und Regierungen und Völker blieben im Besitze der ehemaligen Rechte und Habe derselben. Bei der Einführung des den übrigen Provinzen

des Kaiserreichs im J. 1812 ertheilten Gesetzbuches, ließ die österreichische Regierung in dem neuen lombardisch-venezianischen Königreich manches von den Einrichtungen bestehn, welche sie vorfand. Im J. 1817 wurde den derzeitigen Besitzern früherer Lehngüter aufgegeben, bei der Regierung ihre Rechte zu legitimiren. Die vormaligen Privilegien der Feudatare, darunter die Gerichtsbarkeit, blieben abgeschafft. Ebenso im Herzogthum Modena, wo nach Wiedereinführung der alten Estensischen Gesetzgebung den Exfeudataren ihre Ehrentitel zurückgegeben und, nach vorgängiger Liquidation der in Folge der Revoluzion erlittenen Verluste, im J. 1825 das Kapital in unbeweglichen Gütern nebst Zinsen zu 3 Procent von 1814 an wiedererstattet wurde. In den sardischen Staaten des Festlandes, welche die früheren Gesetze Piemonts wieder annahmen, blieben die Verhältnisse im Ganzen wie sie waren: völlig umgeändert aber wurden sie auf der Insel Sardinien. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zählte diese Insel die für eine Bevölkerung von etwa 470,000 Einwohnern und 392 Pfarreien sehr bedeutende Zahl von 376 Lehen. Zeichen des Misvergnügens unter solchen Umständen fehlten nicht: im J. 1795 fand ein Aufstand eines Theils des Landvolks statt, welches die Abschaffung der Lehngerechtsame gegen verhältnißmäßige Vergütung verlangte. Während die königliche Familie zu Cagliari residirte, wurde indeß nichts verändert. Im J. 1820 erließ König Victor Emanuel einige Verordnungen in Betreff der Servituten, denen andere von Carl Felix 1830 folgten. Das Jahr 1835 aber sah den Beginn der großen Umwandlung, und Carl Albert entwickelte hier eine Thätigkeit, die statt vor der

Größe des Unternehmens und den mannigfaltigen Hinderniſſen zurückzuſchrecken, ihnen gegenüber neue Kraft zu erlangen ſchien und mit den bedeutenden adminiſtrativen Verbeſſerungen in den Feſtlandſtaaten Hand in Hand ging. Im Dezember des genannten Jahres ſetzte der König zu Cagliari eine Deputation ein, welche die Verhältniſſe des Grundeigenthums und der darauf bezüglichen Rechte unterſuchen ſollte. Im April 1836 wurde der Frohndienſt bei den königlichen Salinen abgeſchafft, im Mai die Feudalgerichtsbarkeit. Im J. 1837 verordnete der König die Einſetzung einer neuen Delegation, zur Regulirung und Ablöſung der Feudalpräſtationen. Im folgenden Jahre wurde ſodann verkündigt, daß die Kronlehngüter, zweiunddreißig an der Zahl, ungerechnet das große für die Krone erworbene Lehngut Arcais, nach einem noch zu entwerfenden Plane ſo weit es thunlich vertheilt und Privatleuten überlaſſen werden, dabei von jedem Lehnszins frei ſein und den neuen Eigenthümern vollkommenes Verfügungsrecht darüber zuſtehen ſollte. Eine entſprechende Geldſteuer ſollte nach Verhältniß und Vermögen der betreffenden Contribuenten unter die verſchiedenen Gemeinden vertheilt werden. Viele Feudatare boten nun der Regierung ihre Lehngüter zur Ablöſung an, und mit dieſen ward wie mit den Krongütern verfahren. Wo keine Ablöſung ſtattfand, ſollte blos die erwähnte Delegation die Präſtationen zu beſtimmen haben. Für ſolche Fälle, wo die Ablöſung nicht in Ländereien oder baar ſtattfinden konnte, wurden Anweiſungen auf die Staatsſchuld gegeben. Zu dieſem Behufe wurde eine neue einlösbare jährliche Rente von 480,000 neuen Liren (Franken) geſtiftet, mit einem Tilgungsfonds von 96,000 Liren,

und beide wurden auf den Ertrag der Douanen hypothezirt. Die Art und Weiſe der Vertheilung der Ländereien beſtimmte eine Carta reale vom 26. Februar 1839, durch welche nächſt der Parzellirung der größtmöglichen Quantität von Gemeindeländereien auch die Befreiung von Weide- und andern Gerechtigkeiten bezweckt ward. Die Anlegung neuer großer Fahrſtraßen von einem Ende der Inſel zum andern, Austrocknungen von Sümpfen und Anbau des gewonnenen Erdreichs und vielfache Vervollkommnungen in dem Verwaltungsſyſtem, welches ungeachtet des langen Aufenthalts der regierenden Familie in Sardinien mit einer unendlichen Menge veralteter Formen und Misbräuche behaftet geblieben war, begleiteten die bezeichneten Maßregeln.

Die Herzogthümer Parma und Lucca behielten, wenn auch mit Modificationen, die franzöſiſchen Geſetze. Im Großherzogthum Toscana fand, mit manchen Veränderungen, namentlich in Bezug auf die Handelsverhältniſſe und das Hypothekenſyſtem, die Leopoldiniſche Geſetzgebung wieder Aufnahme, die indeß ſchon unter der Regierung Ferdinands III. wie unter der Bourboniſchen bis zum Jahre 1808 nicht wenige Umgeſtaltungen in Einzeldingen erlitten hatte. Die wiederhergeſtellten Commenden des Stefansordens geben dort den adeligen Familien einigen, wenn auch nur geringen Erſatz für das Nichtvorhandenſein von Majoraten. Das Grundeigenthum iſt von Servituten frei: was davon geblieben, wie Weide- und Holzungsrechte in der Maremma, wurde in den J. 1833 und 1840 abzulöſen verordnet. Die Theilung vieler Latifundien, namentlich der großherzoglichen Domänen und einiger Kirchengüter, wird von der Regierung befördert,

die hierin den Grundſätzen des Syſtems Peter Leopolds treu bleibt, welches, in zu ausgedehnter Anwendung, im Laufe der Zeit nicht umhin können wird, jene Uebelſtände herbeizuführen, die aus einer zu großen Zerſplitterung des Grundbeſitzes entſtehn. In den ſüdlichen Provinzen des Kirchenſtaats, welche dem Papſte noch vor dem Wiener Congreß wieder zufielen, ſtellte die Regierung bei der Wiedereinführung der frühern Legislation, mit Ausnahme des auf die Munizipalangelegenheiten ſich beziehenden Theiles derſelben, im J. 1814 die Feudaljurisdiction wieder her. In den ſpäter erlangten Legationen und Marken beſtätigte ſie dagegen die Unterdrückung dieſer Gerichtsbarkeit. Nachher jedoch wurde den Feudataren die Beſtreitung der Gerichtskoſten nach einem von der Regierung feſtgeſetzten Syſtem vorgeſchrieben, worauf ſie großentheils ihres Rechtes ſich begaben. Das Centraliſationsſyſtem des Card. Conſalvi war überhaupt allen particulären Geſtaltungen entgegen, und während es einer Menge von Feudalrechten und Privilegien ein Ende machte, beſchränkte es auch die Munizipalgerechtſame ſehr, von welchen eigentlich nur die auf den Feldbau, die Waſſervertheilung und was damit zuſammenhängt, die Hutungen und Aehnliches ſich beziehenden beſtehn blieben. Einige Gerechtigkeiten wurden aus feudalen in allodiale umgewandelt; ein neueres Geſetz für die öffentlichen Weiden ſollte zwar entworfen werden, kam aber, wie vieles Andere, nicht zu Stande.

Viel entſchiedener und in ſich abgeſchloſſener war das Verfahren der neapolitaniſchen Regierung. Im Königreiche diesſeit des Faro wurden die franzöſiſchen Anordnungen aufrecht erhalten, wenn man einige retrograde Verfügungen ausnimmt, die den Tavoliere d'Apulia be-

treffen, wo im J. 1817 der Ablösung der Servituten neue Hindernisse in den Weg gestellt wurden. Die Primogenituren wurden aufrecht gehalten, mit der Beschränkung jedoch, daß die Einkünfte eines Majorats die Summe von 30,000 neapol. Ducati nicht übersteigen und nicht unter 3000 bleiben sollten. Im J. 1817 verordnete ein königliches Decret für Sizilien, daß das Dominium utile der Ländereien künftig nicht mehr den Gemeinden gehören, sondern diese vertheilt und in Erbpacht gegeben werden sollten. Alle gemischten Gerechtsame sollten dabei aufhören und den Betheiligten ein dem Werthe der ihnen zustehenden Gerechtsame entsprechender Antheil an Ländereien als freies Eigenthum zufallen. Im J. 1824 wurde diese Verfügung erweitert und zur Ausführung gebracht. Die Fideicommisse und Majorate wurden im J. 1818 in Sizilien gesetzlich aufgehoben: doch hatte das Gesetz so geringe Wirkung, daß eine neue Verordnung vom constitutionellen Parlament für nöthig erachtet ward. Im J. 1819 wurde ein Gesetz in Betreff der Waldungen erlassen. Die Minister de' Medici und Tommasi wollten 1820 ein Gesetz über die Lehngüter erlassen, das den neapolitanischen Verfügungen von 1806 ähnelte, aber die Revoluzion von 1821 machte die Regierung ängstlich. Im genannten Jahre decretirte das Parlament die völlige Aufhebung der Feudalität, aber diese fuhr in manchen Theilen bis auf unsere Tage factisch zu bestehn fort. Im J. 1838 wurde die beschleunigte Ablösung der gemischten Rechte und die Vertheilung der Gemeindebesitzungen neuerdings vorgeschrieben, während die Erbpachtverleihung aller auf der Insel befindlichen königlichen Patronatsgüter, welche Prälaturen, Abteien, Benefizien gehörten, verordnet

ward. Diese Vorschriften wurden mittels der Decrete von 1841 zum Abschluß gebracht, durch welche die von der neapolitanischen Regierung in den Jahren 1808 und 1810 ergriffenen Maßregeln auf Sizilien Anwendung erhielten. Viele Latifundien sind jetzt von Servituten befreit, nachdem diese abgelöst worden; einige sind vertheilt, und die Agricultur macht Fortschritte. Dennoch bleibt hier noch unendlich viel zu thun und zu bessern.

Solcherart sind, seit beinahe einem Jahrhundert, die Schicksale des Grundeigenthums in Italien gewesen. Wie die mannigfaltigen Servituten ursprünglich vielleicht nur auf einem Gewohnheitsrechte beruhten, als große Gütercomplexe in der Hand Einzelner sich befanden, die Agricultur der Viehzucht Platz gemacht hatte, die Waldungen in großem Ueberfluß und preisgegeben waren, die Einwohnerzahl über die Maßen sich gemindert hatte: so mußten sie, nachdem man sie anfangs wenig beachtet, allmälig um so drückender werden, je mehr der Besitz sich theilte, der Ackerbau überwog, die Zahl der Bewohner sich mehrte und das Verschwinden ganzer Waldstrecken, das Nacktwerden der Hügel wie der Ebenen Besorgnisse einzuflößen begann. So mußte denn auf Abhülfe gedacht werden, die um so schwieriger war, je mehr man allseitig die vielen Berechtigungen schonen wollte und mußte, was keineswegs überall geglückt ist. Die Feudalität, aus dem Erblichwerden der Benefizien entstanden, durch welche anfangs noch umfassendere fiscalische oder geistliche Besitzthümer getheilt worden waren, unter den Kaisern Heinrich II. und Conrad II. in Oberitalien fest gegründet und bald über die ganze Halbinsel verbreitet, verschwand in unsern Tagen beinahe gänzlich, nach lan-

ger Blüte und noch längerm Verfall. Denn auch die Napoleoniſchen Stiftungen von grands fiefs de l'Empire, durch welche der Name von Lehen wieder hervorgezogen wurde, waren nur Ehrentitel, indem das Geſetz von 1806 ausdrücklich beſtimmte, daß die neuen Großlehenträger in den Provinzen, nach denen ſie benannt wurden, kein anderes Prärogativ haben ſollten, als den herzoglichen Titel. Verſchieden war es mit Benevent und Pontecorvo, welche Talleyrand und Bernadotte 1806 mit Souveränetäts- und Succeſſionsrechten zugetheilt wurden, ſo wie mit Lucca, Piombino und Guaſtalla.

Faſſen wir nun die Umgebungen Roms von neuem ins Auge, ſo finden wir eine Menge großer Güterbeſitze und manche Spuren des Lehenweſens, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben. An einem andern Orte habe ich von den Latifundien der Campagna geſprochen, auf deren Einfluß auf das Schickſal des Landes, auf ihr Daſein während der letzten Epoche der Republik und zur Kaiſerzeit und ſo das ganze Mittelalter hindurch bis auf den heutigen Tag hingedeutet. Ich habe bei dieſer Gelegenheit bemerkt, wie dieſe große Ausdehnung der Güter mit der Entvölkerung, und die Entvölkerung ihrerſeits mit der verpeſteten Luft in Verbindung ſteht, und wie dieſe Verkettung von Uebeln Abhülfe unendlich ſchwer macht, indem es nicht gut möglich iſt, eines ohne das andere anzugreifen. Seit der Regierung Pius' VI. iſt manche Veränderung im Beſitze vorgegangen, aber die großen Familien haben ſo ziemlich dieſelbe Ausdehnung des Grundeigenthums behalten, die ſie damals beſaßen, ſo daß auf das Haus Borgheſe über 12,000 Rubbien kommen, auf die Sforza über 5000, auf die Patrizj

über 3000, auf das Capitel von S. Peter gegen 11,000, auf das Spital von Sto. Spirito über 8000 u. ſ. w. Welche nun die Familien ſind, denen die großen Tenuten im Agro Romano gehören, ergibt ſich aus folgender Ueberſicht, die ihre bedeutenderen Beſitzungen aufzählt:

Altieri: Dragone, Solfarata, Valle Oliva.

Barberini-Colonna: S. Giovanni in Camporazio.

Borgheſe: Campo del Fico, Capocotta und Tor Paterno (Laurentum), Carocceto, Caſtell' Arcione, Caſtel Campanile, Caſtiglione und Pantano (Gabii), Marco Simone, Morolo, Ponte di nona, Porcareccino, Pratica (Lavinium), Ruſtica, Torrenuova (Rocca Cenci).

Buoncompagni-Ludoviſi: Caſtel Malnome, Crescenza, Fiorano, Montemigliore.

Carpegna: Marciliana.

Chigi: Baccano (Baccanä), Campo leone, Caſtel Fuſano, Olgiata.

Conti: Tornarancia.

Corſini: Sta. Colomba.

Falconieri: Torrimpietra.

Grazioli: Porcigliano, Vallerano.

Pallavicini: Campo di merlo, Torbino, Centocorvi.

Patrizj: Caſtelgiuliano, Villa del ſaſſo, Petronella.

Riccardi: Falcognano.

Rospigliosi: Decimo, Iſola Farneſe (Veji) — nur emfyteutiſcher Beſitz, während das dominium directum der verwitweten Königin von Sardinien als Erbin der Herzogin von Chablais gehört —, Maccareſe (Fregenä).

Serlupi-Crescenzj: Tormaggiore.

Sforza-Ceſarini: Ardea, Campo di carne, Campo ſelva, Caſal della mandria, Ceſarina, Focignano.

Strozzi (in Florenz): Lunghezza (bei Collatia).

Torlonia (Principe Don Aleſſandro): Roma vecchia, Valle Caffarella, Cecchignola, Ceri, Quadraro u. a.

Ueberdies beſitzt das Vaticaniſche Capitel neben andern Tenuten Buccéa, Campomorto, Caſtel Giubbileo (Fidenä), Pietra Pertuſa, Presciano u. a. Die vielen Beſitzungen der übrigen Capitel aufzuführen, der Spitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten, würde zu weitläufig ſein.

Die meiſten dieſer Familien aber beſitzen in der nähern wie fernern Umgebung der Hauptſtadt Ortſchaften, in denen ſie einſt Feudalrechte ausübten oder wo ihnen ſolche zum Theil noch zuſtehen. Bisweilen trifft es ſich, daß der größte Theil ſolcher Orte, in einzelnen Fällen wol das Ganze, ihnen gehört und die Bauern nur Erbpächter ſind, in manchen Fällen auch blos Zeitpächter. Indeß kommt es auch vor, daß von dem frühern Dominium nicht viel mehr geblieben iſt als einige wenige Ländereien und ein, leider oft ſehr verfallenes Schloß, welches vielleicht einmal im Jahre auf einen Tag beſucht wird, in welchem keine Glasſcheibe heil iſt, der Fußboden voll Löcher, das Dach ſchadhaft, die großen Räume leer und wüſt. Es iſt Schade um dieſe alten Burgen, welche die glänzendern aber auch gefahrvollern Zeiten des römiſchen Adels dahinſchwinden ſahn und nun langſam ihrem Verfall entgegengehn. Manche derſelben ſind aber immer noch in ziemlich gutem und bewohnbarem Zuſtande und können mit mäßigen Koſten darin erhalten werden. Ich laſſe die wichtigeren unter dieſen Baronal-Ortſchaften fol-

gen, von denen viele ihren Beſitzern den Fürſtentitel geben, andere Herzogthümer genannt werden, noch andere Grafſchaften und Marquiſate. Wenn man die Menge ſolcher Beſitzthümer in einzelnen Familien in Anſchlag bringt und ihre in vielen Fällen äußerſt geringe Bedeutung, ſo wird man ſich nicht mehr über die Maſſe von Titeln wundern, denen man in Rom begegnet. Die Geſchlechter und Lehen alſo ſind die nachſtehenden:

Altieri: Oriuolo (Forum Claudii), Viano.

Barberini-Colonna: Paleſtrina (Präneſte).

Bolognetti-Cenci: Vicovaro (Varia).

Borgheſe: Aſtura, Caſtel chiodato, Licenza (Digentia), Mentana (Nomentum), Monte Compatri, Monte Porzio, Monticelli (Corniculum), Nettuno, Norma, Olevano, Palombara (Cameria?), Poggio nativo, S. Polo, Porto d'Anzo (Antium).

Braſchi-Oneſti: Nemi (Nemus).

Buoncompagni-Ludoviſi: Monte Rotondo.

Buoncompagni-Ottoboni: Fiano.

Caetani: Ciſterna, Sermoneta.

Chigi: Ariccia (Aricia), Campagnano, Ceſano, Formello, Scrofano.

Colonna (Zweig des Großconnetable), Cave, Ceccano, Genazzano, Marino (Caſtromönium), S. Lorenzo, Paliano, Rocca di Cave, Rocca di Papa (Fabia), Scurcola, Sonnino, Sto. Stefano.

Colonna di Sciarra: Anticoli-Corrado, Baſſanello, Carbognano, Correſe (Cures), Monte Flavio, Monte Libretti (Mons Bruttii?), Montorio Romano, Palazzuolo, Rocca di mezzo.

Conti: Trevignano (Trebonianum).

Doria-Pamfilj: Valmontone (Tolerium).

Galli: Rocca Giovane (Fanum Vacunä).

Maſſimi (fürſtl. Linie): Arſoli; (herzogl. Linie): Rignano.

Odescalchi: Palo (Alſium).

Rospiglioſi-Pallavicini: Colonna (Labicum), Gallicano (Pedum), Zagarolo.

Ruspoli: Cerveteri (Cäre vetus), Vignanello.

Sforza-Ceſarini: Città Lavigna (Lanuvium), Genzano, Segni.

Teodoli: Siciliano.

Tiberj: Caſtel Madama.

Torlonia (Duca): Bracciano, Guadagnolo, Poli (Bola); (Principe): Civitella Ceſi.

Der apoſtoliſchen Kammer endlich gehören Albano, welches ſie im J. 1697 auf etwas gewaltſame Weiſe von den Savellern kaufte, Caſtel Gandolfo und Rocca Priora, die ſie ein Jahrhundert früher von denſelben erſtanden hatte, und andere Ortſchaften. Nicht in allen dieſen Städtchen, wenn man manchen ſolcher ummauerten Caſtelle, die oft wenige Hundert Einwohner zählen, dieſen Namen geben kann, waren die Rechte der Barone dieſelben, auch in den Zeiten nicht, als die Lehenrechte noch vollſtändig gehandhabt wurden. Im Allgemeinen hatten die Lehnsherren Ausübung der Civilgerichtsbarkeit in erſter Inſtanz, in ſeltnern Fällen auch in zweiter. In Criminalfällen ſtand ihnen gleichfalls die Jurisdiction in erſter Inſtanz zu: einige hatten das Jus gladii. Die übrigen Gerechtſame waren verſchiedener Art und wechſelten nach den einzelnen Orten und den Verträgen, die der Lehnsherr mit den Bewohnern abgeſchloſſen. Wege-

und Brückengelder wurden den Feudataren entrichtet; den meiſten ſtanden überdies die Privilegien des Mahlrechts, der Bäckergerechtigkeit u. a. zu; Wirthshäuſer durften nur mit ihrer Erlaubniß und gegen Abgaben eröffnet werden. Die Jagdberechtigung war an den Grundbeſitz geknüpft und wurde mit dieſem gekauft und verkauft. Sie gehörte demnach urſprünglich den Baronen allein zu, indeß waren zu allen Zeiten die Modalitäten ſehr verſchieden, ſo daß an einigen Orten die Jagd völlig geſchloſſen gehalten ward, während man ſie an andern Jedem freiließ. Erſt in unſern Tagen iſt mittelſt der Verordnungen P. Leo's XII. von den Jahren 1824 und 1826 dieſer Punkt genauer feſtgeſtellt worden. Gemäß dieſen Verordnungen wurde das Recht der Jagd und des Fiſchfangs auf fremdem Eigenthum wie auf eignen Ländereien, die nicht durch Mauern, Hecken oder Verſchläge abgeſperrt, völlig aufgehoben. Jedem, der mit einem Erlaubnißſchein verſehen, ſollte die Jagd freiſtehen, mit Ausſchluß der eben bezeichneten Grundſtücke und ſolcher, die entweder angebaut, oder zum Anbau vorbereitet worden. Ländereien dieſer Gattung mußten aber den Localbehörden angezeigt und beſonders bezeichnet werden, wenn die Eigenthümer ihre Rechte geltend machen wollten: auf älteres Herkommen wurde dabei keine Rückſicht genommen. Wie geſagt, gab es hinſichtlich dieſer einzelnen Gerechtigkeiten und der Verhältniſſe der Unterthanen zum Baron bedeutende Unterſchiede je nach den Localitäten und dem zwiſchen beiden Theileu getroffenen Abkommen, oder aber nach den Gewohnheiten, die ſich gebildet und zu Rechten geworden.

Als, wie ich ſchon bemerkte, die päpſtliche Verord-

nung vom 5. Juli 1816 den Baronen hinsichtlich der Ausübung der Gerichtsbarkeit Beschränkungen auflegte und Garantien verlangte, welche der unordentliche Zustand, in dem dieselbe sich befand, und die vielen darüber lautgewordenen Klagen heischten, verzichteten die meisten auf ihre Rechte, und man kann sagen, daß damit das Feudalwesen im Kirchenstaat aufgehört hat und, wenn man einige Vorrechte von nicht sehr großem Belange ausnimmt, jetzt wenig mehr denn der Name geblieben ist. Dennoch fanden bei dieser freiwilligen Verzichtleistung einige Ausnahmen statt, die größtentheils in besondern Verhältnissen ihren Grund hatten. Die nicht renunzirenden waren: das Spital von Sto. Spirito, welchem, wie gesagt, zahlreiche Tenuten und Monte Romano gehören, der Majordomus des Papstes, der als Präfekt der Paläste Gerichtsbarkeit in Castel Gandolfo ausübt, der Commissair der apostolischen Kammer, dem die Jurisdiction in Rocca Priora zusteht, der Fürst Sciarra-Colonna (vom Zweige Barberini-Colonna) als Herr von Monte Libretto und andern Lehen, der Fürst Odescalchi, Herzog von Syrmien, als Herr von Palo, der Fürst Rospiglios-Pallavicini als Besitzer von Colonna und Gallicano. Außer diesen hat Don Marino Torlonia seine Lehnrechte in Bracciano behalten, auf die er nicht verzichten darf, so lange dem Hause Odescalchi der Rückkauf dieses Ortes zusteht, von dem mehrmals, aber wie es scheint ohne Grund, die Rede gewesen ist. Im J. 1828 wollte Papst Leo XII. diesen Zustand der Dinge ändern. Vom Beginn seiner Regierung an war es eine seiner Lieblingsideen gewesen, dem Adel eine bedeutendere Stellung im Staate zu geben, und er hatte verschiedene römische Pa-

trizier gewiſſermaßen auffordern laſſen, die Wiederherſtellung der Baronal-Gerichtsbarkeit von ihm zu erbitten. Er pflegte zu ſagen, es gebe kein anderes Mittel, den Glanz des römiſchen Adels wiederherzuſtellen. Zu Anfang des genannten Jahres gab er ſeine Abſicht kund, den Baronen ihre alte Civil- und Criminal-Jurisdiction zurückzugeben und ihre Rechte ſelbſt noch zu mehren. Zugleich ſollten ſie die Befugniß haben, auf ihren Lehen Truppen und, wenn die Umſtände es heiſchten, Bürgergarden mit ihren Familienfarben zu halten; über die Koſten ſollten ſie ſich bei Abtragung der Grundſteuer mit dem Finanzminiſterium verſtändigen. Der Adel war getheilt: einige Familien, Colonna di Sciarra, Bolognetti-Cenci, Buoncompagni, Maſſimi, bezeigten ſich willig, den Vorſchlag anzunehmen, während die meiſten, die Altieri, Barberini-Colonna, Borgheſe, Chigi, Colonna di Paliano, Doria, Rospigliosi, ihn ablehnten. Der Papſt wurde verſtimmt und ſo blieb die Sache liegen.

Dies ſind die geringen Reſte des einſt in dieſen Gegenden ſo mächtigen Lehnweſens, die allmälig ganz verſchwinden werden. Auf die gegenwärtigen Verhältniſſe der Campagna und die Benutzung der Ländereien haben ſie, ſo viel man urtheilen kann, wenig oder gar keinen Einfluß mehr, inſofern man nicht das Vorhandenſein der großen Gütercomplexe mit jenen frühern factiſchen und Rechtszuſtänden in Verbindung bringen will, wozu keine Veranlaſſung da zu ſein ſcheint. Sehen wir auf den jetzigen Zuſtand des Landbaues in der Campagna, ſo zeigt ſich dasjenige, was hie und da zur Hebung deſſelben geſchehen iſt und noch geſchieht, freilich als äußerſt gering im Vergleich mit der Größe des Uebels (welches

übrigens von Vielen nicht als ein Uebel anerkannt wird, sofern es sich nicht gerade um die Aria cattiva handelt): indessen legt es doch immer Zeugniß davon ab, daß nicht Alle der Meinung sind, die hiesigen Verhältnisse könnten nicht zum Bessern sich wenden. Bevor ich auf diese Verhältnisse näher eingehe, halte ich es für nöthig, eine Uebersicht des Umfanges der verschiedenen Ländereien in dem Agro Romano, nach den Angaben eines neuern Schriftstellers über einheimische Oekonomie, anzuführen. Dieser gemäß beläuft sich das einfache Ackerland auf 53,643 Rubbien, mit Bäumen und Reben bepflanzte Ländereien 44 Rubbien, mit Oelbäumen 139. Weideland 7819 Rubbien, zum Theil mit Gesträuch bewachsene Weiden 24,323 Rubbien. Eichen- und Castanienwald nimmt 2214 Rubbien ein, niederer Wald, wo Kohlen gebrannt werden, 19,053, hochstämmiger Wald mit Bauholz 36 Rubbien. Die Vignen haben eine Ausdehnung von 5088 Rubbien, die Gemüse- und Obstgärten von 466, die Seen und Sümpfe 564 Rubbien, unfruchtbares Erdreich 453. Die Flüsse, Kanäle u. s. w. nehmen 3043 Rubbien ein, Straßen und Gebäude 849. Ich bemerke jedoch, daß der nach dieser Berechnung sich ergebende Flächeninhalt des Agro Romano weder mit dem Kataster Alexanders VII. stimmt, in welchem die Ausdehnung von Stadt und Campagna auf 114,737 R. angegeben wird, noch mit dem unter Pius VI. bearbeiteten und dem neuesten, in welchem der Eine den Flächenraum auf 111,106 R., der Andere auf 106,910 R. bestimmt. Es ist nicht uninteressant, das Verhältniß der Ländereien in der Campagna zu denen des Kirchenstaats im Allgemeinen ins Auge zu fassen. Nach denselben

Angaben beläuft sich der Flächenraum des anbaufähigen Terrains im gesammten Staate auf beinahe eine Million Rubbien, nämlich einfaches Ackerland 543,357 R., mit Bäumen und Reben bepflanzt 381,118; mit Oelbäumen 51,172. Die Summe der zum Getreidebau verwandten Ländereien wird auf etwa 333,000 R. angegeben, die im Verhältniß von 5¼ R. nach Abzug der Aussaat einen Nettoertrag von etwa 1,740,000 R. liefern. Die durchschnittliche Maisernte ist 800,000 R. Berechnet man den Getreideverbrauch im Durchschnitt auf ¾ Rubbien für jedes Individuum, bei einer Bevölkerung von 2,771,436 Seelen, so findet sich (die Ausfuhr ungerechnet) ein Ausfall von 300,000 Rubbien Getreide, der durch den Mais gedeckt werden muß und gedeckt wird.

In der Campagna ist der Getreidebau in steter Abnahme begriffen. Gemäß der Verordnung vom J. 1783 sollten jährlich 23,140 Rubbien angebaut werden. In den beiden letzten Dezennien des Jahrhunderts beschränkte sich indeß der Anbau im Durchschnitt auf 13,792 R., im J. 1802 auf 10,415, in den J. 1823—1832 auf 8218, in den J. 1833—1840 auf 7582, im J. 1841 endlich auf 6386 Rubbien. In den J. 1823—1839 war in den Häfen des Mittelmeers der Durchschnittspreis für den Rubbio Getreide, Scudi 8, 88 Bajocchi; im J. 1841 sank er auf 7 Scudi, 16 Bajocchi, und 1842 kostete der Rubbio 7 Scudi, 40 Bajocchi. Daß also der Landwirth beim Getreidebau zu Grunde gehn muß, wenn er keine andern Hülfsquellen hat, ist klar. Dazu ist noch im letztgenannten Jahre das Misgeschick gekommen, daß durch die sehr frühe eingetretenen und äußerst heftigen und anhaltenden Gewitterregen eine große

Menge Getreide auf offenem Felde verfault iſt, weil es in der Campagna an Gebäuden fehlt, es ſogleich unterzubringen. Wenn dennoch eine bedeutende Quantität Getreide aus dem Kirchenſtaat ausgeführt wird (im J. 1804 Rubbien 162,537, zum Werth von 1,334,221 Scudi, im J. 1830 R. 70,651 für 709,875 Sc., im J. 1840 R. 126,233 für 1,060,376 Sc.), ſo kommt davon der bei weitem größere Theil aus den Legationen und Marken, wie denn etwa nur das Fünftel der Summe aus den Mittelmeerhäfen verführt wird, wohin die ſüdlichen Provinzen ihren Ertrag ſenden.

Die große Reſſource des Landwirths in der Campagna iſt nun die Viehzucht. Je mehr der Ackerbau abnahm, um ſo höher ſtieg die Blüte der Viehzucht. Die bedeutende Zunahme derſelben während der letzten Dezennien ergibt ſich aus folgender Ueberſicht. Im J. 1820 wurden 828,192 Pfund Käſe zum Werth von 73,602 Scudi verkauft, im J. 1830 923,623 Pfd. für 67,549 Sc., im J. 1840 1,133,928 Pfd. für 123,392 Sc. Rohe Wolle im J. 1820 639,616 Pfd. für 134,940 Sc., im J. 1830 1,178,260 Pfd. für 235,653 Sc., im J. 1840 1,424,963 Pfd. für 283,005 Sc. Geſponnene Wolle verkaufte man im J. 1830 für 38,053 Sc., im J. 1840 für 4013. Die Zahl der Felle belief ſich im J. 1820 auf 330,717, die einen Ertrag von 33,045 Sc. lieferten, im J. 1830 auf 617,156 zu 126,832 Sc., im J. 1840 endlich auf 958,722 zu 191,692 Scudi. Von Vervollkommnung der Viehzucht aber iſt nicht die Rede, und während man anderwärts für die Veredlung der Schafracen ſo viel thut, ſinkt der Werth der hieſigen Wolle immer tiefer. So zahlte man einſt 20—25 Baj.

für das Pfund, jetzt 15 — 18. Ueberdies ist für die Grundeigenthümer in der Campagna der bedenkliche, bis jetzt noch nicht hinlänglich erklärte Umstand eingetreten, daß in den beiden letzten Jahren die Zahl der Heerden, die zur Winterszeit zum Theil aus ziemlich entfernten Gegenden in diese Ebenen getrieben zu werden pflegen, sich wesentlich gemindert hat, so daß in dem letzten Winter (1842 — 43), welcher in Folge der ungewöhnlichen Feuchtigkeit des Sommers und Herbstes einen besonders üppigen Graswuchs darbot, mehr denn 12,000 Rubbien Weideland unbenutzt geblieben sind. Sollte dies sich wiederholen oder gar zunehmen, so würden Eigenthümer wie Mercanti di campagna genöthigt sein, auf irgend eine Abhülfe zu sinnen.

Steht es mit dem Getreidebau schlecht, so kommen die Besitzer und Pächter von Weinbergen kaum besser weg. Die Production ist zu sehr gestiegen, und da eine Zeitlang die Weinpreise hoch waren, so hat man auch in mindergünstigen Localitäten Reben gepflanzt, einestheils dadurch die Qualität verschlechtert und die Preise ungeheuer gedrückt. Es ist ein Uebelstand, an dem nicht die Nachbarschaft Roms allein krankt, sondern ein großer Theil des übrigen Italiens und namentlich Toscana. „Die Zukunft des Weinbaues," sagt einer der ausgezeichnetsten und verdientesten Agronomen, der Marchese C. Ridolfi, in Bezug auf das letztgenannte Land in einem interessanten Bericht über seine Musterwirthschaft zu Meleto im Elsathal, „zeigt sich dem Eigenthümer keineswegs erfreulich. Denn obgleich Alle nicht nur über den niedrigen Weinpreis, sondern auch über die absolute Unmöglichkeit des Absatzes klagen, sieht man überall die Reben

mit aller Sorgfalt, ja mit einer Art von Eifer mehren. Dies ist keine Folge von Berechnung, es ist auch nicht einmal ein Resultat des Nachdenkens, sondern es schreibt sich blos von der Gewohnheit her und von dem Bauern-Adagio: es wird nicht stets so währen. Wirklich hat's auch in andern Zeiten niedrige Weinpreise und jene Schwierigkeiten gegeben, die gegenwärtig so drückend sind. Ob aber das Elend diesmal vorübergehend sein wird, wie ehemals, ist eine andere Frage, denn da es nicht aus denselben Ursachen hervorgegangen, so können auch die früher wirksamen Abhülfmittel keine Anwendung finden." — Es sind nicht die Weinsorten der von der Natur vorzugsweise begünstigten Orte, welche zu dem gerügten Ueberfluß Veranlassung geben, denn von diesen ist die Masse keineswegs so sehr groß: es sind die Sorten von den schlechtern Terrains und aus den Ebenen. Da wird nirgend guter Wein erzeugt, und doch haben die Anpflanzungen in den jüngsten Jahren so sehr zugenommen. Für Rom sind diese geringen Chancen um so trauriger, da innerhalb des Mauerkreises der Stadt so viele Vignen liegen und in der nähern Umgebung gegen sechstausend Rubbien Landes dem Weinbau gewidmet sind, so daß allerdings das Wohl und Wehe eines beträchtlichen Theiles der Bevölkerung dabei auf dem Spiele steht. Wie ungünstig die Verhältnisse sind, ergibt sich aus einfachen Berechnungen. Die Bearbeitung eines Rubbio Vigne kostet jährlich gegen 117 Scudi und gibt in mittlern Jahren etwa fünf Botti Wein (ein Botte ist etwas über neun Hectolitre franz. Maß), die zu Zeiten zu 30—40 Scudi verkauft wurden, dann aber auf 24, selbst auf 15 Scudi sanken. Es ist folglich schwer, dabei seine

Rechnung zu finden. Die Stadt Rom verbraucht im Jahr gegen 45,000 Botti, meiſt aus den Vignen der Stadt und der nächſten Umgebung, wie aus den Hügelſtrichen Latiums und der Sabina. Velletri ſendet gegen 8000 Botti. Auch aus den Marken führt man Wein ein. Die Production iſt nun aber ſo über den Bedarf geſtiegen, daß z. B. in Velletri gegen 2000, in Zagarolo über 1000 Botti unverkauft ſtehn bleiben und man, wie es auch in Toscana ſchon vorgekommen iſt, die Reben ausgeriſſen und das Feld zum Acker oder zur Weide gemacht hat.

Jedem, der längere Zeit in Rom verweilt, muß es auffallen, daß es ſo ſchwer iſt, trinkbaren einheimiſchen Wein zu erhalten. Namentlich iſt dies ſeit vorigem Herbſte der Fall geweſen, und die ſchlechte Weinleſe des letzten Jahres läßt für die nächſte Zukunft nichts Beſſeres erwarten. Wird in Italien großentheils die Weinfabrication ſehr vernachläſſigt, während ſie anderwärts ſich vervollkommnet, ſo iſt dies in der hieſigen Umgebung namentlich der Fall. Der meiſte Wein iſt kaum trinkbar: er iſt unrein, ſüßlich, ſchwer, oder ſauer. Da er ſich nicht hält, ſo iſt man fortwährendem Wechſel ausgeſetzt, und ſelbſt in den größern Weinhandlungen iſt man nicht ſicher, nach acht Tagen noch dieſelbe Sorte zu erhalten, die man heute genießbar findet. Fahrläſſigkeit und die Scheu vor ein wenig mehr Arbeit tragen die Hauptſchuld, denn daß der hieſige Wein gut werden kann, beweiſen einzelne Verſuche und die Geſchichte. Man denke an Horaz, der zu Mäcens Geburtsfeier neunjährigen Albaner auftiſcht, an Plinius, der den Veliterner den ſiziliſchen Weinen aus der Gegend von Taormina und Meſſina

vorzieht. Noch im J. 1511 ſandte Papſt Julius II. römiſchen Wein als Geſchenk nach London, was jetzt ſchwerlich Jemanden einfallen wird. Daß aber der Wein dieſer anmuthigen Hügel trefflich genug werden ſollte, mit berühmten Gattungen zu wetteifern, hindert nichts: der vulkaniſche Boden iſt der Rebe äußerſt günſtig, und vom Anfange der Höhen bei den Ruinen Bovilläs bis nach Velletri hin bietet der ſonnige Abhang des nach Mittag zu offen liegenden Gebirges die günſtigſten Localitäten.

Einiges iſt auch geſchehen, dem Weinbau aufzuhelfen — qualitativ, denn die Quantität ſollte eher vermindert werden. Man macht unter Anderm ein Erbpachtgut des bei neuern Ereigniſſen oft genannten Generals Zamboni in der Nähe der Stadt namhaft, welches ſeinem Beſitzer für die darauf verwandte Mühe entſprechenden Ertrag geben ſoll, ſo wie die dem Fürſten Conti gehörende bedeutende Tenute von Tornarancia, die einſt ein Eigenthum der Herzogin von Chablais aus dem Hauſe Savoyen war, welche daſelbſt die antiken Kunſtwerke auffand, die unter dem Namen der Monumenti Amaranziani eine Abtheilung des Vaticaniſchen Muſeums bilden. Die dem nämlichen Fürſten gehörenden Ländereien von Trevignano am See von Bracciano haben ebenfalls in den letztern Jahren weſentliche Verbeſſerungen erfahren. Zu den eifrigen Agronomen gehörte der verſtorbene Monſignor Nicolai, deſſen Schriften über die Campagna und die pomptiniſchen Sümpfe mit Recht berühmt ſind. Ob ſein Vorſchlag, ſtatt der gegenwärtigen Beſtellung der Weinberge die Reben an Ulmen und Pappeln emporzuleiten und das dazwiſchenliegende Feld zu beſäen, bei

Kennern des Weinbaues Gunſt zu erlangen geeignet iſt, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Pecuniär ſoll er vortheilhaft geweſen ſein, aber es iſt leicht zu errathen, daß die Qualität des Weins ſich verſchlechterte. Neuerdings hat ſich zu Velletri eine Geſellſchaft von Eigenthümern und Capitaliſten gebildet, die es ſich zum Ziele geſetzt hat, Weine geringer Qualität durch Anwendung der neueſten erprobten mechaniſchen Verfahrungsweiſen zu verbeſſern und aus den ganz ſchlechten Spiritus und Aquavit zu brennen. Einen ähnlichen Vorſchlag machte vor einiger Zeit Ridolfi, um den Wein aus den in Magazinen und Kellern unverkauft liegenden Fäſſern los zu werden und zu gleicher Zeit ein Paſſivum des Handels (der Spiritus kommt meiſt aus dem Auslande) aufzuheben. Unternehmungen dieſer Art in Toscana haben günſtigen Erfolg gehabt und der aus unbrauchbarem Wein erlangte Spiritus hat einen guten Ertrag geliefert. Die önologiſche Geſellſchaft zu Velletri hat überdies die Abſicht, Weinſtein zu machen und behufs des Abſatzes ihrer Producte nach dem Auslande Verbindungen in der Fremde anzuknüpfen. Das Geſellſchaftscapital von 10,000 Scudi in zweihundert Actien war raſch geſchafft. Der Plan iſt gewiß lobenswerth: vor Allem aber hätte man darauf bedacht ſein ſollen, die Weinfabrication in ihren Anfängen zu vervollkommnen und veraltete Misbräuche, die nur dem Schlenderweſen ihre Fortdauer verdanken, radical abzuſchaffen. Der Wein würde ſich dann allmälig verbeſſern. Bei den vielen mechaniſchen Künſteleien und Handgriffen, durch die man gegenwärtig in Toscana Bordeaux- und andere Weine macht, kommt eigentlich nicht viel heraus.

Da ich mich beim Capitel vom Weinbau befinde, so kann ich nicht umhin, auf Zagarolo zurückzukommen, wovon ich bei einer andern Gelegenheit sprach *). Schon damals bemerkte ich, daß Herr v. Sismondi, welcher, so viel ich weiß, der erste war, der in der Abhandlung über die römische Campagna die Aufmerksamkeit des größern Publicums auf Zagarolo lenkte, die dortigen Verhältnisse in zu günstigem Lichte gesehn und dargestellt hat. Durch authentische Mittheilungen, welche der verdienstvolle Abate Coppi, der dem Zustande und der Verbesserung der Agricultur Aufmerksamkeit zu widmen fortfährt, über den genannten Ort gemacht, ist man in Stand gesetzt, ein richtigeres Urtheil zu fassen. Ich erwähne deshalb der Sache mit dem erforderlichen Detail. Zagarolo, auf einer der letzten flachen Vorhöhen der Sabinerberge gelegen, nicht ferne von Palestrina, gehörte einst den Colonnesen, für die es von Papst Pius V. im J. 1569 zu einem Ducato erhoben ward, kam im folgenden Jahrhundert mit den naheliegenden Ortschaften Colonna und Gallicano an die Ludovisi, dann an die Rospiglioſi, denen alle drei noch gehören. Sie zahlten dafür die Summe von 876,000 Scudi. Das Territorium von Zagarolo umfaßt 2740 Rubbien, von denen 1471 dem Feudatar gehören, 860 den Buoncompagni-Ludovisi, der Rest verschiedenen Eigenthümern. Nach der Schätzung des Katasters beläuft sich der Werth dieser Ländereien jährlich auf 378,091 Scudi. Die alten Feudatare verliehen verschiedene Wohnungen und Bauplätze gegen den jährlichen Zins von zwei Kram-

*) Röm. Briefe II. 198.

metsvögeln (!) für eine. Auch vergaben ſie mehre Grundſtücke gegen verſchiedene Zinſe in Erbpacht, einige zu der geringen Abgabe von 43, andere zu 62 und 84 Baj. für den Rubbio, wieder andere zu höhern Preiſen, ſo daß die Geſammteinnahme von 325 Rubbien ſich auf 1828 Scudi belief. Nun verlieh der verſtorbene Fürſt Joſ. Rospigliosi in den Jahren 1786—1828 andere 330 Rubbien, welche früher Weideland waren und zu 3—4 Scudi vermiethet zu werden pflegten. Der Zins bei dieſen Emfyteuſen wechſelte zwiſchen 6 und 12 Scudi, und die Geſammteinnahme betrug 3264 Sc. oder im Durchſchnitt 9 Sc. 89 Baj. für den Rubbio. Mit den frühern Verleihungen betragen folglich die emfyteutiſchen Grundſtücke von Zagarolo 660 Rubbien, welche dem Beſitzer des dominium directum eine jährliche Brutto-Einnahme von 5092 Sc. geben. Die neueren Verleihungen geſchahn nicht blos an Zagaroleſen, ſondern auch an Bewohner der nicht fernen, im Albanergebirge liegenden Oertchen Monte-Compatri und Rocca Priora, die zuſammen 237 Rubbien nahmen, während im benachbarten Gebiet von Paleſtrina gegen hundert Rubbien an Leute aus Zagarolo abgelaſſen wurden. Die Erbpächter verwandelten die Grundſtücke meiſt in Vignen nach römiſcher Art und mehrten bald ihre Production ſo ſehr, daß ſie an 5000 Botti Wein lieferten. Als der Wein wenigſtens 30 Scudi galt, hatten ſie, nach Abzug des eignen Verbrauchs, einen Ertrag von ungefähr 100,000 Scudi. Daher kam es, daß die Bevölkerung Zagarolo's in vierzig Jahren von 2766 auf 4239 Seelen ſtieg. Meiſt bearbeiten die Bewohner ihre eignen Grundſtücke, wenige auf fremdem Boden um Taglohn. Seit aber die Wein-

preiſe geſunken, hat der Wohlſtand Zagarolo's einen harten Stoß erhalten. Da die Reben in ſehr engen Reihen gepflanzt ſind, ſo liefert das Erdreich dort ſonſt nichts und die Bewohner ſind faſt lediglich auf den auch unter den günſtigſten Verhältniſſen ſehr unſichern Ertrag der Vigne angewieſen. Wie es damit gegangen, habe ich oben erläutert. In Zagarolo war die Folge davon, daß viele Erbpächter nicht im Stande waren, den Zins zu erlegen, ſo daß ſie dem Fürſten Rospigliosi gegenwärtig 14,000 Scudi ſchulden und der Ausfall auf 33 Procent anzuſchlagen iſt, während wegen der Vertheilung der Grundſtücke an 750 Individuen die Koſten der Adminiſtration ſich auf 9 Procent belaufen. Aus allem dieſen ergibt ſich, daß, während der Bruttoertrag des Rubbio der neueren emfyteutiſchen Verleihungen auf 9 Sc. 89 Baj. ſich beläuft, der Nettoertrag nicht über 6 Sc. 29 Baj. iſt, während das benachbarte Weideland im Durchſchnitt 7 Scudi einbringt. Freilich ſind unter ſolchen Umſtänden die gegenwärtigen Verhältniſſe Zagarolo's weder für den Grundherrn, noch für den emfyteutiſchen Beſitzer günſtig, doch läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß jene Erbpachtverleihungen dem Orte längere Zeit weſentlich genutzt, ſeine Bevölkerung gemehrt, ſeinen Wohlſtand erhöht, das Einkommen des Eigenthümers verdoppelt haben, und daß ſo glückliche Reſultate, die dem emfyteutiſchen Syſtem zu danken ſind, wo es dem kleinen Capitaliſten und Landmann geſtattet iſt, ſein Geld und ſeine Arbeit mit zuverſichtlicher Hoffnung auf gutes Fortkommen anzuwenden, wieder ſich ergeben würden, wenn man ſich nicht blindlings auf Einen Erwerbszweig, und einen ſo unſichern dazu, werfen wollte. Die Emfyteuſe ſcheint

doch immer noch das zuverläſſigſte Mittel zu ſein, den nachtheiligen Folgen und Einflüſſen der großen Gütercomplexe entgegenzuwirken.

Den Eigenthümern in der Campagna dürfte namentlich die Cultur des Oelbaums zu empfehlen ſein, ſtatt der verderblichen Mehrung der Rebe. Der Cardinal Fabrizio Ruffo, bekannt durch die energiſche Organiſirung des royaliſtiſchen Aufſtandes in Calabrien gegen die Franzoſen und Republikaner, ſetzte zur Zeit, wo er noch päpſtlicher Finanzminiſter war (1788), eine Prämie von 1 Paolo aus für jeden Oelbaum, der in den ſüdlichen Provinzen gepflanzt werden würde. Man pflanzte damals gegen 200,000. Eine gleiche Prämie beſtimmte unter Pius VIII. im J. 1830 der damalige Finanzminiſter Mſgr. Mattei (jetzt Cardinal-Staatsſecretär für die inneren Angelegenheiten), worauf in einem Dezennium an 309,000 Stämme gepflanzt wurden. Die gegenwärtige Olivenernte im Kirchenſtaat reicht für den Bedarf bei weitem nicht hin, und jährlich gehn etwa 400,000 Scudi für Oel größtentheils nach dem Königreich Neapel. Sehr natürlich iſt der Wunſch, ein ſo drückendes Paſſivum des Handels verſchwinden zu ſehn. Dies würde der Fall ſein, wenn man von den mehr denn 100,000, jetzt größtentheils wüſten Rubbien Landes in der Campagna etwa 6500 mit Oelbäumen bepflanzte. Viele Localitäten würden ſich ganz beſonders für dieſen Culturzweig eignen. Wie ſchön die Oelwaldungen z. B. in der Nähe Tivoli's ſind, iſt Jedem aufgefallen, der dieſen Ort beſucht hat. Und doch wird verhältnißmäßig nur geringe Pflege ihnen zu Theil. Manche Gattungen Boden, die ſonſt zu wenig oder gar nichts nutz ſind, eignen ſich vor-

trefflich für den Oelbaum: ſo kommt er auf den Kalkfelſen zwiſchen Tivoli und Caſtel Madama und bei Olevano, Poli und in allen dieſen Strichen der Sabina ſehr gut fort, liefert äußerſt reichlichen Ertrag und beginnt ſchon nach dem zweiten Jahre Früchte zu geben, während er nach dem ſechſten Jahre in voller Kraft iſt. An dieſen Orten wird zum Theil, wo man die nöthige Sorgfalt darauf verwendet, recht gutes Oel produzirt: es könnte weit beſſer noch und wie das lucheſiſche und provencer ſein, gäbe man ſich dieſelbe Mühe und verführe man mit eben ſo großer Reinlichkeit und Aufmerkſamkeit wie in dieſen Ländern. Es wäre leicht, dieſen Induſtriezweig, der auch das noch für ſich hat, daß er im Winter einer Menge Leute Beſchäftigung bietet, zu einem activen zu machen und, wie im Königreich beider Sizilien, in Toscana, Lucca u. ſ. w. bedeutenden Vortheil daraus zu ziehen. Denn die Nachfrage nach Oel wird mit jedem Jahre ſtärker und die kürzlich erfolgte Herabſetzung des Einfuhrzolles in den engliſchen Häfen kann Italien nur zu gute kommen.

Nächſt dem Oelbaum muß die Seidencultur in Betracht gezogen werden, welche für den Kirchenſtaat von ſo großem Belange iſt und auch für die nähern Umgebungen Roms von Wichtigkeit werden könnte, wenn man die Anpflanzungen des Maulbeerbaums vermehrte. Dies iſt ſehr zu wünſchen, und es iſt erfreulich, daß neuerdings Eigenthümer und Pächter, auch in der Campagna, ihre Aufmerkſamkeit darauf gerichtet haben. Die im J. 1830 ausgeſetzte Prämie von 7½ Bajocchi für jeden neugepflanzten Maulbeerbaum hat zur Folge gehabt, daß die Zahl derſelben in einem Dezennium um 200,000 zuge-

nommen hat. Der durchſchnittliche Werth der Ausfuhr roher Seide während der letzten zwanzig Jahre beläuft ſich auf 750,000 Scudi, und wenn in den letzten Jahren der Preis bedeutend geſunken, ſo iſt die Production ſo ziemlich in demſelben Maße geſtiegen. Die Seide von Foſſombrone, unter welcher Benennung man nicht blos die aus den näheren Umgebungen dieſes im Metaurusthale liegenden Städtchens, ſondern aus einem größern Theile der Romagna und Marken begreift, iſt bekanntlich die vorzüglichſte und geſuchteſte im europäiſchen Handel.

Der Reis iſt zwar bis jetzt in der römiſchen Campagna wenig zur Sprache gekommen, indeß iſt vorauszuſehn, daß bei der ſich ſteigernden Aufmerkſamkeit, die er in Anſpruch nimmt, auch in den ſumpfigen Strichen dieſer Regionen Verſuche mit ihm angeſtellt werden werden. Den einzigen machte bis jetzt, ſo viel mir bekannt, der Fürſt Roſpigliosi auf ſeiner großen Beſitzung Maccareſe. Dieſe Tenute, die nicht weniger als 2260 Rubbien Landes enthält, liegt in einer Entfernung von vierzehn Millien von Rom auf dem rechten Tiberufer, bei dem Ausfluſſe des kleinen Fluſſes Arrone ins Meer, da, wo einſt Fregenä lag, in ſumpfiger Gegend, und ſchon von Silius Italicus „obsessae campo squalente Fregenae" genannt. Auf dieſem großen Gebiete, welches theils aus Waldung, theils aus Weideplätzen und verſumpften Niederungen beſteht, verſuchte der Beſitzer, neben andern agronomiſchen Unternehmungen, welche geglückt ſind, auch die Anlegung von Reisfeldern. Drei Jahre lang wurden gegen 30 Rubbien Landes zu dieſer Cultur verwandt und der Ertrag war bedeutend, denn der Reis gab das Vierzigfache der Ausſaat. Indeß ſah der Beſitzer ſich doch veranlaßt,

darauf zu verzichten. Einmal fand er es schwer, die Bewässerung so zu leiten, daß nicht ein Theil der Weide darunter litt, woraus ihm mehr Schaden erwuchs, als Gewinn vom neuen Product; sodann riß vermehrte Sterblichkeit unter den Ackerbauern ein, so daß es selbst bei Zahlung des höchsten Tagelohns schwer ward, Arbeiter zu finden. Ein Vormittag während der Ernte reichte hin, das Fieber zu geben. — Diejenige Provinz des Kirchenstaates aber, in der die Reispflanzungen von wesentlichem Belange sind, ist „la marina dove 'l Po discende — per aver pace co' seguaci suoi," *) nämlich das Ravennatische und die Niederungen des Bolognesischen. In der Legation Ravenna gibt es zahlreiche Sumpfstrecken, und nachdem man in frühern Zeiten und auch neuerdings noch über den Lauf der Flüsse und die Veränderungen in denselben vielfach sich gestritten und ganze Bücher geschrieben, haben die langwierigen und kostspieligen hydraulischen Arbeiten nur Palliativmittel an die Hand geben können und die Bewahrung der Ebene vor Ueberschwemmungen, die in den jüngsten Tagen wieder so unsägliches Unheil angestiftet haben, wie die Minderung der Sümpfe des adriatischen Küstenstrichs bleibt ein noch ungelöstes Problem. Im J. 1767 begann man im Ravennatischen die ersten Reisfelder anzulegen, welche bald bedeutend zunahmen, da der rasche Gewinn die Eigenthümer anlockte. Der größte Theil der Bevölkerung war diesem Culturzweige stets entgegen, die Verwaltung aber traf keine Anstalten, um Misbräuchen zu steuern, welche hiebei leichter denn irgendwo einreißen können und um so bedenklicher

*) Dante's Hölle, V. Gesang.

ſind, als der Geſundheitszuſtand der betreffenden Gegenden weſentlich in Betracht kommt. In den J. 1809 und 1827 wurden, zuletzt von dem nun verſtorbenen Cardinallegaten Rivarola, einige Verordnungen erlaſſen, welche bei den Reispflanzungen zur Norm dienen ſollten, indeß ward, wie hier ſo häufig geſchieht und bei dem häufigen Wechſel der oberſten Beamten in den Provinzen leichter denn anderswo geſchehn kann, wenig darauf geachtet. Der gegenwärtige Legat, Cardinal Amat, beſtimmte durch einen Erlaß vom J. 1840 genau die Entfernung der Reisfelder von den bewohnten Orten, den großen Straßen und den Dämmen der Flüſſe, und verordnete, daß in der auf die Ernte folgenden Jahreszeit die Ackerbauer das ſchlammige Strommaſſer auf die Felder laſſen ſollten, um die Niederungen allmälig durch Colmaten zu erhöhen und trocken zu legen. Eine beſondere Commiſſion wurde mit der Beaufſichtigung beauftragt. Die gegenwärtig zu Reispflanzungen benutzten Terrains in der erwähnten Legation beſtehn aus etwa 1800 Rubbien, die, als ſie noch zur Hutung dienten, gegen 18,000 Scudi einbrachten. Jetzt produziren ſie durchſchnittlich 70,000 Säcke Reis zum Werth von 245,000 Scudi. Im J. 1842 ſchlug man ſogar die Ernte auf 250,000 Säcke an.

Dieſer außerordentliche Gewinn bei der Reiscultur iſt Veranlaſſung geweſen, daß Manche geſagt und geſchrieben haben, man könne nichts Beſſeres thun, als ſo viel ſumpfiges Land als nur immer möglich dieſem Producte widmen. Beinahe überall aber iſt die große Maſſe des Volkes ihm abgeneigt, und das Schwanken der Legislation in einzelnen Ländern zeigt, daß man hinſichtlich der Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit dieſer Cultur noch nicht ganz

ins Klare gekommen iſt. Im Kirchenſtaat iſt ſie, wie geſagt, erlaubt; im Bezirke von Piſa und Pietraſanta im Toscaniſchen und in den Strandgegenden des Herzogthums Lucca hat man neuerdings den Anbau geſtattet, eigentlich aber nur verſuchsweiſe. Im letztgenannten Staate war dieſe Cultur früher erlaubt, wurde im J. 1612 verboten, im J. 1822 wieder erlaubt, aber bald von neuem unterſagt, weil man in Folge derſelben Verſchlechterung der Luft wahrzunehmen glaubte. Für die feuchten Ebenen der Lombardei iſt der Reis bekanntlich eines der einträglichſten Producte. Ein Gleiches iſt der Fall mit den ſardiſchen Staaten des Feſtlandes, wo die Cultur deſſelben in den Provinzen von Vercelli, Novara, Lomellina und Caſale frei, blühend und im Fortſchreiten begriffen iſt und der durchſchnittliche jährliche Ertrag der Ausfuhr, nach Abzug des Verbrauchs durch vier Millionen Einwohner, auf 14—16 Millionen Franken ſich beläuft. So iſt dieſe Frage der Schädlichkeit oder Nichtſchädlichkeit des Reisbaus für alle Länder, welche große ſumpfige Strecken haben — was in den Staaten Italiens, die vom Meere begrenzt werden, mehr oder minder der Fall iſt — und in denen der Wärmegrad dieſer Cultur zuſagt, von nicht geringem Intereſſe. Die unter der ackerbauenden Claſſe ziemlich allgemein verbreitete und ſo heftigen, in einzelnen Fällen ſelbſt thätlichen Widerwillen erzeugende Meinung, daß die Reispflanze *an ſich* der Luft ſchade, iſt jetzt wol überall als ein Vorurtheil erkannt worden. Die Luft kann in keinem Falle darunter leiden, wenn der Reis in ſumpfigen Gegenden gebaut wird, wo andere agronomiſche Unternehmungen nicht ſtattfinden können. Nur müſſen die ungünſtigen localen Luft-

verhältniſſe nicht gerade von der Art ſein, wie in den toscaniſchen Maremmen oder in den Sümpfen bei Oſtia, wo die Pflege der Pflanze namentlich zur Zeit der Ernte wegen des Mangels an Menſchen unmöglich iſt, da die gegenwärtige verbeſſerte Verfahrungsart bei dieſer Cultur, indem das Waſſer ſtets fließend erhalten und erneut wird, fortwährende Aufſicht erheiſcht und die Ackerbauer es in dieſen Strichen nicht acht Tage aushalten würden. Man hat verſchiedentlich auf den Vortheil der Reispflanzungen in Gegenden, welche behufs der Anſchlämmung von Zeit zu Zeit unter Waſſer geſetzt werden müſſen, hingedeutet, indem dieſelben gewiſſermaßen den Uebergang zum Anbau trocknen Terrains bilden würden. Mit Recht aber iſt bemerkt worden, daß in Sümpfen, wie z. B. die der Maremmen ſind, welche zum Theil 10—20 Fuß unter dem Niveau des Meeres liegen, an eine ſolche Cultur in keinem Falle zu denken ſein würde. Denn einmal ſind die großen hydrauliſchen Unternehmungen, wobei ganze Flüſſe in die Niederungen geführt werden, daſelbſt ihren Schlamm abzuſetzen, von der Art, daß ſie andere Operationen ausſchließen; anderntheils bedarf die Reispflanze fließenden reinen Waſſers, damit ſie nicht erſticke, und es würde unmöglich ſein, für daſſelbe den nöthigen Abfluß zu bewerkſtelligen.

Wo die Localverhältniſſe günſtiger ſind und die Beſchaffenheit der Luft weniger ſchlecht iſt, wird der Reis immer eine große Reſſource bleiben, und wo Wechſelfieber doch einmal herrſchen, iſt es beſſer, daß dieſe Cultur den Bewohnern Mittel verſchaffe, ihren Zuſtand erträglicher zu machen, ſtatt daß ſie, ohne Reis, kein Geld und doch Fieber haben. In Oberitalien hat man jetzt überdies ſo

viele nützliche Vorkehrungen getroffen, daß die Klagen über Zunahme der Sterblichkeit bei dieser Cultur sich bedeutend gemindert haben. Die durchgängige Einführung des Anbaus mit fließendem Wasser hat wesentlich genutzt, wie auch die Vorsicht, womit man die Vermischung dieses Wassers mit dem Trinkwasser zu verhüten sucht. Wo dies nicht durchweg bewerkstelligt werden kann, leidet der Gesundheitszustand am meisten. Ueberdies hat man darauf gesehen, den Reis nicht an solchen Stellen zu bauen, wo im Sommer die herrschenden Winde den bewohnten Orten die große Masse Feuchtigkeit zuführen, welche dadurch nothwendig veranlaßt wird. Ungetheilt ist wol die Meinung, daß es unzulässig ist, trocknes Land der Reiscultur einzuräumen, weil die Menge Wassers, deren die Pflanze bedarf, der Beschaffenheit der Luft, namentlich bei diesen hohen Temperaturgraden, jedenfalls schädlich werden muß. Ueberhaupt sollte man mit dieser Cultur und der Zulassung derselben sehr sorgfältig zu Werke gehn, indem die Hoffnung auf großen Gewinn leicht zu Misbräuchen Veranlassung geben dürfte, wie denn jetzt schon im Luccheſischen Ländereien, welche Mais und selbst Weizen trugen, in Reisfelder umgewandelt worden sind. In den ersten zwei bis drei Jahren pflegt in geeigneten Localitäten der Reis den dreißigfachen Ertrag der Aussaat zu geben, dann aber nimmt die Production ab und sinkt bald zum Achtfachen herab. Denn der Reis erschöpft den Boden in hohem Grade, was nicht außer Acht gelassen werden darf. Fährt man fort, mehre Jahre lang auf derselben Stelle zu säen, so wird der Ertrag am Ende so gering, daß die Kosten des Anbaues nicht mehr dabei herauskommen und man das Terrain lange Zeit

brach liegen laſſen muß, um ihm neue Kraft zu geben. — Ein Einwand endlich, den die Gegner der großen Gütercomplexe gegen die Reiscultur machen, iſt, daß ſie die Vereinigung von umfangreichen Ländereien in Einer Hand befördert. So gibt es gegenwärtig im Gebiet von Vercelli ein Reisfeld, welches einen Flächenraum einnimmt, der früher vierhundert kleinen Eigenthümern gehörte. Ob dieſelben bei ſolcher Zerſtückelung des Grundbeſitzes, wobei ein paar Morgen auf den Mann kommen, ſich beſſer ſtanden, iſt freilich eine andere Frage.

So viel von den wichtigern Culturgegenſtänden, die bei der römiſchen Campagna in Betracht kommen können. Wie es nun angefangen werden ſoll, um dem troſtloſen Zuſtande und der beinahe gänzlichen Verödung derſelben einigermaßen abzuhelfen, darüber walten immer noch verſchiedene Anſichten vor. Das Project, Colonien anzulegen, iſt ein ſchon altes, wie es denn ſchon im 8. Jahrhundert durch die Päpſte, welche die ſogenannten Domoculten bauten, ins Werk geſetzt worden iſt. Pius VII. ermunterte in den Jahren 1801 und 1802 dazu durch Verordnungen und Prämien, und man hatte mehrmals die Abſicht, aus Findlingen und andern verlaſſenen Kindern eine ackerbauende Bevölkerung zu bilden. Dies verſuchte bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts das große Findelhaus von Sto. Spirito, indem es die jetzt gegen tauſend Einwohner zählende Ortſchaft Monte Romano in der Provinz Civitavecchia gründete. Ein freilich geringer Theil der Bewohner des großen Arbeitshauſes bei Sta. Maria degli Angeli in den Diocletianiſchen Thermen wird auch jetzt zum Feldbau verwandt. Eine Colonie von etwa 70 Bauern aus der Mark, welche auf

Veranlassung des Grafen Leopardi (des Vaters des berühmten Dichters) auf der Tenute Casetta de' Mattei vor der Porta Portese sich niederließen, löste sich bald wieder auf, nachdem einige von ihnen der bösen Luft erlegen waren. Ein Colonisationsproject, welches A. Coppi im Verein mit dem jetzigen Unter-Staatssecretär, Monsignor Francesco Capaccini, unter Papst Leo XII. veranlaßte, wobei es sich darum handelte, die Isola Farnese (das alte Veji), eine der günstigsten Localitäten in der Campagna, wo den ganzen Sommer hindurch etwa 60 bis 70 Bewohner aushalten, in Erbpacht zu nehmen und dort eine Colonie zu gründen, die aus achtzig Bauernfamilien und einer bestimmten Zahl von Kindern aus den Findel- und Armenhäusern bestehn sollte, gerieth in Vergessenheit nach dem Tode des Papstes, mit dem so viele Entwürfe untergingen. Dies Project hatte jedenfalls das für sich, daß es einen Ort wählte, welcher auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen das ganze Jahr hindurch, wenn gleich nur spärlich, bewohnt ist und daß es eine hinreichende Zahl Menschen verlangte, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß ein allzugeringes Häuflein der bösen Luft keinen Widerstand zu leisten vermag. Zwei noch spätere Vorschläge, Colonien auf den Ländereien der Wohlthätigkeitsanstalten zu bilden, wurden von der päpstlichen Regierung zurückgewiesen, weil sie die nöthige Garantie nicht darboten. Seitdem wurde ein Versuch, verlassene Knaben zum Ackerbau anzuleiten, von dem damaligen Governatore und Polizeipräsidenten, Monsignor Vannicelli Casoni, jetzt Cardinallegat in Forli, unter Coppi's Beistand gemacht; sechsundzwanzig Knaben von 7—14 Jahren wurden in einer Vigne bei S.

Agneſe untergebracht, mit Werkzeugen verſehn und in den Elementen der Agricultur unterwieſen, aber der Sommer des J. 1841 erwies ſich ihnen ſo ſchädlich, daß man nicht daran denken konnte, mit einer ſo beſchränkten Zahl den Anfang zu einem Etabliſſement zu machen. Mehr Glück hatte die im J. 1841 von einem gewiſſen Campa eröffnete Anſtalt, die Sta. Maria della Miſericordia genannt wurde. Auf einem Grundſtück von zwanzig Rubbien Umfang, welches vor der Porta Salara dicht bei der ſchönen Villa Albani liegt und drei große Gebäude hat, wurde dieſer Verſuch gemacht, aus Armenkindern nützliche Arbeiter und zugleich auf einem außerhalb der Stadt liegenden Punkte eine Bevölkerung zu bilden. Campa (ich ſetze die Worte Coppi's her) ſchlug dem Cardinalpräſidenten der Subſidien und dem Governatore vor, arme Knaben unter folgenden Bedingungen zu unterhalten, zu kleiden und im Ackerbau zu unterweiſen. Vom ſiebenten zum vierzehnten Jahre nahm er ſie auf und behielt ſie bis zum einundzwanzigſten. Für die erſte Hälfte der Zeit ihres Verweilens ſollte der Cardinalpräſident jährlich 24 Scudi für den Kopf, der Governatore, der größern Zahl wegen, die er in der Anſtalt unterzubringen dachte, nur 20 zahlen. Man begann mit einigen vierzig Knaben, die den ganzen Sommer über auf dem Lande blieben. Die nahen Gebäude und Baumpartien der Villa Albani ſchützen die Vigne, wo dieſer Verſuch angeſtellt ward, vor heftigen Einwirkung des Südwinds, und die verſtändige Lebensweiſe und Ordnung, welche eingeführt wurden, bewirkten, daß der Geſundheitszuſtand im Allgemeinen ein günſtiger war. Einige Knaben erkrankten, aber keiner

gefährlich, und im Herbſte waren alle wieder geſund. Dieſer glückliche Umſtand und der geringe Betrag der Koſten veranlaßten die Regierung, die Zahl der Zöglinge zu mehren, ſo daß zu Ende des Jahres 102 derſelben vorhanden waren und nicht lange darauf die Zahl auf 150 ſtieg. — Worauf in dieſer Anſtalt das Hauptaugenmerk gerichtet wird, iſt, daß gute Ackerbauer gebildet werden, die an die klimatiſchen Verhältniſſe der römiſchen Ebne gewohnt ſind. Nur die erſten Elemente der Agricultur werden ihnen für jetzt beigebracht: einige Leute, die gut pflügen, graben, pflanzen, den Weinſtock zu behandeln wiſſen, arbeiten mit den Knaben und haben bei Tage wie Nachts auf ſie Acht. Die Nahrung iſt einfach, aber geſund; ſie gehen gekleidet, wie ihr Stand es mit ſich bringt. Für Unterricht in der Religion und Moral iſt auf entſprechende Weiſe geſorgt, und gerade von dieſer Seite hat die wohlthätige und heilſame Einwirkung der Anſtalt ſich bereits in reichem Maße kundgethan. Der Vorſteher wird von Allen Vater genannt und vertritt wahrhaft Vatersſtelle bei ihnen: was Viele durch Furcht nicht erreichten, erlangte er durch Milde und Güte. Einige dieſer Knaben waren, ihres jugendlichen Alters ungeachtet, bereits ſo verderbt, daß ſie Ausſchweifungen jeglicher Art ſich hingegeben hatten und auf dem beſten Wege waren, in die Correctionsanſtalt oder ins Bagno zu wandern: mehre waren ſchon zu verſchiedenen Malen eingeſperrt geweſen; von Religion wußten viele kaum den bloßen Namen. Mit ſolchen Kindern, aus denen wahrſcheinlich Taugenichtſe und Verbrecher geworden wären, verſuchte Paolo Campa ſein frommes Werk,

und bis jetzt hat der Erfolg seine Anstrengungen mehr als man hoffen durfte belohnt*).

Nur indem auf solche Weise und durch andere Mittel Moralität, Ordnung und Arbeitsamkeit unter der niedern Volksclasse in Rom befördert werden, indem man die Kinder von den Straßen fortnimmt, unterrichtet und zur Thätigkeit anhält, indem man die Armenschulen vermehrt und das Beispiel eines wackern Mannes, Namens Michele Gigli, befolgt, welcher Abendschulen für die Söhne von Handwerkern eröffnete und so dem Vorwande entgegenkam, daß die Knaben die Schulen nicht besuchen könnten, weil sie bei Tage arbeiten müßten — Schulen, die nach kurzer Zeit über fünfhundert Zöglinge zählten: nur auf solche Weise, sage ich, ist es denkbar und möglich, den unteren Classen aufzuhelfen. Denn im Verhältniß zu andern Hauptstädten ist der Zustand eben kein günstiger, wie sich schon aus der neuesten (im Frühling 1843 ausgegebenen) Uebersicht der Bevölkerung Roms ergibt. Die Chiffren dieser Uebersicht will ich hier in der Kürze anführen. Am Schlusse des J. 1842 zählte Rom mit Einschluß der Bewohner der päpstlichen Paläste und der großen Anstalt von Sto. Spirito, wie der Campagna suburbana, 167,121 Einwohner in 34,449 Familien. Das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung war wie

*) Ich bedaure hinzufügen zu müssen, daß nach den neuesten mir zugegangenen Nachrichten die pecuniären Verhältnisse der Anstalt sehr in Unordnung gerathen sind und die Personen, welche zum Ankauf der Grundstücke und zur Einrichtung Capitalien hergaben, nicht geringe Verluste erlitten haben, so daß die Existenz des ganzen Instituts gefährdet ist. Spätere Anmerkung.

1 : 41, das der Sterbefälle wie 1 : 47, das der Heirathen wie 1 : 127. Von den genannten 167,121 Einwohnern waren 88,442 männlichen, 78,679 weiblichen Geſchlechts, welches ein ſeltenes Misverhältniß gibt; 151,424 waren Einheimiſche, 15,697 anſäſſige Fremde. Ueber achtzig Jahre waren 800 Individuen. Die Zahl der geiſtlichen Dignitare belief ſich auf 176, davon 30 Cardinäle, 21 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 125 Prälaten; die Zahl der Weltgeiſtlichen betrug 1654, die der Mönche 2479, die der Nonnen 1550, mithin die Geſammtzahl der dem geiſtlichen Stande Angehörenden 5859. Die Zahl der Adeligen und Grundbeſitzer war 2652, die der mit Wiſſenſchaften ſich Beſchäftigenden 2158, die der Künſtler 1522. Aerzte waren 213, Chirurgen 183, öffentliche Schullehrer 302, Civilbeamte 3733, Beamtete bei Privaten 2622, Induſtrielle 37,202, Dienſtleute 12,128, Tagelöhner 15,158, Arbeiter bei den ſogenannten lavori di beneficenza und Bettler 1913 — eine beſcheidene Zahl, da unter den letzteren nur ſolche aufgeführt ſich finden, welche mit dem ſogenannten Bettelorden begnadigt und zum Almoſenfordern berechtigt ſind. Endlich junge Leute und Individuen ohne beſtimmte Beſchäftigung („senza stabile e propria condizione") 81,230 — eine erſchreckende Menge, deren Vorhandenſein nicht für die Blüte Roms ſpricht. Denn die Zahl der Kinder unter 14 Jahren beläuft ſich auf 41,796, die der jungen Leute bis zum 21. Jahre auf 26,433, ſo daß, wollte man ſelbſt alle bis zu 21 Jahren unter die Leute ohne beſtimmten Stand rechnen, was eine Lächerlichkeit ſein würde, die Zahl der im Alter vorgerückteren Proletarier immer noch ſehr bedeutend wäre. Die ſtärkſte Bevölkerung hat

der Rione Monti, der freilich einen beträchtlichen Raum und den größten Theil der in alten Zeiten bewohnten Stadt einnimmt. Er zählt 22,598 Seelen, meiſtentheils zur ärmſten Claſſe gehörend, viele darunter Wein- und Gartenbauer und Tagelöhner aller Art. Campomarzo hat 20,016 Einwohner; Ripa, am ſchwächſten bevölkert, 3097. Auf die Stadt jenſeits der Tiber kommen 29,699 Seelen, nämlich auf Traſtevere 19,338, auf den Borgo 10,361, auch dieſe größtentheils zu den ärmſten Bewohnern gehörend. Das Spital und Findelhaus von Sto. Spirito und das große Hospiz von S. Michele liegen in dieſem Stadttheile. Die Zahl der Juden beträgt 3732 Individuen.

Stände der Wohlſtand Roms zu der Bevölkerung im Verhältniſſe, ſo hätte man allen Grund, über die bedeutende Zunahme derſelben in den jüngſten Jahren ſich zu freuen. Aber dem iſt leider nicht ſo. Die Zahl der Hülfbedürftigen, oder richtiger der Hülfeverlangenden, nimmt nicht ab und die Bettelei findet Nahrung in Inſtitutionen, die dem Prinzip nach ſchön und lobenswürdig ſind, bei denen man aber oft fragen möchte, ob ſie mehr Gutes ſtiften oder Böſes. Dieſer Bettelei abzuhelfen, wäre eine Rieſenarbeit — unmöglich wäre es nicht. Die franzöſiſche Verwaltung der J. 1809—1814 hat dies dargethan. Bei einer andern Veranlaſſung berichtete ich, nach den Angaben des damaligen Präfekten von Rom, Grafen von Tournon, in wie erſchreckender Geſtalt der Pauperismus in Rom auftrat, als die Klöſter aufgehoben wurden, eine Menge Hülfsmittel, welche die päpſtliche Regierung bis dahin gewährt hatte, wegfielen, durch die politiſchen und ökonomiſchen Umwälzungen viele Leute an

den Bettelstab gebracht waren, und wie die von den Pfarrern eingereichten Listen der Bedürftigen mehr denn 30,000 Namen enthielten. Aber verständige Vorkehrungen, die Einrichtung der großen Arbeitshäuser im Lateranischen Palast und im vormaligen Cisterzienserkloster Sta. Croce in Gerusalemme und die Anhaltung, ja Nöthigung zur Thätigkeit, namentlich zur Feldarbeit, gaben der Sache bald eine andere Wendung, und während die Zahl der in den Spitälern behandelten, in den Findelhäusern und Hospizien befindlichen, in den Arbeitshäusern beschäftigten Armen in den spätern Jahren auf 5000 sich belief, hatten noch 10,000 andere mehr oder minder an öffentlichen wohlthätigen Spenden Theil. Die Bevölkerung überstieg damals nicht 125,000, so daß die Zahl der Bedürftigen immer noch groß war. Aber die Bettelei war verschwunden. Die päpstliche Regierung dürfte nur versuchen, diesem in unserer Zeit wieder in all seiner Nacktheit, man kann sagen Schamlosigkeit, auftretenden Uebel abzuhelfen. So viele Verbesserungen sind ihr namentlich in den letzten Jahren gelungen — Verbesserungen, denen, wenn man auf Volksmeinung, Neigungen, althergebrachte Gewohnheiten und eingewurzelte Vorurtheile sah, unübersteigliche Hindernisse sich in den Weg zu stellen schienen: weßhalb sollte es nicht auch in diesem Falle geschehn können, wenn man ohne Härte, aber mit Beharrlichkeit ein durchgreifendes System befolgte? Wie unendlich Rom in jeder Hinsicht dabei gewinnen würde, nicht blos dem Aeußern nach, was doch auch in Betracht kommt, sondern in Rücksicht auf Moralität und Wohlstand, bedarf wol keiner Erläuterung. Wie unendlich würde schon der Vortheil sein, wenn man einerseits das Zuströmen der

gens sans aveu verhinderte, die aus den Provinzen sich einfinden, weil sie in einer volkreichen Hauptstadt am besten fortzukommen hoffen, und andrerseits die Kinder vom Straßenbetteln abhalten und zu nützlicher Beschäftigung anleiten wollte. Denn in dieser Fortpflanzung des Bettlerhandwerks von Vater und Mutter auf Sohn und Tochter, in dieser frühzeitigen Unterweisung in allen Pfiffen und Kniffen und allen Lügen, die aufgewandt werden, um das Mitleid zu erregen, in der Immoralität eines Lebens, dessen Jugend im Straßenkoth, dessen Mannes- und Greisenalter häufig auf der Galeere verbracht wird, liegt das Hauptübel. Hier kann die Vorsorge der Regierung am besten abhelfend eintreten — daß sie es thun wird, lassen die vielen Fortschritte hoffen, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben. Die Bettelei in Rom ist auf den äußersten Punkt gestiegen: bei jedem Schritte wird man belästigt; an besuchten Orten, an der Post, auf dem spanischen Platz, an den Kirchthüren, wird man von ganzen Schaaren umringt, Frauen laufen mit drei bis vier halbnackten Kindern umher; das Elend ist oft ekelerregend. Unter solchen Umständen muß man vorerst darauf sehn, die werdende Generation diesem Verderben, die Kinder den Händen dieser Eltern zu entreißen. Wenn Kinderasyle und Anstalten zur Bildung von Handwerkern und Ackerleuten irgendwo angebracht und nöthig sind, so ist es hier der Fall.

Man muß indeß nicht glauben, daß in Rom der Unterricht der niedern Volksclassen überhaupt vernachlässigt werde. Es sind im Gegentheil zahlreiche Schulen verschiedener Art und Hospizien für arme Kinder vorhanden, deren Zahl sich in neuerer Zeit gemehrt hat, theils durch

die Vorsorge der Regierung, theils durch den wohlthätigen Sinn von Privatleuten. Das Findelhaus von Sto. Spirito in Sassia, welches Innocenz III. seine Stiftung, Benedict XIV. seine bedeutendste Vergrößerung verdankt, nimmt jährlich im Durchschnitt über 800 Kinder auf und zählt deren mehr denn 3000, mit Einschluß des Conservatoriums für Mädchen. In fünf Hospizien, unter denen S. Michele das größte, werden über 900 Knaben unentgeltlich unterrichtet und verpflegt, in siebzehn Conservatorien 1300 Mädchen*). Das Taubstummeninstitut

*) Die meisten dieser Conservatorien erheischen eine nicht unbedeutende Aussteuer der Kinder, die darin aufgenommen werden, mögen selbe nun zu denen gehören, welche ganz gratis erzogen werden, oder welche einen monatlichen Beitrag liefern. Im Conservatorium von S. Eufemia, welches gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gestiftet ward und wo von 30 Alumnen die Hälfte auf Kosten der Anstalt erhalten wird, die andern jährlich 36 Scudi oder 54 Reichsthaler zahlen, ist das Mitbringen folgender Gegenstände vorgeschrieben: Ein vollständiges Bette mit einer Matraze, vier Kissen, zwei Strohsäcken, drei Paar Leintüchern, acht Kissenüberzügen, einer Lucheser Decke und zwei gesteppten. Acht Hemden, acht Paar Strümpfe, vier Schürzen, acht Sacktücher, sechs baumwollene Halstücher, sechs Tischservietten, vier Handtücher, vier garnirte Mützen für den Winter, vier Schlafhauben, zwei Schnürleiber, zwei Paar neue Schuhe, ein schwarzes Kleid zum Ausgehen, ein schwarzer Hut mit Schleier, zwei schwarze Umschlagtücher, wovon eines von Circassienne, vier Hauskleider, ein wollenes für den Winter, drei von Baumwollenzeug für den Sommer, zwei Paar Handschuhe. Für die Wohnung sodann eine Commode, fünf Stühle, wovon einer zum Arbeiten, ein silbernes Gedeck, eine Lampe von Messing, ein Waschzeug, vier Gläser, zwei Wasserflaschen, mehre Teller, ein kleiner Schrank, eine Kiste, ein Korb

bei den Diocletianiſchen Thermen zählt 40 arme Zöglinge beider Geſchlechter. Ferner gibt es hier die Regionärſchulen, die ſogenannten Scuole pie, welche der h. Joſef Calaſanzio ſtiftete, die Schulen der frères ignorantins, die Pfarrſchulen, Abendſchulen für Handwerker u. m. a. *). Nach der Berechnung Morichini's zählt man gegenwärtig in Rom 387 Elementarſchulen mit 500 Lehrern und Lehrerinnen, wovon 26 von Geiſtlichen, 23 von Nonnen gehalten werden, mit 14,157 Zöglingen. Das Verhältniß der die Schule Beſuchenden zur Bevölkerung iſt alſo wie 1:8. Bringt man aber die Zahl der Kinder unter vierzehn Jahren, nämlich beinahe 42,000 in Anſchlag, und ein Drittel derſelben, als Kinder im zarteſten Alter, in Abzug, ſo gibt es noch 28,000, von denen ein volles Drittel ohne irgend einen Unterricht bleibt, wenn man den Pfarr-Katechismus ausnimmt. „Man darf alſo," ſagt der obengenannte Schriftſteller, „von der fernern

---

für die Wäſche, ein Näheкiſſen nebſt Zubehör, ein Tiſch, ein Crucifix, ein Heiligenbild, ein Weihwaſſerbehälter. — Dies Verzeichniß und der Betrag der jährlichen Beiſteuer zeigen hinlänglich, daß es ſich hier nicht von ganz bedürftigen Kindern handelt oder ſolchen, die keine Wohlthäter haben, welche die Stelle der Eltern vertreten. Andere Conſervatorien begnügen ſich mit Wenigerem, einige nehmen die Alumnen ohne irgend eine Zahlung auf, ſo das zum h. Herzen Jeſu, welches im J. 1837 von einer Neapolitanerin geſtiftet ward und deſſen der mildthätige Commandeur Don Carlo Torlonia ſich annahm, der den Unterhalt der 32 armen Mädchen, die im Alter von 7—12 Jahren aufgenommen werden, größtentheils aus ſeinen Mitteln beſtreitet. Es befindet ſich beim Kloſter S. Onofrio auf dem Janiculus.

*) Röm. Br. II. 1 ff.

Ausdehnung der Wohlthat des Unterrichts und der Erziehung nicht ablaſſen und ſollte ſein Augenmerk darauf richten, aus den beſtehenden Anſtalten größern Nutzen zu ziehn. Namentlich die Kinderſchulen bedürfen durchgreifender Reform. In den andern Schulen klagen ſämmtliche Lehrer über den Mangel an tauglichen Büchern, und mit Recht, denn es iſt eine ſchwere Aufgabe, gute Elementarbücher zu ſchreiben. Bei genauer Betrachtung des Zuſtandes unſerer Schulen dünkt mich, daß namentlich drei Urſachen dazu beitragen, den Nutzen, den ſie ſtiften, geringer zu machen, als man hoffen dürfte. Dies ſind die geringe relative Fähigkeit mancher Lehrer und Lehrerinnen, der Mangel einer guten Methode, die völlige Vernachläſſigung bei Vielen der Benutzung des empfangenen Unterrichts. Nimmt man die geiſtlichen Orden aus, welche mit dem Beruf den Vortheil einer Inſtitution zur Bildung tüchtiger Lehrer verbinden, ſo erhalten die Uebrigen, die ſich dieſem Fache widmen, im Durchſchnitt nicht die Bildung, die ſie dazu befähigt, die Jugend zu unterrichten, und wenn ſie auch Talent haben und bisweilen ſogar Gelehrſamkeit beſitzen, ſo iſt in ihnen doch nicht diejenige Fähigkeit, die ich eine relative nennen möchte, die nämlich praktiſche Jugendlehrer aus ihnen macht. Daraus entſtand ein Durcheinander von Methoden, welches die Kinder verwirren muß, beſonders wenn ſie von einer zur andern Schule gehn. In manchen Ländern gibt es Normalſchulen zur Bildung guter Lehrer, und die Nützlichkeit eines ſolchen Inſtituts wird z. B. in der Lombardei durch den blühenden Zuſtand des Elementarunterrichts dargethan. Bei unſern Lehrern findet man ſtrenge Sittlichkeit, welche gewiß das erſte Requiſit bei der Erziehung

ist; bei Einigen findet man nicht ungewöhnliches Talent: aber im Allgemeinen vermißt man ein ernsteres und eindringlicheres Studium der Art und Weise, wie ein so edler und nützlicher Beruf am förderndsten zu erfüllen ist."

Als Endresultat dürfte, wenn man auf den gegenwärtigen Elementarunterricht für die ärmere Classe in Rom blickt, sich wol herausstellen, daß es an gutem Willen, an Geldmitteln, an Anstalten keineswegs fehlt, wol aber an einer geregelten Leitung, an gemeinsamer Aufsicht und an Uebereinstimmung im Plan. Noch aber thut Eine Sache Noth, Bewahranstalten für ganz kleine Kinder. So lange man die Kinder auf den Straßen läßt oder in der elterlichen Wohnung, ohne Pflege, ohne Aufsicht, ohne Anleitung zur Ordnung, zur Reinlichkeit, zur Arbeit, wird man mit dem bloßen Schulunterricht nicht weit kommen. Es kommt nicht allein darauf an, lesen, schreiben und rechnen zu lernen: es kommt darauf an, daß dieser Unterricht Hand in Hand mit der Erziehung gehe, welche letztere in zartem Alter namentlich von größerer Wichtigkeit ist denn ersterer; es kommt darauf an, daß neben der moralischen Erziehung auch für die fysische gesorgt und so jenes Gleichgewicht erlangt werde, ohne welches die Ausbildung des Menschen unvollkommen bleibt. Dies ist der Zweck der Kinderasyle, welche die Kleinen der ärmeren Classen aufnehmen und den ganzen Tag über behalten, sie bewachen, unterrichten und erziehen, und die von der Armuth oder Sorglosigkeit der Eltern sich herschreibenden Uebel mindern, zum Theil ganz entfernen. Es ist tröstlich, zu sehn, wie diese Anstalten in wenigen Jahren über den größern Theil

Italiens ſich verbreitet haben. Im J. 1830 eröffnete der Abate Aporti zu Cremona das erſte Kinderaſyl. Im J. 1833 folgten Livorno und Piſa und bald darauf Florenz, wo der Abate Lambruſchini eine mächtige Anregung gab. Andere lombardiſche Städte hatten bereits das Beiſpiel Cremona's nachgeahmt und bald ſah man überall im obern Italien den edelſten Wetteifer: Piemont und Parma blieben nicht zurück, ebenſowenig Neapel. Im Kirchenſtaat iſt, ſo viel mir bekannt, nur eine Anſtalt in demſelben Sinne eröffnet worden, die Armenkinderſchule zu Macerata in der Mark, welche im J. 1842 durch die Bemühungen des Marcheſe D. Ricci gegründet ward und jetzt über hundert Zöglinge zählt, die im Alter von 3—8 Jahren aufgenommen werden. Ueberall ſteuert die Wohlthätigkeit von Privatleuten die Mittel bei, während, den Zweck der Inſtitution würdigend, auch die Regierungen ihnen Unterſtützung gewähren. Dies iſt die rechte Wohlthätigkeit, welche nicht Trägheit und Nichtsthun nährt, ſondern zu Arbeit und Tugend anfeuert und ſich der Erziehung als wiederbelebender Kraft in ihrer Einwirkung auf das Volk bedient. — Rom verwendet, wie geſagt, große Summen auf den Elementarunterricht: man berechnet, daß die jährlichen Ausgaben auf 60,000 Scudi ſich belaufen. Unter den Einwohnern fehlt es nicht an wohlthätigem Sinn: die Privatſchulen für arme Kinder, die zum Theil in der neuern Zeit geſtiftet worden ſind, die des Marcheſe Maſſimo für arme Knaben in Traſtevere, die Abend-Religionsſchulen, die vier Schulen von frères ignorantins, welche die verſtorbene Fürſtin Guendaline Borgheſe, geb. Talbot, und der Pfarrer Maſſari ſtifteten, die von der Fürſtin Ade-

laide Borgheſe, geb. Larochefoucauld, eingerichteten Mädchenſchulen, die man Scuole della providenza nennt und welche mit den Kinderaſylen viel Aehnliches haben, mehre Mädchenconſervatorien endlich und andere Anſtalten, die während der beiden letzten Dezennien entſtanden ſind, legen davon Beweiſe ab. Einem Inſtitut, wie das der Bewahranſtalten für kleine Kinder, dürfte es alſo an Unterſtützung wol nicht fehlen. Ueberdies ſind die Koſten mäßig. In Florenz betrugen ſie im J. 1841 für ungefähr 500 Kinder in drei Schulen 24,842 Lire (3646 Scudi oder 5469 Reichsthaler) mit Einſchluß aller außerordentlichen Ausgaben.

Je mehr für den Jugendunterricht geſorgt werden wird, um ſo mehr darf man der Hoffnung ſich hingeben, daß die niedern Claſſen in Rom ſich heben, daß die Handwerker an Fleiß, Tüchtigkeit und Selbſtgefühl gewinnen werden, daß das geſammte Volk auf jenen Standpunkt ſich ſtellen wird, den z. B. der Toscaner einnimmt, welchem der Römer ſo viel nachzuſagen weiß, dem er aber doch an Thätigkeit, Ordnung, Reſpectabilität, Wohlſtand weit nachſteht. Es ſind in dem Römer aus der niedern Claſſe gute Elemente, und doch, wie wenig erfreulich iſt im Allgemeinen ſein Zuſtand! Ich ſtelle nicht gerne Vergleichungen an zwiſchen Rom und Florenz, um dem Vorwurf entſchiedener Vorliebe zu entgehn: wer aber beide Städte genau kennt, wird mir unſchwer zugeben, daß der Unterſchied groß iſt und keineswegs zum Vortheil der erſtern. Fällt es doch dem Fremden gleich in den erſten Tagen auf. In einer Zeit, wo es für die arbeitenden Claſſen keine andere Aufſicht und Polizei gibt als die, welche auch mit der Sicherheit der Straßen und dem

Einziehn der Vagabunden zu thun hat, wo Zünfte und Innungen nicht mehr Gericht halten über die Genoſſen und guten Wandel und Ordnung heiſchen, wo Jeder, der einen Gewerbſchein löſt, eine Bude eröffnen kann: thut es um ſo mehr Noth, daß die Jugend mit feſten Grundſätzen ins thätige Leben trete.

In unſerer Zeit iſt eine Inſtitution aufgekommen, die großen Beifall gefunden hat und von der Art iſt, daß ſie auf die Verhältniſſe der arbeitenden Claſſen nur den günſtigſten Einfluß ausüben kann. Es ſind die Sparkaſſen, welche unter dem Volke den Geiſt der Oekonomie und berechnenden Vorſicht fördern und dadurch der Moralität großen Vorſchub leiſten. Denn Elend und Laſter gehn leicht Hand in Hand. In Italien wurde zuerſt in Mailand, im J. 1823, eine Sparkaſſe gegründet, 1827 folgte Turin, 1829 Florenz, wo eine Geſellſchaft von hundert Perſonen mit einem Capital von 10,000 Lire (1580 Scudi oder 2370 Reichsthaler) zuſammentrat. Die meiſten toscaniſchen Städte, ſelbſt die kleinern, folgten dem Beiſpiel. Im J. 1836 wurde ein ähnliches Inſtitut in Rom eröffnet, dann in Bologna, Spoleto, Rimini, Forlì, Ravenna. Die Summen, welche die Sparkaſſe in Rom annimmt, betragen von 1 Paolo bis 20 Scudi; der Zinsfuß iſt 4 Procent, zweimal im Jahre werden die Zinſen gezahlt. Die bedeutende Zahl der Depoſita, welche von der ärmern Claſſe gemacht worden ſind, reden zu Gunſten des Volkes. Denn unter den 2985 Sparkaſſenbüchern, die im J. 1841 ausgegeben waren, befanden ſich 982 von Handwerkern und Dienſtleuten, 938 von Beamten und Eigenthümern, 345 von Wohlthätigkeitsanſtalten, 78 von Waiſenkindern, 61

von Gefangenen. Die Geſammtſumme der Bücher (libretti) belief ſich auf 10,115, die Geſammtſumme der im letztgenannten Jahre gemachten Depoſita auf 398,052 Scudi. Depoſita unter 10 Scudi waren 794 an der Zahl. In Florenz, wo viel geringere Summen angenommen werden (bis zu ¼ Paolo), betrugen die im J. 1840 gemachten Depoſita 1,803,270 Lire (284,916 Scudi oder 427,374 Reichsthaler): der Zinsfuß iſt dort 3¾ Procent, und im genannten Jahre hatte die Geſellſchaft einen Ueberſchuß von etwa 90,000 Lire, während die Geſammtſumme der Depoſita auf ungefähr 3½ Millionen Lire ſich belief.

Die Betrachtung des gegenwärtigen Zuſtandes und der Ausſichten desjenigen Theiles der Bevölkerung Roms, der bei der Agricultur am meiſten berückſichtigt werden muß, hat mich von der Agricultur ſelbſt ganz abgebracht. Es bleibt mir übrigens auch nur Weniges darüber zu ſagen übrig, und dies Wenige bezieht ſich auf die Merkmale von Intereſſe an Ackerbau und Landwirthſchaft unter den höhern Ständen und auf die Anſtalten zur Ermunterung und Beförderung derſelben. Seit dem J. 1809, wo in Bologna die Società agraria geſtiftet ward, von welcher zwei Zeitſchriften: L'Agricoltore Italiano und Memorie di Agricoltura ausgingen, bis 1828 entſtand keine ähnliche Geſellſchaft. Im genannten Jahre aber conſtituirte ſich zu Peſaro eine landwirthſchaftliche Akademie, welche durch Ausſetzung von Preisfragen, Einrichtung einer Muſterwirthſchaft und Herausgabe ihrer Verhandlungen (Esercitazioni) rühmliche Zeugniſſe ihrer Thätigkeit ablegt. Im J. 1838 ſtiftete der Biſchof von Jeſi in der Mark, Cardinal Oſtini (vormals Nunzius in Wien), in

genannter Stadt eine Società agraria; eine andere entstand zur selben Zeit in Perugia; 1841 ähnliche zu Rieti durch den Delegaten Monsignor Orsi, und zu Ferrara. Die neue Conferenza agraria Bolognese gibt über ihre Verhandlungen öffentlich Rechenschaft. Mit einigen dieser Gesellschaften sind Lehrstühle für den Unterricht in der Agricultur verbunden. Gleiche und zum Theil größere und umfassendere Thätigkeit gibt sich in andern italienischen Staaten kund, und dies zunehmende Interesse an Ackerbau und Landwirthschaft ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Denn Italien ist vorzugsweise auf den Landbau angewiesen. Vieles geschieht in den sardischen Staaten des Festlandes, wo schon 1785 eine Società agraria (zu Turin) mit bestimmten Einkünften gestiftet ward, die sich namentlich um die Ausbreitung der Seidenzucht verdient gemacht hat. Im J. 1838 wurde eine besondere Ackerbaugesellschaft für die Provinz Biella gegründet; im J. 1842 die durch eine königliche Verordnung vom 25. August bestätigte Agrar-Association, welche zu Turin ihren Sitz hat, aber das ganze Land umfaßt und den Zweck hat, „durch landwirthschaftliche und industrielle Verbesserungen und Verbreitung richtigerer Methoden zum Besten der zahlreichsten Classe des Volkes eine Mehrung des vornehmsten Quells des Wohlstandes und der materiellen Güter zu bewirken." Sie hielt am 17. Februar 1843 ihre erste Sitzung. Der Oberst Bertone de Sambuy, ein eifriger Beförderer der agrarischen Wissenschaften, begründet in diesem Augenblick eine landwirthschaftliche Anstalt auf seiner Besitzung zu Lesegno; Ackerbauschulen sollen auf Befehl des Königs auf der Insel Sardinien eröffnet werden, wo vielleicht mehr denn irgendwo

zu thun bleibt und wo die Sitten und Gewohnheiten des niedern Volkes, das hauptsächlich mit der Viehzucht sich abgibt, einer geregelten Agricultur und den Beschränkungen, die sie auflegt, am meisten entgegen sind. Die Stiftung einer Ackerbau-Ermunterungs-Gesellschaft in der Provinz Padua kam bei Gelegenheit der Zusammenkunft der italienischen Gelehrten in der genannten Stadt zur Sprache. Im Königreich beider Sizilien bestehn Ackerbau- und Industrie-Institute für Neapel und Palermo und ökonomische Gesellschaften in den Hauptstädten der Provinzen, welchen im J. 1833 eine Weinbaugesellschaft in Neapel sich anschloß. Italien hat übrigens den Ruhm, die erste landwirthschaftliche Akademie gegründet zu haben, die der Georgofili zu Florenz. Sie entstand im J. 1753 durch die Bemühungen des Don Ubaldo Montelatici, Abts von Fiesole. Zwei berühmte Gelehrte schlossen sich ihm an, Lami und Targioni-Tozzetti, deren Namen in Toscana stets mit Verehrung genannt werden. Eine festere Gestaltung erhielt diese Akademie (welcher die von Udine als die zweite nachfolgte) im J. 1767, und größere Bedeutung unter der Regierung des Großherzogs Peter Leopold (Kaiser Leopold II.), der sie vielfach begünstigte. Im J. 1791 begann sie die Herausgabe ihrer Verhandlungen, die zu einer beträchtlichen Reihe von Bänden angewachsen sind, und im J. 1827 veranlaßten einige ihrer Mitglieder das Erscheinen des vielgelesenen und inhaltreichen Giornale agrario Toscano. Diese beiden Publicationen und die von der Akademie jährlich gestellten verschiedenen Preisfragen, wozu ihr durch Verwilligung der Regierung wie durch Vermächtnisse von Privatpersonen bedeutende Geldmittel zu

Gebote ſtehn, die Deputationen, welche die Geſellſchaft von Zeit zu Zeit in die Provinzen ſendet, und die Vorträge bei den einmal im Monat ſtattfindenden gewöhnlichen Sitzungen haben zum Gedeihen der Landwirthſchaft in Toscana mehr beigetragen, als vielleicht je durch eine andere Akademie gewirkt worden iſt. Alle Notabilitäten des Landes nehmen an dieſen Arbeiten Theil — Ridolfi, Gino Capponi, Lambruschini, Capei, Lapo de' Ricci, Marzucchi, Repetti, Amici, Buffalini, Salvagnoli, Gazzeri, Tartini u. A. Nicht blos Gegenſtände des Ackerbaues und was mit dieſem zuſammenhängt, werden von den Georgofili behandelt — Alles, was in das Gebiet der Staatswirthſchaft, der Induſtrie und des Handels u. ſ. w. einſchlägt, gehört in den Kreis ihrer Unterſuchungen. Lobenswerth iſt dabei, daß das Praktiſche und die genaueren Beziehungen zu Toscana vorzugsweiſe Berückſichtigung finden. Die Geſchichte der toscaniſchen Finanzen, die wichtigen Fragen über die Vor- und Nachtheile der großen Gütercomplexe, der großen und kleinen Cultur, wie der Aufhebung der Majorate und Fideicommiſſe, über das Colonenſyſtem, über die Handelsfreiheit u. ſ. w. ſind hier nach verſchiedenen Seiten hin auf die befriedigendſte Weiſe beleuchtet worden.

Andere toscaniſche Akademien, namentlich die für das Tiberthal zu Borgo San Sepolcro, verfolgen, wenn auch mit geringern Mitteln und mit getheilten Kräften, dieſelbe Bahn. In Siena iſt durch einen vielfach verdienten Bürger, den Grafen Pieri, der Grund zu einem Agrar-Inſtitut gelegt worden, deſſen Leitung der dortigen Akademie der Fiſiocritici anvertraut iſt. Eine in der nämlichen Stadt durch den thätigen Gouverneur der Provinz,

Grafen Serristori (auch außerhalb Italiens durch seine statistischen Arbeiten bekannt), gegründete Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe steht wenigstens mittelbar damit in Verbindung, wie die Industrieausstellungen, die in Florenz, Siena, Arezzo und andern Orten stattfinden. Der größte Nutzen aber steht zu erwarten von der Stiftung eines Lehrstuhls der theoretisch-praktischen Landwirthschaft an der Universität Pisa, durch den regierenden Großherzog. Der Marchese Cosimo Ridolfi — ein Name, den Toscana zu seinen besten zählt — wurde zu dieser Professur ernannt und eröffnete seine Vorlesungen am 8. Januar 1843. Als Director der Musterwirthschaft zu Meleto im Val d'Elsa, mit welcher ein Institut für angehende Ackerbauer und Landwirthe verbunden war und welche im J. 1834 eröffnet wurde, hat Ridolfi um die Fortschritte der Agricultur, die Verbesserung der Werkzeuge, den verständigen Unterricht des Landmannes, mehr denn irgend Einer in Italien sich verdient gemacht, und dies Verdienst ist im ganzen Lande anerkannt worden. Das Institut zu Meleto ist mit dem J. 1842 geschlossen worden und dort eine bloße Musterwirthschaft geblieben, während die mit den theoretischen Vorlesungen zu Pisa verbundene landwirthschaftliche Anstalt nach modifizirtem Plane auf Staatskosten eröffnet ward. In seiner Antrittsrede verweilte Ridolfi namentlich bei dem Zusammenhang der landwirthschaftlichen Disziplinen mit der ganzen sozialen Verfassung eines Staates und der Einwirkung des Ackerbaues auf die Sittlichkeit der Bevölkerung. Versittlichend, sagt er unter Anderm, mochte jede Art Arbeit genannt werden zu der Zeit, als jegliche Gattung Industrie so zu sagen im Familien-

kreiſe ausgeübt ward, als nicht bloße Berechnung der Hebel der Manufacturen und des Handels war. In unſerer Zeit kann man nur die landwirthſchaftliche Induſtrie eine moraliſirende nennen, die ſich mit der Erziehung ſo ſchön verſchwiſtert, eben weil ſie von jeder Manufactur dem innern Weſen nach verſchieden iſt, und nicht den zügelloſen Begierden des Intereſſes ganz ſich fügen, nicht gewiſſermaßen zwiſchen vier Mauern eingeklemmt werden kann, während keine andern Geſetze als die der Natur ihrer urſprünglichen Unabhängigkeit Abbruch zu thun vermögen. Von dieſer Unabhängigkeit gerade ſchreibt ihr größter Werth ſich her, ihr anziehendſter Reiz, ihr wahrer Beſtand. Und jeder Verſuch, ſie abzuleiten von ihrer natürlichen Bahn, ſie herabzuwürdigen zur Stellung und zum Charakter einer Fabrikunternehmung, hat keine andere Wirkung hervorgebracht, als ihren ſittlichen Werth zu ſchwächen, ihre wohlthätige Einwirkung auf das Volk zu mindern, ihr die beſte Kraft zu nehmen.

Da ich im Verlauf dieſes langen Briefes nach Toscana geführt worden bin, ſo kann ich nicht umhin, dem Zuſtande des Ackerbaus und der ackerbauenden Bevölkerung in dieſem Lande einige Zeilen zu widmen. Niemand hat Florenz beſucht, ohne die Schönheit und den vortrefflichen Anbau der Umgebungen dieſer Stadt zu bewundern. Der Eindruck, den dieſelben hervorbringen, bleibt ſtets derſelbe, man mag vom Norden kommen oder vom Süden. Denn, auch abgeſehn von der Mannigfaltigkeit und dem immerwährenden Wechſel der Proſpecte, hat die Lombardei ſelbſt keine Strecke aufzuweiſen, die an Leben, Bewegung und Heiterkeit, an Menge und Anſtändigkeit der Wohnungen, an dichter Bevölkerung, an Benutzung des

Bodens, mit dem florentiniſchen Arnothal ſich meſſen könnte. Von der Einöde, die Rom umgibt, brauche ich nicht ferner zu reden. Die Terra di lavoro und Neapels Umgebungen ſind lachend und blühend, aber wie gering iſt dort das Verdienſt der Bewohner in Vergleich mit dem der Toscaner, wie ſo wenig hat verhältnißmäßig der menſchliche Fleiß gewirkt, wie viel mehr denn dieſem iſt der außerordentliche Reichthum an Producten der unerſchöpflichen Gunſt der Natur zu verdanken! In wie ganz andern Verhältniſſen befanden und befinden ſich die Bewohner der Umgebungen der toscaniſchen Hauptſtadt. Menſchenarbeit hat das Meiſte gethan, denn der Boden iſt urſprünglich nur mäßig fruchtbar, ja zum Theil iſt er ſteinig und arm, und es bedurfte jahrtauſendlangen Fleißes und der Mäßigkeit und Ausdauer der toscaniſchen Bevölkerung, um ihn umzuſchaffen zu dem, was er gegenwärtig iſt. In ganz Italien kenne ich keine Gegend, welche dem Wanderer, der nicht blos auf maleriſche Schönheit ſieht (und in wie hohem Grade findet er auch dieſe!), ſondern dem der Zuſtand des Landes und ſeiner Bewohner auch etwas gilt, einen ſo reinen Genuß verſchaffte. Jede Handbreit Erdreichs benutzt, überall ſorgfältig eingehegte Felder, Obſt- und Küchengärten, Oel- und Weinberge, wohnliche Bauerhäuſer, die reizenden Villen, welche von Boccaccio's Zeiten an und ſeit Polizian, Lorenzo de' Medici, Arioſt, in jedes Dichters Munde ſind; überall anſtändig gekleidete, gut ausſehende, arbeitſame Bewohner. Die Zuſtände der Agricultur und des Landvolks in Toscana ſind ſeit lange Gegenſtand der Unterſuchung tüchtiger Schriftſteller geweſen, und wenn einerſeits Dichter und Agronomen vom 16. Jahrhundert an mit dem di-

daktiſchen Theil ſich beſchäftigten oder dem eigentlich beſchreibenden, ſo wurde in unſern Tagen auch die kritiſche Unterſuchung gehandhabt. Von den kleinern Werken der drei letzten Jahrhunderte, welche Georgica in Poeſie und Proſa behandeln, zählt Italien mehre zu ſeinen claſſiſchen Schriften, ſo Rucellai's Api und Alamanni's Coltivazione, Soderini's und Davanzati's Coltivazione delle viti und Pier Vettori's Trattato degli ulivi, alle dem 16. Jahrhundert angehörend; Redi's berühmter Dithyrambus Bacco in Toscana, aus dem 17., Spolverini's Coltivazione del riso, Cl. Bondi's Giornata villareccia und Lorenzi's Coltivazione de' monti aus dem 18. Jahrhundert: Lehrgedichte, mit Ausnahme der Abhandlungen des Soderini, Davanzati und Vettori. In unſerer Zeit haben Mehre mit der toscaniſchen Landwirthſchaft ſich beſchäftigt, Sismondi in ſeinem Tableau de l'Agriculture Toscane und in den Etudes d'économie politique, worin er freilich beinahe lediglich den Zuſtand der Bewohner des Val di Nievole (der Gegend zwiſchen Piſtoja und der Luccheſiſchen Grenze) in Betracht zieht, Lullin de Chateauvieux in ſeinen Briefen an Pictet, Bronn, Ridolfi, Mazzarosa, Capponi, Malenotti und manche Andere, und mit der hiſtoriſchen Seite, dem Urſprung des Colonenſyſtems, beſonders Rumohr und Capei.

Indem ich eine, von befreundeter Hand entworfene Schilderung des toscaniſchen Landvolks nachfolgen laſſe, muß ich vorausſchicken, daß hier vorzugsweiſe von den nähern Umgebungen der Hauptſtadt, dem Valdarno Fiorentino, die Rede iſt: andere Provinzen des Landes, die in verſchiedenen localen und ökonomiſchen Verhältniſſen ſich befinden, ſo das Tiberthal, namentlich das Chiana-

thal, vor allen die Maremmen, bieten verſchiedene Geſichtspunkte dar. Die Umgebungen von Florenz ſind ſo mit Wohnungen und Menſchen gefüllt, daß die Stadt von meilenlangen Vorſtädten umgeben ſcheint, und Arioſt's ſchöne Verſe, welche ſagen, daß „due Rome" ſich nicht mit Florenz meſſen können, ſprechen nur die Wahrheit aus. In den neueſten Zeiten hat zwar gerade hier die Induſtrie bedeutende Fortſchritte gemacht und manche, ſelbſt großartige Etabliſſements haben ſich gebildet, ſeit die Seiden- und Strohhutmanufactur wiederum einen ſtarken Aufſchwung genommen hat: aber der bei weitem größere Theil dieſer Bevölkerung, wie es in ganz Toscana der Fall, iſt dennoch auf den Ackerbau hingewieſen. Das Land bringt bei weitem nicht genug Getreide hervor für den Bedarf der Einwohner, und alljährlich findet eine beträchtliche Einfuhr aus den Schwarzmeerhäfen ſtatt: einer der lebendigſten Handelszweige Livorno's; allmälig jedoch nimmt der Getreidebau zu, und dies in um ſo höherm Grade, je weniger man bei dem übermäßig geſteigerten Weinbau Vortheil gefunden hat. Getreide alſo, Wein, Oel, Obſt und Gemüſe für den Verbrauch der Hauptſtadt ſind die wichtigſten Producte. Das Getreide gibt in mittlern Jahren das Sechs- bis Zehnfache der Ausſaat; entſchiedener Miswachs gehört in dieſem Clima zu den Seltenheiten. Gewöhnlich wird zwei Jahre nach einander Getreide gebaut, dann gedüngt und im dritten und vierten Jahre mit andern Gattungen und mit Bohnen, Wicken u. ſ. w. abgewechſelt. Die volle Olivenernte findet an den meiſten Orten alle zwei Jahre ſtatt, jährlich nur an beſonders fruchtbaren Stellen, oder da, wo auf den Baum eine ungewöhnliche Sorgfalt verwandt

wird. Die Reben werden durch Kaſtanienpfähle u. ſ. w. geſtützt. Wie ſchon oben geſagt, iſt von den Fortſchritten des Weinbaus im Allgemeinen nicht viel zu berichten, obwol an vielen Orten der vortrefflichſte Wein gewonnen wird: leider iſt man im Durchſchnitt mehr auf Steigerung der Quantität bedacht geweſen als auf Verbeſſerung der Qualität. Die meiſten Weinbauer begnügen ſich damit, das Product ſchon im erſten Jahr verkaufbar zu machen. Die Obſt- und Gemüſeproduction iſt bedeutend, indeß iſt erſtere vieler Vervollkommnungen fähig. Manche Obſtſorten, Aprikoſen, Pfirſiche, Kirſchen u. ſ. w. ſind in Teutſchland vorzüglicher, wo man größere Sorgfalt ſich nicht verdrießen läßt. Die Feigen ſind vortrefflich. Einen ſichern und reichlichen Ertrag gibt das Schlachtvieh, beſonders da, wo der geringe Umfang des Pachthofes es nicht nöthig macht, das ganze Jahr hindurch Ochſen zum Ackern zu halten.

Das ſo zu ſagen ausſchließlich beſtehende Syſtem iſt das der Mezzeria, nämlich die Verpachtung an Colonen, auf Theilung des Ertrags in zwei Hälften begründet. Der Eigenthümer gibt dem Halbwinner das Haus zur Wohnung und hält es in Stand; er ſtreckt das Capital zum Ankauf des Viehs und der Fütterung ohne Zinſen vor; zahlt für die Pflanzungen von Oelbäumen, Reben und ſonſtigen Bäumen, für die Erhaltung der Mauern, Dämme, Gräben, Canäle u. ſ. w. Ihm gehören die Weinkufen, ſämmtliche Geräthe für Wein- und Oelbereitung und andere Geräthe. Die Prädialtaxe wie die Gemeindeabgaben ſind ihm zur Laſt. Der Colone ſeinerſeits zahlt die Familienſteuer, leiſtet dem Eigenthümer eine jährliche Entſchädigung in Producten für den

Unterhalt der Weinbehälter und ſonſtigen Geräthſchaften, zieht eine beſtimmte Zahl Gräben für die Reben, liefert dem Beſitzer eine Quantität Hühner, Eier und Obſt, ſchafft ihm die Lebensmittel koſtenfrei ins Haus und hat noch manche andere Verpflichtungen für den häuslichen Dienſt, welche je nach dem Abkommen und nach der Beſchaffenheit oder Entfernung der Pachthöfe verſchieden ſind. In guten Jahren geſchieht die Ausſaat ganz auf Koſten des Pachters, in unfruchtbaren trägt der Gutsherr die Hälfte. Die Mehrzahl der Pachterfamilien beſteht aus ſechs bis acht Individuen, welche wegen der Nachbarſchaft der Stadt meiſt auf demſelben Fuße leben wie die Bürger. So kommt es denn, daß man beim Umherwandeln beinahe nur gutgekleideten Leuten begegnet, die man für Städter halten möchte. Sie ſind thätig und gewandt, halten viel auf Reinlichkeit im Hauſe und den guten Zuſtand des Hausgeräths, und vereinigen häufig die Gefügigkeit und Bonhommie des Landmanns mit dem gebildeten Ton des Stadtbewohners. Beinahe alle können leſen und ſchreiben, und die es nicht können, ſchämen ſich deſſen; in den nähern Ortſchaften gibt es, neben den Gemeindeſchulen, ſogar Privatſchulen, in denen Leſen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird. Jede Pfarre hat ihren Singlehrer für den Canto fermo. Noch Eines anzuführen — man mag dies nun zum Lobe auslegen oder zum Tadel —, ſo kommen die jungen Leute aus den Umgebungen in die Stadt, um Tanzunterricht zu nehmen, und unter den Ausgaben für die Toilette kommen auch Handſchuhe vor. Dabei aber gibt es im ganzen Großherzogthum keine Landleute, die arbeitſamer und eifriger

wären als gerade die aus der Nachbarschaft der Hauptstadt, welche sich in einemfort den mühsamsten, selbst ekelhaften Arbeiten unterziehn, wo es darauf ankommt, ihre Pachtgüter zu verbessern. Selbst die Frauen, deren zierlichen Anzug man an Sonn- und Festtagen mit Recht bewundert, sind in der Woche mit den ermüdendsten Feldarbeiten beschäftigt.

Die Nahrung ist im Allgemeinen gut. Sie essen Brod von reinem Weizen, womit sie nur in ganz schlechten Jahren ein Drittel Bohnenmehl vermengen. Seitdem die durch den regierenden Großherzog verordnete Aufhebung des Schlachtzwanges den Preis des Fleisches fallen gemacht, essen die Meisten zwei- bis dreimal in der Woche Fleisch, an den andern Tagen Hülsenfrüchte und Gemüse. Mäßigkeit ist vorherrschend, und gewöhnlich wird nur einmal des Tages, gegen Abend, eine ordentliche Mahlzeit mit Suppe und anderm gehalten, ausgenommen während der Zeiten der anstrengenderen Feldarbeiten, wo sie zwei- oder selbst mehrmal essen. Der durchschnittliche Weinverbrauch beträgt in einem Jahr für den Kopf drei bis vier Faß (barili zu 45 Litres): es ist meist ein herber Wein, und blos für die Erntezeit wird besserer genommen. Den Ueberschuß verkaufen sie. Der Verbrauch des Oels, Lampenöl eingerechnet, beläuft sich auf sechs bis acht Flaschen (fiaschi, von etwas über 2 Litres) für die Familie. Die Kleidung für einen Mann kostet jährlich gegen 8 Scudi (12 Reichsthaler), um ein Beträchtliches weniger die der Frauen, obgleich in ihrer Art eleganter und reicher, weil sie weniger leidet. Gewöhnlich findet man, daß auf den Anzug eine löbliche

Sorgfalt verwendet wird, und man trifft weit mehr Reinlichkeit als sonst auf dem Lande. Wenn irgend etwas, dürfte dies für die toscanischen Landleute reden.

Eine der wesentlichsten Auslagen ist der Taglohn der Arbeiter, welche dem Pachter beim Ernten, beim Dreschen, beim Einsammeln der Oliven, bei der Weinlese und auch beim Ackern zu helfen pflegen. Der Preis für die erstgenannte Arbeit wechselt je nach dem Bedürfniß größerer oder geringerer Beschleunigung derselben, oder auch, wenn das gleichzeitige Ernten in verschiedenen Gegenden die Zahl der Schnitter im Hügellande verringert. Der Tagelohn für das Dreschen pflegt auf vier Groschen sich zu belaufen, fünf Groschen für das Graben, ungefähr drei Groschen für das Einsammeln eines Kübels Oliven. Die Gesammtkosten des Lebensunterhalts einer Colonenfamilie von sechs bis acht Individuen belaufen sich auf 250—300 Reichsthaler, mit Ausschluß der Wohnung und Feuerung. Nicht die bloßen Einkünfte des Pachthofes helfen diese Auslagen bestreiten, sondern auch die Arbeiten, die der Landmann für den Eigenthümer unternimmt, wenn dieser auf seinem Grundstück Verbesserungen ausführen läßt; jene, die er leicht in der Stadt und auf benachbarten Pachthöfen sich verschaffen kann, und der Ertrag des Fleißes der Frauen, welche spinnen, weben, für die Stadt Wäsche besorgen und namentlich viel mit dem Strohflechten sich beschäftigen. Das Capital, welches im Haus- und Ackergeräth einer guten Colonenfamilie steckt, kann im Durchschnitt auf 125—200 Reichsthaler angeschlagen werden, während die mittlere Größe der Pachthöfe zwischen 18 und 25 toscanische Quadrati oder 16—22 Morgen zu 180 Ruthen beträgt. — Die Mitgaben der Töch-

ter belaufen sich auf 120—180 Reichsthaler, welche halb in Geld ausgezahlt werden, halb in Kleidern oder Hausgeräth. Bei Vielen dient das Geld zum Ankauf von Geschmeide, wozu der Bräutigam oft noch aus eigenen Mitteln zuschießt, während er für das Bett und die sonstige Ausstattung des Hauses zu sorgen hat. Sismondi gibt in dem obenerwähnten Aufsatz in den Études d'économie politique eine detaillirte Aufzählung dessen, was eine Bäuerin aus der Gegend von Pescia als Ausstattung mitbringt. Die Kosten bei einer Heirath pflegten früher so bedeutend zu sein, daß sie nicht selten dem Wohlstande beider Familien einen harten Stoß beibrachten. Namentlich wurde übermäßig viel Geld verschmaust. Dies hat sich jedoch neuerdings geändert, offenbar zum Vortheil des Landvolks. Der Ursprung davon und der für die Verhältnisse der Betheiligten oft hohen Mitgift, im italienischen Mittelalter mit teutschem Ausdruck Morgincap genannt, läßt sich in der Geschichte der Republik Florenz nachweisen, wo es wiederholt nöthig erachtet ward, den Betrag der Mitgift durch Gesetze zu bestimmen. Dies geschah noch im J. 1511, und zwar, wie ein alter Geschichtschreiber sich ausdrückt, „weil wegen des Heischens hoher Mitgift viele Mädchen unverheirathet blieben. Denn man sah nicht mehr auf Adel, nicht auf Sitten, noch auf das, was sonst werth gehalten zu werden pflegt, sondern wie man Wollentuch und Seide kauft, frug man nur nach dem Gelde. Wer dies besaß, er mochte auch noch so niedrig stehn, brachte seine Töchter in die besten Häuser, während die andern, war ihr Geschlecht noch so edel, sich in drückender Verlegenheit befanden." Eine Verordnung der Republik bestimmte damals den Be-

trag der Morgengabe zu 1600 Goldgulden als höchster Ansatz.

Einen andern interessanten Vergleichungspunkt bietet das an Toscana stoßende kleine Herzogthum Lucca. Eigentlich ein Theil Toscana's, dessen Erwerbung von jeher der eifrige Wunsch der Republik Florenz war, unter der Supremazie der Albizzi wie unter jener der ältern Medici, der aber, seines geringen Umfanges ungeachtet, unabhängig sich erhielt auch nachdem die mächtigern Städte Pisa und Siena längst ihre Freiheit verloren hatten; der endlich, in Folge von Staatsverträgen, mit dem Großherzogthum vereinigt werden soll, wenn das jetzt regierende Bourbonische Haus sein Erbe, Parma und Piacenza, wiedererlangt: ist dieser (wenn ich S. Marino ausnehme) kleinste der italienischen Staaten wegen seines vortrefflichen Anbaus innerhalb Italiens wie außerhalb mit Recht berühmt. Vor Allem ist dies der Fall mit jener schönen, von anmuthigen Hügeln durchzogenen, vom Serchio durchströmten Ebne, welche man das Thal der sechs Millien zu nennen pflegt, an deren südlichem Ende die Hauptstadt Lucca liegt. Freilich ist ein Theil dieser Ebne der Gefahr der Ueberschwemmungen durch die äußerst reißenden, plötzlichen und heftigen Anschwellungen unterworfenen Gewässer jenes Flusses ausgesetzt, dessen Deiche und Dämme so große Auslagen verursachen, daß ein dortiges Sprüchwort sagt: „Costa quanto il fiume ai Lucchesi". Aber der Fluß ist auch wieder eine Quelle des Reichthums in der Sommerzeit, indem acht große Kanäle die Niederung bewässern und ihr eine doppelte Ernte sichern, während vermöge der vielen Bergströme, die in den benachbarten Schneegebirgen des Apennin ihren Ursprung

haben, ſelbſt die höher gelegenen Striche nicht waſſerarm ſind. Von den Höhen geſehn, gleicht dieſe Ebne einem großen Park, ſo reich und ſchön geordnet iſt die Vegetation, ſo fruchtbar ſind die Hügel, welche ſie einſchließen, bis hoch hinauf terraſſenförmig angebaut und bedeckt mit Villen und Bauerhäuſern. Getreide, Hanf, Wein, Oel wird gewonnen, nicht zu erwähnen der Gartencultur. Beſonders geſchätzt iſt das Oel, das beſte der ganzen Halbinſel und das einzige, welches ſich meſſen kann mit dem der Provence. Die Kenntniß der Art und Weiſe, wie der Anbau dieſes Landes betrieben wird, kann für den Oekonomiſten nicht anders als wichtig ſein: ſo glaube ich denn meine nunmehr ſchon übermäßig lang gewordenen Bemerkungen über Eigenthums- und Ackerbauverhältniſſe mit einer Schilderung der legislativen, ſozialen und agronomiſchen Zuſtände beſchließen zu können, die in der Hauptſache den gehaltvollen Unterſuchungen des verdienten Marquis Mazzarosa folgt, deſſen gutgeſchriebene Geſchichte von Lucca in Aller Händen iſt.

Im Jahr 1764 wurde, wie ich ſchon im Eingange erwähnte, für nöthig erachtet, der fernern Vermehrung des Grundeigenthums der Kirche im Gebiete der Republik durch eine geſetzliche Verordnung ein Ziel zu ſtecken. Damals wurde öffentlich bekannt gemacht, daß von dem auf ungefähr 150 Millionen Luccheſer Liren (1 Lira = 75 Centimes) Werth ſich belaufenden Grundeigenthum im Staate beinahe die Hälfte, nämlich 71,625,000 Liren, der Kirche gehörten. Dieſer Beſitz blieb ihr bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts, mit Ausſchluß eines Theils der Güter (zum Betrag von 693,900 L.), welche bei Aufhebung des Kloſters S. Frediano 1780 zur Be-

ſtreitung der Koſten des öffentlichen Unterrichts angewieſen wurden. Von dem übrigen Grundbeſitz waren gegen 25 Millionen Fideicommiſſe des Adels. Ungeachtet der Beſchränkungen der Disponibilität des liegenden Eigenthums war der Zuſtand des Ackerbaus, im Ganzen genommen wie im Vergleich mit andern Ländern, ein günſtiger. Daß er es war, darf namentlich der Erbpacht beigemeſſen werden, welche im Luccheſiſchen ſeit undenklichen Zeiten üblich war, namentlich auf den kirchlichen Grundſtücken, woher es kam, daß das dominium utile meiſt in den Händen der Landleute ſich befand, welche alle Hülfsmittel der Induſtrie darauf zu verwenden vom eignen Vortheil angeſpornt wurden. Nur die Oelbaumpflanzungen gegen die Küſte zu werden gewöhnlich nicht in Erbpacht gegeben, ſondern meiſt durch Factoren bewirthſchaftet und im Ganzen gut gehalten.

Unter ſolchen Umſtänden braucht man ſich nicht darüber zu wundern, daß die auch in frühern Jahren bedeutende Bevölkerung zunahm. Im Jahre 1733 zählte man 113,192 Einwohner, 1807 121,678, was für die Quadratmillie 370, für die Quadratlieue 3342 gibt. Die größere Zahl des Landvolks wurde freilich durch Halbwinner und einfache Tagelöhner gebildet. Im Gebirge war es einigermaßen verſchieden, indem dort ſchon manche kleine Beſitzthümer beſtanden, welche zum Theil mit dem Ertrage der Gypsfiguren erworben worden ſein ſollen, deren Verkauf die Luccheſen auch jetzt noch durch ganz Europa führt.

Große Umänderungen folgten nun eine der andern. Schon nannte ich die bedeutendſten. Im J. 1799 näm-

lich wurden die Fideicommisse aufgehoben. Zwei Jahre darauf stellte man den Besitzern des dominium utile der Kirchengüter frei, mittelst Erlegung gewisser Abgaben auch das dominium directum zu erwerben. In den Jahren 1806—1808 erfolgte die Aufhebung der Klöster, Kapitel und Benefizien. Zugleich wurde in Gemäßheit des, 1806 eingeführten Code Napoleon den Frauen gleiche Erbberechtigung mit den männlichen Verwandten zugestanden. Durch die erste dieser Maßregeln, die Aufhebung der Majorate und sonstigen Fideicomisse, wurde Landbesitz zum Werthe von ungefähr 25 Millionen Liren freies Eigenthum; in Folge der zweiten Vergünstigung wurden eine große Menge von Erbpächtern Besitzer, mittels Erlegung einer im Ganzen nicht über 415,057 Liren betragenden Summe, die jedenfalls unbedeutend genannt werden kann im Vergleich mit den erlangten Vortheilen. Durch die Klösteraufhebung wurden Güter von mehr denn 6 Millionen Liren frei. Nicht ohne Einfluß blieb auch die vierte dieser Bestimmungen, die in Betreff der Erbberechtigung der Frauen, welche indeß 1818 wieder aufgehoben ward und dem Agnatenrechte weichen mußte.

Die beinahe unglaubliche Zunahme der Bevölkerung muß größtentheils der Freiwerdung und Theilung des Grundeigenthums beigemessen werden. Von 1807—1840 stieg die Einwohnerzahl von 121,678 auf 168,989, oder 515 auf die Quadratmillie, 4640 auf die Quadratlieue: ein Zuwachs von 47,311 Seelen in 33 Jahren, während in den vorhergegangenen 74 Jahren die Differenz nur 8485 gewesen war, was mit den mittlern Zahlen bei andern Nazionen ziemlich stimmt. Die Theilung von

Grundeigenthum im Werthe von etwa 32 Millionen Liren hat gewiß zu jener ungewöhnlichen Vermehrung am meiſten beigetragen.

Denn jene Reichthümer, die einer beſchränkten Zahl von Individuen und Genoſſenſchaften gehörten, gelangten in die Hände Vieler, und in gleichem Maße mehrten ſich die Heirathen. Der geringern Sorgſamkeit des Reichen und desjenigen, der für keine Nachkommen zu ſorgen hat, folgte die Betriebſamkeit zahlreicher Familienväter, denen die Verbeſſerung ihres Looſes und deſſen ihrer Kinder am Herzen lag. Waren die Wirkungen größer, als auf irgend eine Weiſe ſich erwarten ließ, ſo muß dies auch ungewöhnlichen Verhältniſſen zugeſchrieben werden, die dem Landvolk zugute kamen. Truppendurchzüge und commerzielle Conjuncturen machten, zu Anfang des Jahrhunderts, den Preis der Lebensmittel und Waaren bedeutend ſteigen, und da Abgaben und Erpreſſungen mehr die einſt privilegirten Stände trafen als das Landvolk, ſo ſah dieſes ſein Betriebscapital in nicht geringem Maße ſich mehren. Die monarchiſche Regierung, der Engherzigkeit des ehemaligen ariſtokratiſchen Regiments entgegen, unternahm und beendigte mit Napoleoniſcher Schnelligkeit rieſige Werke; ſie brachte eine große Menge Geldes in Umlauf, welches bei den meiſt einheimiſchen Unternehmern und Arbeitsleuten circulirte und viele in Stand ſetzte, Erbpachten zu übernehmen oder Ländereien zu kaufen, wonach der Lucchesiſche Bauer fortwährend ſtrebt. Die beinahe anhaltende Fortdauer dieſer großen öffentlichen Arbeiten hat nun einen ſehr raſchen Geldumſatz erhalten. Der Reichthum in Maſſe iſt dabei geſtiegen, mittels der auf angebaute Ländereien verwandten größern Sorgfalt

und des Anbaus uncultivirter Striche, namentlich Seitens der Landleute, von denen viele Eigenthümer ſind, die auf ihrem Grund und Boden wohnen. Die unter dem Namen Kataſter bekannte Grundſteuer, welche erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts eingeführt worden, hat inſofern zur Vervollkommnung des Ackerbaus beigetragen, als ſie zu vermehrtem Eifer antrieb, in der Abſicht, das durch dieſe Laſt Verlorengehende wieder zu erſetzen. Andererſeits aber iſt auch zu wünſchen, daß ſie in beſchränkten und möglichſt beſtimmten Grenzen ſich halte, um das Betriebscapital nicht zu mindern. Die ſeit nicht langer Zeit in Lucca eingerichtete Sparkaſſe iſt ebenfalls geeignet, den Wohlſtand der arbeitenden Claſſen aufrecht zu halten und zu mehren.

Noch immer aber iſt ein ſehr beträchtlicher Theil des Grundeigenthums unbeweglich. Namentlich ſeit dem J. 1818, wo das erwähnte Geſetz von 1764 annullirt ward, hat das Kirchengut nochmals ſich angehäuft, ſo daß gegenwärtig der Werth der daſſelbe conſtituirenden Ländereien auf mehr denn 60 Mill. Liren ſich anſchlagen läßt. Indeß ſind die meiſten dieſer Beſitzungen, ſo wie jene der frommen Stiftungen, in Erbpacht gegeben. Freilich in der Mehrzahl der Fälle nur auf beſtimmte Termine, was dem Ackerbau minder nützlich ſein dürfte, als die perpetuirliche Emfyteuſe. Denn es trifft nur zu oft ein, daß in den letzten Jahren vor Ablauf der Pacht die Ländereien zu leiden gefährdet werden durch die Sucht, zu guter Letzt noch das Mögliche aus ihnen zu ziehen.

Was nun die Art und Weiſe der Bewirthſchaftung betrifft, ſo cultivirt man das Land entweder auf eigne Rechnung, oder aber man überläßt es Erbpächtern, Zeit-

pächtern oder Halbwinnern. Die Olivenwaldungen in den Küſtenſtrichen werden, wie geſagt, größtentheils vom Beſitzer cultivirt, der dafür Factoren hält. Ungeachtet der Sorgfalt, die ſie erheiſchen, und mancher Unglücksfälle, denen ſie ausgeſetzt ſind, gewähren ſie dennoch ein reichliches Einkommen. Daſſelbe Verfahren befolgt man auch für Wieſen und Hutungen. Das Syſtem der Emfyteuſe findet man namentlich bei den Ländereien in der Ebne, welche Getreide, Reben und Maulbeerbäume tragen. Die Zeitpacht kommt bei Saatfeldern, aber auch bei jedem andern Culturzweige vor. Halbwinner (mezzaiuoli, mezzaróli) übernehmen meiſt die Reben- und Oelbaumpflanzungen, ſo wie die Kaſtanienwaldungen, im Hügel- und Berglande. In einem wie in dem andern Falle wird der Zins im Durchſchnitt in Naturalien ſtatt in Gelde erlegt. Die große Zerſtückelung des Grundbeſitzes bringt es mit ſich, daß kleine Capitalien hinreichen zur Aufrechthaltung einer guten Cultur: dieſe nun fehlen ſelten ſelbſt dem Zeitpächter und Halbwinner. Guten Oekonomen mangelt es auch nicht leicht an größern Geldmitteln zur Ausführung weſentlicher Verbeſſerungen: Geld auf Hypothek zu erlangen iſt nicht ſchwer, aber das mangelhafte Hypothekenſyſtem iſt dem Verleiher nachtheilig wie dem Beſitzer des Grundſtücks. Solche weſentliche Verbeſſerungen, durch Anſchwemmung (Colmaten) in der Ebne, wo ſie ſumpfig iſt, im Gebirge durch terraſſenförmigen Anbau, kommen allerwärts vor, da ſo viele Landleute Beſitzer geworden und darauf bedacht ſind, den größtmöglichen Nutzen vom Boden zu ziehn.

Die moraliſchen Eigenſchaften des Landvolks haben bei dieſer Theilung des Grundbeſitzes durchgängig gewon-

nen, wenn auch das alte Vorurtheil gegen den Charakter des Luccheſen nicht ganz gewichen iſt. Eine ſeltſame und komiſche Aeußerung deſſelben liegt in der dem Luccheſen in den Mund gelegten Apologie, wenn er veranlaßt wird, ſeine Heimat zu nennen: Son' Lucchese, per servirla — ma in ogni paese vi son' de' buoni e de' cattivi. Von der Claſſe der Tagelöhner zu jener der Eigenthümer geſtiegen, haben, mit dem Aufhören einer unſichern und abhängigen Exiſtenz, viele auch Verſtändigkeit und Ordnungsliebe ſich zu eigen gemacht. Größere Mäßigkeit, Gehorſam gegen die Geſetze, Sittlichkeit und Frömmigkeit haben ſich geſellt zu den alten Tugenden der arbeitenden Claſſe, zur unermüdeten Thätigkeit und Ausdauer bei Mühen und Entbehrungen. Freilich könnten jene Eigenſchaften viel mehr noch entwickelt werden: größere Verbreitung guter Elementarſchulen würde namentlich dazu beitragen. Auch in Hinſicht der Agronomie könnte und müßte dem Landvolk noch mancher Unterricht ertheilt werden. In der Cultur des Getreides und der Reben haben die Luccheſen vielleicht wenig zu lernen: Meiſter ſind ſie in jener des Oelbaums und der Kaſtanie. Aber in Betreff der ſo äußerſt wichtigen Maulbeerbäume bedürfen ſie der Belehrung und Aufmunterung. Die Waldungen von Brennholz werden nicht gepflegt, wie ſie es ſein ſollten; ebenſowenig werden ſie ſo hoch hinaufgeführt, als Terrain und Temperatur es geſtatten. Vernachläſſigt iſt die Pflanzung von Obſtbäumen und Bauholz. Die Weinbereitung müßte ſorgfältiger ſein, namentlich im Hügellande. Denn ungeachtet der vortrefflichen Trauben gewinnt man nur mittelmäßige Weine. Der an ſich ſehr ſchöne Hanf gibt nicht den Ertrag, den man von ihm

erwarten dürfte. Das größere Schlachtvieh wird ſchlecht beſorgt; die Viehzucht iſt meiſt in den Händen von Bewohnern des Herzogthums Maſſa und der modeneſiſchen Garfagnana; unbekannt ſind die neuern Verbeſſerungen der Schafzucht. Das Gleiche iſt von der Seidenzucht zu ſagen, die heute noch geübt wird wie vor vierzig Jahren, und meiſt von ungeſchickten Händen, während man in Toscana an einigen Orten begonnen hat, ſo große Sorgfalt darauf zu verwenden. Die Bienenzucht, welche ſehr einträglich werden könnte, iſt völlig in der Kindheit.

Alles dies könnte und ſollte gelehrt und vervollkommnet werden in einem Lande, wo Alles, Himmel und Erde, fyſiſche und moraliſche Eigenſchaften, ſich die Hand geben, die Agricultur ihrer Vollendung entgegenzuführen. Dem Oel, dem Wein, dem Getreide, dem Kaſtanienmehl ließe ſich, zum Vortheil des Bodens wie des Reichthums der Bewohner, noch mancher andere Zweig landwirthſchaftlicher Induſtrie hinzufügen. Im Lucheſiſchen iſt die Geſetzgebung dem Ackerbau günſtig: ſie beſchützt und erweitert ihn, ſtatt ihn einzuſchränken und zu belaſten. Keine öffentlichen, Real- oder Perſonalſervituten laſten auf den Grundſtücken und deren Beſitzern: es beſtehn keine Weidegerechtigkeiten auf dem Saatland, keine Mahl- und Oelpreßſteuer, keine Hinderniſſe der freien Circulation und Ausfuhr (in Betreff letzterer könnte theilweiſe Beſchränkung ſelbſt erſprießlich ſein); die Lebensmittel, mit Ausnahme des Fleiſches, werden nicht taxirt: kurz, das Prinzip der Handelsfreiheit herrſcht in Allem vor. Blos das Ausroden der Waldungen iſt unterſagt an ſolchen Stellen, wo die Erde weggeſchwemmt und in den Serchio und deſſen Nebenſtröme getrieben werden könnte. Dies kommt

aber dem Lande wie den Bewohnern zugute, ebenso wie die Beschränkung der Ziegenweideplätze auf die von Bäumen entblößten Bergstrecken. Unter solchen Umständen, bei dieser allgemein vergönnten Freiheit, hängt also der Werth der Grundstücke einzig ab von ihren innern und äußern Eigenschaften.

Von andrer Beschaffenheit ist das Küstenland.

Wenn man von Lucca nach der Hafenstadt Viareggio fährt, oder über Massa di Carrara die herrliche Straße nach der Spezia einschlägt, so sieht man, vom Monte Quiesa hinabsteigend nach dem Strande, in weiter Längenausdehnung den einen Bogen bildenden flachen Küstenstrich vor sich, der einst Meerbusen war und längs welchem zur Rechten die marmorreichen Hochgebirge Seravezza's und Carrara's in großartigen Gruppen sich hinziehn. Von Osten nach Nordwesten erstreckt sich, am Fuße der Hügel, diese sandige Zone, gegen neun Millien lang, gegen drei breit. Einst hatte sie den ausgesprochenen Maremmencharakter, wie die Pisaner Ebne und die von Piombino und Grosseto: die Luft war tödtend, große Sümpfe unterbrachen die Einförmigkeit des Sandufers. Am südöstlichen Ende strömt der Serchio ins Meer. Noch sind Spuren der großen Consularstraße des Scaurus vorhanden, die am Fuße der Hügel sich hinzog. Seit 1740 haben bedeutende hydraulische Arbeiten den Charakter dieses Strichs wesentlich modifizirt. Noch immer zwar sind Sümpfe vorhanden, deren Mitte der schilfreiche See von Massaciuccoli bildet, welcher namentlich dazu beiträgt, die Gegend ungesund zu machen. Die Straße nach Viareggio führt an ihm vorbei. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich vor einer Reihe von Jahren an

einem schönen mondhellen Sommerabende zum erstenmal diesen Weg zurücklegte: Luft und Umgebung waren plötzlich wie umgewandelt, der Dunst, der aus den feuchten Niederungen aufstieg, war so dick, daß die Sterne schwanden und der Mond von einem trüben Hof umgeben war. Es währte nicht lange, so war ich aus dem Bereiche der Fieberluft. Glücklicherweise erstreckt sich dieselbe nicht weit: Viareggio leidet nicht von ihr. Das Aufblühen dieses Ortes spricht dafür: vor hundert Jahren ein armseliges Fischerdorf von etwa dreihundert Einwohnern, ist er jetzt eine hübsche, freundliche Stadt mit mehr denn sechstausend Seelen und wird im Sommer von zahlreichen Fremden besucht, welche die durch die Nähe des Meeres geminderte Hitze, die indeß immer noch bedeutend genug ist, und die Seebäder anziehen. Nördlich von der Stadt erstreckt sich, eine Art Gürtel gegen die See bildend, ein schöner Pinienwald, der in dem sandigen Boden gut fortkommt. Hier nun ist die Cultur eine ganz verschiedene. Die Bevölkerung ist viel dünner, die Besitze sind größer, wie schon die Natur des Landes es mit sich bringt und bedingt. Wo der Boden es erlaubt, wird Mais gebaut, zum Theil auch Reis, von dessen wechselnden Schicksalen ich schon berichtete. Die Seeseite der den Strand einschließenden Hügel ist großentheils mit Oelbäumen bedeckt. Reichlichen Ertrag an trefflichem Bauholz liefert die Pinienwaldung, welche aus der Gattung pinus pinaster besteht, die in sechzig bis achtzig Jahren vollkommen auswächst. Aber man benutzt zu hastig die viel jüngern Stämme. Besonders verlegt man sich auf die Viehzucht, namentlich werden viele Schafheerden in den grasreichen, an die Sümpfe stoßenden Strichen gehalten. Sie kommen

meiſt aus den benachbarten Gebirgen und bringen den Winter in der Ebne zu. Betrachtet man dieſen Landſtrich, der in ſeinen klimatiſchen wie localen Verhältniſſen mit der römiſchen Campagna viele Aehnlichkeit hat, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß auch dieſe Campagna zu einem ähnlichen Zuſtande ſich heben dürfte. Man ſollte glauben, die Hinderniſſe könnten nicht unüberſteigbar ſein. Man könnte Nettuno oder Porto d'Anzo die Zukunft von Viareggio profezeien. Sind aber ſolche Perſpectiven, die auch nicht-ſanguiniſchen Beobachtern erſcheinen, dennoch am Ende Anderes als Luftgebilde der Fata Morgana?

Dreizehnter Brief.

Neuere Kunst. Malerei.

Indem ich mir die Aufgabe stelle, von dem Wichtigeren, was in den letzten Jahren im Fache der schönen Künste geleistet worden, übersichtliche Nachrichten zu geben, befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Auf das von Italienern Hervorgebrachte kann ich mich nicht beschränken, indem ich in solchem Falle von dem reichen und mannigfaltigen Kunstleben Roms nur die Eine Seite, und im Fache der Malerei nicht einmal die bedeutsamste, darstellen würde. Ziehe ich aber die fremden Werke in den Kreis der Betrachtung, so ergibt sich der Uebelstand, daß das Meiste, dessen ich erwähne, längst nicht mehr in Rom vorhanden, sondern nach allen Ländern, allen Weltgegenden hin, zerstreut ist. Für die Charakterisirung dieser Werke bietet sich mir nicht einmal der Mittelpunkt dar, welcher vormals für die Malerei in der Thorwaldsenschen Sammlung bestand*). Denn mit den sämmtlichen

*) Röm. Briefe I, 171. Ueber die jetzt lebenden römischen Maler I, 148. Ueber die Bildhauer II, 260.

Kunſtſchätzen des großen Meiſters iſt auch dieſe ſo ſchöne wie intereſſante und lehrreiche Galerie, in welcher man den Bildungsgang der neuern teutſchen Kunſt von Carſtens, Schick und Koch an, bis auf die Hervorbringungen der jüngſten Tage, wenn auch nicht in Hauptwerken, doch in anziehenden Proben verfolgen konnte, nach Dänemark gewandert: für Rom ein großer, ja unerſetzlicher Verluſt. Unter ſolchen Umſtänden bleibt mir nichts anderes übrig, als die mir bekannt gewordenen neuern Werke, ohne Rückſicht darauf, ob ſie hier oder anderwärts eine bleibende Stätte gefunden haben, nach der Nazionalität der Künſtler an einander zu reihen. Auf chronologiſche Ordnung wird es weniger ankommen, da es um wenige Jahre nur (1839—43) ſich handelt.

Das hiſtoriſche Fach in der Malerei und in ihm die Leiſtungen der Italiener, geben mir zuerſt Stoff zur Betrachtung. Ich habe den Charakter dieſer Malerei, den Geiſt, der ſie durchweht, und ihre verſchiedenen Richtungen früher ſchon bezeichnet, und darf darüber, was das Allgemeine betrifft, hinweggehn, da ich jene Aeußerungen nur wiederholen könnte. Camuccini, in Rom der Vater und Meiſter der antikiſirend-franzöſiſchen Richtung, wie in Florenz Benvenuti, und bis zuletzt dem ſogenannten Purismus in der Kunſt entſchieden feind, iſt ſeit zwei Jahren für die Malerei wie überhaupt für das äußere Leben todt. Seine Einwirkung aber iſt noch geblieben, und es wird lange währen, bevor beſſere Grundſätze über die von ihm theoretiſch wie praktiſch gepredigten den Sieg davontragen werden. Denn auch bei der Mehrzahl der ſogenannten Romantiker, welche einen verſchiedenen Weg eingeſchlagen haben, ſpuken die David'ſchen Prinzipien

immer noch, ſo wenig jene ſich dies auch klar machen, oder ſich geſtehn mögen. Franzöſiſche Schriftſteller behaupten, David, welcher bei ſeiner Abreiſe nach Italien ein Nachbeter Bouchers geweſen und denen, welche ihm die Superiorität der italieniſchen Schule gerühmt, mit verächtlicher Miene „Soyons Français!“ geantwortet, ſei zuerſt durch den Anblick der Fresken Correggio's zu Parma „ébranlé et converti“ geworden. Ich verſtehe mich nicht genug auf die Anatomiſirung der David'ſchen Bilder, um aus ihnen den Einfluß des Correggio zu deduziren: aber ich glaube, daß Niemand mir Unrecht geben wird, wenn ich annehme, daß Davids Franzoſenthum mehr auf Italien gewirkt hat, als der Maler der Nacht und der Madonna di S. Girolamo auf die Productionen des auch in der Kaiſerzeit republikaniſch geſinnten Napoleoniſchen Hofmalers.

Es iſt namentlich Filippo Agricola, bei dem dieſe Richtung noch in hohem Grade ſich geltend macht, wenn auch vermiſcht mit älteren italieniſchen Elementen. Er iſt ein ſo gewandter wie correkter Zeichner und weiß auch ſeine Werke gut zu componiren; ſeine Maſſen ermangeln nicht der Großartigkeit; ſeine Färbung iſt zum Theil lobenswerth: dennoch laſſen ſeine Bilder kalt, weil es den Köpfen, ungeachtet ihrer nicht ſelten ſchönen Bildung, an Ausdruck, an Seele fehlt, an lebenvoller Charakteriſirung, an göttlichem Feuer. Es iſt, als mangelte dieſem Künſtler, wie manchem andern unter den neueren Italienern, eine recht innerliche Selbſtanſchauung und damit auch das Vermögen, etwas Friſches und Individuelles zu ſchaffen. Es iſt immer nur eine Wiederholung von ſchon Dageweſenem, eine Wiederholung, an der man oft nicht umhin

kann das Einzelne zu loben, wobei man aber zu keinem lebendigen Genuſſe kommt. Wo keine Begeiſterung iſt, kann keine geweckt werden. Es iſt dies eine Erſcheinung in der italieniſchen Kunſt, die mit andern in der Literatur zuſammenhängt. Wie man eine Unmaſſe Bilder entſtehen ſieht und ſie ſchön findet, an denen nichts zu loben iſt als eine eingelernte Regelfertigkeit der Form, eine nach den gewöhnlichen Grundſätzen abgemeſſene Gleichmäßigkeit der Gruppirung, eine das Auge gerade nicht beleidigende Farbenzuſammenſtellung: ſo vermochten und vermögen in der Literatur Werke Glück zu machen, als Muſter geprieſen zu werden und Auflagen über Auflagen zu erleben, an denen man in letzter Inſtanz nichts findet, als die Schönheit der Schreibart. In keinem andern Lande, glaube ich, kommt dies in ähnlichem Maße vor, wie hier. Erklären läßt es ſich durch das feine Gefühl für den Wohllaut und die daraus entſpringende Sorge für die Reinheit der Sprache: wenn es aber auf die Spitze getrieben wird, ſo entſteht eine traurige Verwechſelung von Zweck und Mitteln und das Untergehn in einem an ſich nichtigen und doch für das Höchſte gehaltenen Formweſen, welches für den Mangel an Gehalt keinen Erſatz geben kann. Ich verwahre mich ſehr dagegen, als wäre ich im geringſten geneigt, der Vernachläſſigung der Form, in welcher Kunſt es auch ſein möge, das Wort zu reden: ich bekenne ſelbſt, daß der Ausdruck der Idee, mag er in Wort oder Bild ſein, gerade in ſeinem formellen Bezuge mir mehr gilt, als Manche vielleicht gelten laſſen mögen. Aber die Virtuoſität mancher Italiener in dieſer Hinſicht, mit ihrer Abnegation in jeglicher andern, erſcheint mir als etwas durchaus Hohles

und Nichtiges, das, wie der Literatur, so der Kunst unendlich geschadet hat.

Lassen Sie uns zu Agricola zurückkehren. In seinem großen Altarbilde in der Paulskirche, Mariä Himmelfahrt, ist in der Apostelgruppe sehr viel Gutes, der obere Theil hingegen völlig verunglückt. Das Bild im Lateran, Christ in der Glorie zwischen den beiden Johannes, nach Art älterer Altarbilder, hat viel Lobenswerthes. Für den Großfürsten Thronfolger von Rußland copirte er, mit einigen Veränderungen, die Gestalt des siegreichen Heilands, und zwar auf Goldgrund, was zu dem Styl der Malerei weniger passen dürfte. In die Peterskirche wird ein kolossales Werk dieses Künstlers kommen, die Uebergabe der Schlüssel: es soll die Stelle eines Gemäldes des Francesco Vanni einnehmen, welches den Sturz des Simon Magus darstellt, dessen Copie man in Sta. Maria degli Angeli in den Diocletianischen Thermen sieht. Seit Camuccini's Krankheit ist Agricola Inspektor der römischen Kunstwerke und unter seiner Leitung sind die Raffaelischen Fresken im Zimmer des Heliodor im Vatican von dem Staub und Schmutz gereinigt worden, der sie bedeckte und z. B. den Attila ganz unkenntlich machte. Soviel man sehn kann, ist diese Arbeit, bei der man sich verständigerweise auf bloßes Wegnehmen der dicken Kruste, die sich angesetzt, beschränkt hat, wie in einem ähnlichen Falle zu Florenz mit den schönen Fresken des Andrea del Sarto im Vorhofe der Servitenkirche geschehn ist, mit Sorgfalt und Geschick ausgeführt worden. Dies erinnert mich daran, daß auch die Logen des dritten Stockwerks im Hofe von S. Damaso im Vaticanischen Palaste durch Glasfenster geschützt worden sind.

Der architektoniſche Effekt dieſes ſchönen Gebäudes leidet zwar ſehr bei dieſen Glasfenſtern, indeß iſt es doch Schade, daß man das bei dem zweiten Geſchoſſe, den Raffaeliſchen Loggien, von Joachim Mürat gegebene Beiſpiel nicht bei der untern Reihe befolgte. Jetzt ſind freilich dieſe anmuthigen Compoſizionen des Giovanni da Udine ſehr verdorben.

Unter den jüngern Malern hat Francesco Podeſti aus Ancona vielleicht den meiſten Ruf. Viel Originalität iſt eigentlich nicht in ihm, wol aber eine glückliche Leichtigkeit in der Compoſizion, geſchmackvolle Gruppirung und gute Zeichnung. Seine bekannteren Staffeleibilder, Taſſo vor dem Hofe von Ferrara ſein Gedicht leſend — ein unglücklicher, von guten und ſchlechten Malern unſerer Zeit bis zur Ermüdung abgedroſchener Gegenſtand —, Raffael, die Madonna di Fuligno malend, Dante in Giotto's Werkſtatt u. a. ſind vielleicht am wenigſten zu loben und die Wahl dieſer handlungsloſen Sujets ſpricht kaum für den Künſtler; im Palaſt und der Villa Torlonia hat er dagegen in mythologiſchen Darſtellungen in Fresco mit nicht geringem Glück ſich verſucht. In einem kleinern Bilde, welches ein um Almoſen bittendes Mädchen darſtellt, das ein jüngeres Kind auf dem Schooſe hält, liegt eine außerordentliche Wahrheit in dem rührenden Ausdruck der Köpfe: man hätte es dieſem Maler, der bei allem Talent etwas Kokettes hat, kaum zugetraut, daß er etwas ſo Natürliches, Einfaches, zum Herzen Redendes hervorbringen würde. Ein neueres Werk Podeſti's, Salomons Urtheil, dürfte ſchwerlich ſehr befriedigen, ſo viel Schönes auch darin ſein mag. Es iſt zu theatraliſch: ein Fehler, in den die italieniſchen Maler ſo

leicht verfallen; zu appretirt und berechnet, und bringt deshalb, ungeachtet des Aufwands bedeutender Mittel, keinen unmittelbaren Eindruck, keine recht lebendige Wirkung hervor. Man muß ſich erſt in die erforderliche Stimmung zu verſetzen ſuchen, ſtatt daß dieſe durch das Gemälde alsbald erzeugt würde. Dies kommt, meines Bedünkens, großentheils daher, weil es kein rechter Ernſt mit der Sache zu ſein ſcheint, weil die zu ſehr orientaliſch-weichliche Fyſiognomie des jungen Königs einen ſolchen Ernſt ſelber nicht ausdrückt, weil von den Anweſenden eigentlich nur die Mutter, welche das Kind, über deſſen Haupt das Schwert gezückt iſt, zu retten ſucht, während ſie zugleich die Gnade des Herrſchers anruft, mit dem Schickſal des unſchuldigen Opfers beſchäftigt iſt, während die Uebrigen nur die Weisheit des Urtheilſpruchs zu bewundern den Anſchein haben. Sieht man von dieſem Grundfehler ab und von der geſpreizten Geſtalt des Henkers als Hauptperſon, ſo iſt in Attitüden und Gruppirung ſehr viel Gelungenes und es iſt Harmonie in den Maſſen. In der Zeichnung erkennt man im Durchſchnitt eine ſichere und geübte Hand, wenn auch Einzelnes kaum für ſchön gelten kann. Gegen das Colorit läßt ſich im Allgemeinen einwenden, daß es zu grell iſt, daß auf die Zuſammenſtellung der Farben nicht genug Rückſicht genommen, daß die hellen Partien zu ſehr überwiegen und das Bild dadurch ein zu buntes Ausſehn bekommen hat. Die Ausführung iſt ſonſt ſorgfältig und tüchtig. Die Architektur iſt rein-egyptiſch, was einigermaßen auffallen dürfte.

Im Vorbeigehn nur nenne ich Coghetti, Capaldi, Conſoni. Die beiden Letzteren zeigen eine

ſtrengere Richtung. N. Conſoni, aus Rieti gebürtig, iſt einer der tüchtigſten Zeichner und hat namentlich Raffaels Werke mit Glück ſtudirt. So zeichnete er u. A. für den ſächſiſchen Kupferſtecher L. Grüner, von dem ich ſpäter zu reden haben werde, die Muſive der Chigi'ſchen Kapelle u. a., für Pietro Anderloni in Mailand, welcher mit Toschi um den Primat unter den italieniſchen Kupferſtechern ſtreitet, das Urtheil Salomons in den Vaticaniſchen Gemächern u. ſ. w. In ſeinen eignen Bildern, von welchen in neuerer Zeit der Wettſtreit der Muſen mit den Töchtern des Pierus Aufmerkſamkeit erregte, gibt ſich ein fleißiges Studium der Cinquecento in Compoſizion und Zeichnung kund, während am Ausdruck einzelner Köpfe und an dem ins Grünliche ſpielenden Colorit manches auszuſetzen iſt.

Dieſen Italienern reihe ich Bruni an, der von Herkunft ein Italiener, wenn auch ſeinem Unterthanenverhältniſſe nach ein Ruſſe. Sein Bild „die eherne Schlange"*), nach mehrjähriger Arbeit im Frühling 1841 vollendet, nahm die allgemeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade in Anſpruch. Es iſt eines der koloſſalſten Staffeleigemälde, die in unſerer Zeit und wol überhaupt entſtanden ſind, und ſo groß es in ſeinen Dimenſionen iſt, ſo gewaltig iſt auch der Gegenſtand. Alle Stufen der Gemüthsbewegung, von

*) „— Und das Volk ward ungeduldig auf dem Wege. — — Da ließ der Ewige gegen das Volk los die giftigen Schlangen, die das Volk biſſen, und es ſtarb viel Volks von Iſrael. — — Und der Ewige ſprach zu Moſe: Mache dir eine Schlange und ſetze ſie auf eine Stange, und es geſchehe, wer gebiſſen wird, der ſehe ſie an; und er bleibe leben. Und Moſe machte eine kupferne Schlange — —." [Moſe, Numeri XXI, 4—9.]

der troſtloſeſten Verzweiflung bis zu dem freudigſten, feſteſten, beſeligendſten Vertrauen auf Hülfe durch göttlichen Schutz, ſind in dieſer Compoſizion dargeſtellt: die ſtarre Vernichtung, das dumpfe Verzagen am Heil, die entſetzliche Angſt, der Schmerz über den Verluſt des Theuerſten, das convulſiviſche Greifen nach dem letzten Rettungsanker, die wiederbelebte Hoffnung — Alles ſpricht ſich wahr und lebendig darin aus. Es mag wenige neuere Werke geben, welche die Empfindungen des Beſchauers auf eine ſo mächtige Weiſe in Anſpruch nehmen. Keine der vielen Gruppen, welche dieſe große Compoſizion bilden, iſt ungehörig, keine wiederholt die andere: jede erzählt ihren Theil der tragiſchen Geſchichte. Im Vordergrunde, gegen des Bildes Mitte zu, ſind dieſe Gruppen mehr vereinzelt, jede für ſich die Schickſale eines Individuums oder einer Familie darſtellend; nach der rechten Seite (vom Beſchauer) drängen ſie ſich zuſammen in immer wachſender Fluth, und während das Einzelne ſein volles Recht behält, ſcheinen die Wogen des von dem gräßlichen, vor unſern Augen fortwährend einſtürmenden Verderben bedrängten Volkes anzuſchwellen zu einer ſturmgepeitſchten See. Die grauenvolle Kunde ſpricht ſich aus in den letzten wilden Zuckungen des am Boden ſich windenden kräftigen Mannes; in dem ſchönen, halbtodt hingeſunkenen jungen Weibe, deſſen Haupt die beſorgten Angehörigen noch hinzurichten ſtreben nach dem heilverheißenden Erzbilde; in den erſchreckten Alten, die zuſammenkauernd kaum Kraft, Beſonnenheit und Willensvermögen haben, von ſich abzuwehren die auf ſie zuſchießenden gierigen giftigen Feinde; in den andern, die, Verzweiflung im Blick, um ihr Leben mit ihnen ringen;

in der Frau, welche mit dem Ausdruck und Schrei des Entsetzens an die Bruſt des Gatten flüchtet; in dem Manne, welcher mit wilder Haſt die Felſen erklimmt, angſtvoll ſich umſchauend nach dem Verfolger; in der Mutter, welche knieend ihr todtes Kind vor ſich hingelegt hat, und noch nicht völlig aufgegeben zu haben ſcheint die Hoffnung auf Rückkehr des entflohenen Lebens; in den Frauen, die mit ihren Kleinen hülfeflehend ſich drängen zu der Säule, die das Schlangenabbild trägt; in der blaſſen Geſtalt, welche, eben dahin gewandt den matten, aber vertrauenden Blick und neues Leben einſaugend, von dem Manne emporgetragen wird, während ihre Gewänder im Winde flattern. Und der Gegenſatz zu dieſer Verſtörung, dieſem Taumel, dieſen Szenen der Angſt, des Kampfes, der Schmerzen, des Verzagens, des Todes: Moſes mit Eleazar und den Leviten aus dem Hintergrunde nahend, langſam und feierlich, wie zum Opfer ſchreitend, allein unberührt von der Plage, die das Volk auf ſich ſelber herabgerufen durch ſein Murren, gewiß der Erfüllung deſſen, was der Herr verheißen und was ſchon wohlthätig ſich zu äußern beginnt. Dabei das nackte, zerriſſene Felsthal der Wüſte, welches die Szene bildet, nach hinten ſich öffnend, am Gebirge entlang die Zeltreihen des iſraelitiſchen Lagers, mit der Rauchſäule, die den Weg zeiget durch die ſteinige Wildniß. Dies iſt, in wenigen Worten, die Wirkung, die das Bild hervorbringt, dies die Empfindungen, die es erregt, die Stimmung, in die es verſetzt. Man hat von vielen Seiten her die Frage aufgeworfen: ob dieſe Wirkung eine angenehme? Wenn der Künſtler den Gegenſtand, welchen er wählte, in allen ſeinen Beziehungen richtig

aufgefaßt und wahr wiedergegeben, wenn er dem Beſchauer lebendig vor Auge und Seele geführt, was darzuſtellen er ſich zum Ziele ſetzte, wenn er nach jeder Seite hin auch den künſtleriſchen Anforderungen dieſes Gegenſtandes Genüge geleiſtet hat: ſo können wir, dünkt mich, jene Frage unerörtert laſſen. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß, dem äſthetiſchen Sinne zu lieb, Einiges hätte gemildert werden dürfen: ſo möchte z. B. die Art und Weiſe, wie die todten Kinder dargeſtellt ſind, peinlich berühren. Dies hängt indeß mit der ganzen Richtung Bruni's zuſammen, welche eine entſchieden naturaliſtiſche iſt, mit allen Vorzügen und Mängeln, mit einer bis zur Verwegenheit gehenden Kühnheit. Die Zeichnung, großen Muſtern nachgebildet, iſt vortrefflich und wenn auch hie und da etwas an Modellakte erinnert, ſo erregt ſie doch im Allgemeinen Bewunderung durch die Mannigfaltigkeit der oft ſehr ſchwierigen Stellungen, durch Richtigkeit und Reichthum, während das Colorit, wenn auch nicht durchgängig gleich, doch in den Haupttheilen, von großer, ſelbſt überraſchender Wirkung iſt. Von den Vortheilen, welche der charakteriſtiſche Typus der orientaliſchen Geſichtsbildungen und das, übrigens mit Freiheit behandelte Coſtüme dem Künſtler boten, hat dieſer dieſer die geſchickteſte Anwendung zu machen gewußt. So wie das Bild im Enſemble ſich darſtellt, iſt es ein höchſt bedeutendes Werk, welches eine von der heiligen Schrift in ſo einfachen Umriſſen gegebene Geſchichte in ihrem ganzen Verlauf und ihren verſchiedenen Epiſoden auf das lebendigſte und vollſtändigſte vorführt und die Theilnahme rechtfertigt, die ihm, wenn

auch mit mancherlei Verschiedenheiten der Ansichten, von allen Seiten geworden ist *).

Die Werke französischer Kunst in Rom sind an Zahl ungleich geringer. Ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß im Allgemeinen die Ausstellungen in der Académie de France auf dem Pincio wenig Bemerkenswerthes zu Tage bringen, wenig sogar, was, wenn gleich mangelhaft, dennoch ein hervorragendes Talent verriethe. Meist sind es Modellakte, Proben akademischer Zeichnung und eintönigen Colorits. Wenn man einige Jahre lang diese Ausstellungen in Augenschein genommen hat, welche nicht ahnen lassen, daß Frankreich jetzt so außerordentlich reich ist an den glänzendsten, vielseitigsten Talenten, reicher vielleicht als irgend eine andere Nazion: so kann man sich nicht mehr darüber wundern, daß so viele Stimmen in dem genannten Lande gegen das Fortbestehen dieser, nicht geringe Kosten veranlassenden Anstalt sich erklärt haben. Gegen die Wahl der Directoren läßt sich gewiß nichts sagen: die letzten waren Horace Vernet und Ingres, denen Schnetz folgte, ein ausgezeichneter Künstler, aber vielleicht das erste Beispiel, daß man einen Genremaler (denn dies ist Schnetz mehr denn Historienmaler) zum Vorsteher der Akademie gewählt. So wie diese Anstalt aber eingerichtet ist, hat der Director nur geringen Einfluß. Ingres entwickelte erst in der letzteren Zeit seines Hierseins größere Thätigkeit, während früher die Langsamkeit und Unentschlossenheit, mit der er arbeitete, mit der gesteigerten Productivität Vernet's sehr contrastirte. Das ausgeführteste seiner Bilder war

*) Das Bild befindet sich in St. Petersburg, im Besitz des Kaisers.

Antiochus und Stratonice, für den verstorbenen Herzog von Orleans. Es ist eine Miniatüre. In einem mit allem Glanze und aller Pracht des mit dem Occident vermälten Orients ausgestatteten Gemache befindet sich, gegen den Hintergrund zu, das Lager, auf welchem der Kranke liegt: der trauernde Vater hat sich über denselben hingeworfen, sein Gesicht verhüllend; der Arzt, der des Uebels Grund entdeckt, macht eine lebendige Bewegung gegen die Königin, welche eingetreten ist und im Vordergrunde steht, zagend und unschlüssig, ob sie zu dem Prinzen sich wenden soll. Die Hauptgruppe, so schön sie componirt, ist nicht frei von französischem Effectwesen; Stratonice ist unbelebt und hat etwas von einer colorirten Gypsfigur. Die Ausführung gehört zu dem Vollendetsten, was man sich denken kann. Für den Großfürsten Thronfolger von Rußland war eine Madonna (Halbfigur), das Altarsacrament anbetend, während mehr nach dem Hintergrunde zu die hh. Alexander und Nicolaus neben ihr stehn. Die Madonna hat ganz den Typus derjenigen, welche man in Ingres' berühmtem, durch Calamatta so vortrefflich gestochenen Gemälde: Le voeu de Louis XIII. sieht: ja sie ist im Grunde nur eine Wiederholung dieser letztern, die aus dem Studium Raffaels, dem Ingres mehr und mit größerm Erfolge als irgend ein anderer französischer Maler sich hingegeben hat, im gegenwärtigen Fall namentlich der Madonna del pesce, jener au candelabre u. s. w. hervorgegangen ist. Ihre Augen sind niedergeschlagen oder vielmehr auf den ganz im Vordergrunde des Bildes auf einer Art Tafel stehenden Kelch geheftet, die Hände gefaltet erhoben. Es sind die reinsten, schönsten Züge: die Stirn hoheitblickend, der Ausdruck ernst,

vielleicht zu ſtolz für die Situation, ſo daß man die Abſicht des Künſtlers nicht recht herausfindet. Die einzelnen Theile ſind wunderſchön modellirt, das Antlitz ſowol wie die unübertrefflich gezeichneten Hände, wie denn aus dem Ganzen das feinſte Formengefühl hervorleuchtet. Die beiden Heiligen ſind, was der Hauptfigur zu gute kommt, im Halbdunkel gehalten und gewiſſermaßen als Beiwerk behandelt; das Colorit iſt lebendig, dabei aber ſehr harmoniſch. Ein drittes Werk Ingres' war ein Porträt Cherubini's. In einen Mantel gehüllt ſitzt er da, in ſich verſenkt, das Haupt auf die Hand geſtützt. Neben ihm ſteht die Muſe der Tonkunſt, die Lyra haltend, gleichſam ihn weihend durch die über ſein Haupt ausgeſtreckte Rechte. Der Kopf des greiſen Künſtlers iſt ein Meiſterwerk: der ernſte Ausdruck, das Auge, welches die Schärfe des Blicks verloren, aber immer expreſſiv iſt, die Attitüde — Alles iſt vortrefflich. Dabei iſt die Ausführung die ſorgfältigſte. Die Geſtalt der Muſe paßt nicht dazu und iſt ein ſeltſamer Misgriff: auch ſie iſt Porträt, und der ſonſt intereſſante Kopf hat einen Charakter, der aufs grellſte abſticht gegen Alles, was man je geſehn bei Darſtellungen eines Gegenſtandes dieſer Art. Die Attitüde würde großartig und edel ſein, wäre ſie freier von Suchen nach Effect. Das ſeltſamſte iſt das Colorit: es hat etwas von der Wirkung des bengaliſchen Feuers. Man vermißt in dieſem Bilde den innern Zuſammenhang einer vollkommenen Compoſizion.

Unter den Schöpfungen der jüngern Künſtler machte ein nicht ganz vollendetes Werk von Papety aus Marſeille großes Aufſehn. Es iſt „Un rêve de bonheur“ betitelt — ein ziemlich materielles Glück, eine Perſoni-

fizirung Horazischer Begriffe von irdischer Seligkeit, ein in schwelgerischer Ruhe, in den Armen des Genusses, im Vergessen aller Sorgenlast zugebrachter Sommertag unter schattigen Bäumen am Strande des blauen Meeres. Man weiß nicht recht, welcher Epoche man die Darstellung zuweisen soll: es ist darin eine Vereinigung der antiken Welt mit der modernen, ein Hinübergreifen der einen in die Poesie, den Cultus, die Lebensweise der andern. Dies schadet der Klarheit des Gedankens, der Einheit der Conception, oder wenigstens der Abgeschlossenheit derselben. Auch sonst läßt sich wol Vieles ausstellen, was Charakterisirung, Zeichnung, Ausführung betrifft: wir begegnen manchem Grellen, nicht hinlänglich Beherrschten und Gemilderten. Man muß in diesem Werke kein Idealisiren suchen: es ist der keckste Naturalismus, aber mit einem Anhauch von antiker Schönheit. Die Zeichnung ist grandios wie die Conception, die Gruppirung hie und da zu gewaltsam, zum Theil aber voll imposanter Wirkung. Bei allen seinen Mängeln gibt sich in diesem Bilde doch ein bedeutendes Talent kund, das mit einer selten so lebendigen Unmittelbarkeit, mit übersprudelnder Kraft und großartiger Entschiedenheit vor uns hintritt *).

Die neuere französische Behandlungsweise des Religiösgeschichtlichen zeigt sich auffallend in der Predigt des h. Franziskus von Assisi, von einem talentvollen Dilettan-

*) Nach dem Urtheil französischer Kunstrichter (ich beziehe mich namentlich auf Delécluze, den Kunstberichterstatter des Journal des Débats) scheint die von dem Maler in Frankreich vorgenommene Vollendung und theilweise Modification des Bildes demselben nicht vortheilhaft gewesen zu sein.

ten, Eduard Odier, dem Schwager des durch seine kunstgeschichtlichen und andern Werke wie durch seine Reisen im Orient bekannten Grafen Léon de Laborde. Frühere Bilder, Carl der Kühne in der Kirche von Nesse, die Aufhebung der Belagerung von Rhodos unter dem Großmeister d'Aubusson (im Versailler Museum) u. a. hatten schon die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Vor der Klosterpforte predigt der Heilige vor einer Gruppe von Landleuten, denen ein Reisiger sich angeschlossen, während Brüder des Ordens Brod vertheilen. Es ist ein großes figurenreiches Bild, mit jener Bravour und dem Aplomb gemalt, die man der neuern französischen Schule nicht absprechen kann, in der Farbe kräftig und brillant. Die Gruppirung ist glücklich, und die Gestalten des Heiligen und der Klosterbrüder wie die der Zuhörer, meist Frauen und Personen jeden Alters, sind in ihrer Mannigfaltigkeit und den Nüancirungen im Ausdruck der Empfindung sehr gelungen. Daß der Künstler Nazionalcostüme der römischen Umgebungen darin angebracht hat, läßt sich gewiß nicht tadeln, denn diese Costüme schreiben sich ohne Zweifel aus dem Mittelalter her und geben dem Bilde locale Wahrheit und Individualität. Bei der Bestimmung aber des Gemäldes (es wird in der hiesigen Kirche S. Luigi de' Francesi einen Platz finden) dürfte diese Eigenthümlichkeit Vielen auffallen, da man bei einem Kirchenbilde diese Annäherung an das Genre nicht gewohnt ist, obgleich im 15. Jahrhunderte namentlich die florentinische Schule, Rosselli, Benozzo, Fra Filippo, Ghirlandajo u. M. ihre Composizionen aus der heil. Geschichte mit Porträtfiguren in die Trachten ihrer Zeit hüllten und später z. B. Domenichino das genreartige Element

mehr vielleicht vorwalten ließ, als ſtreng genommen mit dem hiſtoriſchen Charakter ſich vertragen dürfte. Nicht ohne Grund aber iſt die Befürchtung, daß die Neigung der Franzoſen zur hiſtoriſchen Genremalerei, wenn ſie nicht innerhalb der ihr, wie es ſcheint, durch die Stoffe ſelbſt geſteckten Grenzen ſich hält, namentlich aber, wenn ſie zu ſehr übergreifen ſollte in das religiöſe Gebiet, ebenſoſehr der Geſchichts- und religiöſen Malerei ſchaden wird, wie ſie ihr, mit weiſer Mäßigung gepaart, mehr Leben und Individualität geben kann.

Weniges nur iſt mir von ſpaniſchen Künſtlern bekannt geworden. De Madrazo führte ein großes Bild aus, die Marien am Grabe des Heilands. In der Idee deſſelben iſt etwas ungewöhnlich Schönes; in der Ausführung mangelt es an Vielem, und die ſchwache, zu ſehr in hellen Tönen ſich haltende und der Tiefe ermangelnde Färbung contraſtirt mit der Gluth und Kraft des Colorits, die uns aus ſo vielen alten ſpaniſchen Bildern entgegenleuchten. Aber in den Geſtalten liegt etwas höchſt Edles, in denen der Engel ſowol wie der Frauen, von denen die vorderſte ausgezeichnet iſt in Miene und Stellung. Ueberhaupt nimmt der reine, einfache Styl, dem man jetzt bei den Südeuropäern nicht zu oft begegnet, wie die Entfremdung von allem Gezierten und Theatraliſchen ſehr zu Gunſten dieſes Werkes ein. Aehnlichkeit in der Auffaſſung hat ein anderer Spanier, Espaltér, von dem eine an einem geöffneten Fenſter ſitzende weibliche Geſtalt in mittelalterlicher Tracht („la Malinconía“ genannt, urſprünglich zur Darſtellung einer Szene in Groſſi's Roman: „Marco Visconti“ beſtimmt) daſſelbe Verſchmähen der Effecthaſcherei und Geſchick für das

Wiedergeben der in ihrer Aeußerung ruhigeren Seelenzustände an den Tag legt.

Auch von nordiſchen Malern habe ich nur eine geringe Zahl Werke geſehn. Doch gibt's manche tüchtige unter ihnen. Der Ruſſe Schiamſchine ſtellte ein ziemlich großes, figurenreiches Bild aus, Czaar Peter, welcher Geſtrandete bei Lagta rettet. Die Compoſizion iſt tüchtig, im Enſemble ſowol wie in den einzelnen Gruppen. Eine Frau, die ſich an ſeine Hand anklammert, mit Macht emporziehend, erreicht der Czaar die Spitze des Felſens, an welchem die Brandung emporſchlägt. Retter und Gerettete ſchaaren ſich um ihn, zum Theil noch im Emporklimmen begriffen, andere noch mit den Wellen kämpfend, die Färbung iſt etwas kalt und grau. Eine Zeitlang verweilte in Rom der ſchwediſche Oberſt Södermark, der ſich ganz der Kunſt gewidmet hat. Größere Arbeiten von ihm ſind mir nicht bekannt geworden, wol aber verſchiedene ausgezeichnet ſchöne Porträtfiguren, die mit geſchmackvoller Anordnung einen an die venezianiſche Schule erinnernden Reiz des Colorits vereinigen. Ein ſprechendähnliches und lebenvolles Bildniß war das des (Anfang 1842 zu Paris verſtorbenen) Conſuls Beyle, der unter dem Namen Mr. de Stendhal viel über Italien geſchrieben hat. Ich kann die Gelegenheit, über dieſen in Rom ſehr bekannten Mann etwas zu ſagen, nicht unbenutzt vorübergehn laſſen. Beyle war ein Mann von ſcharfem Verſtande, großer Lebendigkeit, faſt unbegrenztem Freimuth und, wenn ihm auch das Prädicat aimable von Vielen abgeſtritten wurde, jedenfalls ein anregender Geſellſchafter. Die erwähnten Eigenſchaften machen ſich in ſeinen Büchern, in den Pro-

menades dans Rome, in Rome, Naples et Florence, in den Mémoires d'un Touriste u. ſ. w. auf eine oft glänzende Weiſe geltend: ſie würden es mehr noch zu ihrem Vortheile thun, quälte er ſich nicht ſo ſehr, originell zu erſcheinen. Die italieniſche Geſellſchaft kannte er gründlich, mehr freilich aus frühern Jahren, da er im letzten Dezennium weniger daran theilnahm. Daher kommt es denn auch, daß man bei ihm wenig Spuren von dem ſozialen Umſchwunge findet, der ſich allmälig bewerkſtelligte. Uebrigens haben die Italiener ſich keineswegs über ihn zu beklagen, denn er hat ihren Nazionalcharakter, ihre Neigungen, ihre geſelligen Verhältniſſe, ihren gegenwärtigen Zuſtand (abgeſehn vom politiſchen) günſtiger beurtheilt als die meiſten Ausländer. Beyle liebte Italien, wenn überhaupt bei ihm von Liebe die Rede ſein konnte. Sein langjähriger Aufenthalt im Lande hatte ihm überdies das Locale wie das Hiſtoriſche näher gerückt, freilich Alles nur fragmentariſch, wie denn überhaupt in ſeinem ganzen Wiſſen jene Oberflächlichkeit, welche man (ob mit Recht oder Unrecht, kommt hier nicht in Betracht) eine franzöſiſche zu nennen pflegt, in vollem Maße ſich ausſprach. So ſind denn ſeine Bücher, unter denen die Promenades dans Rome wol das unterhaltendſte, nur mit Vorſicht zu gebrauchen. Sie enthalten eine Menge geiſtreicher, witziger, wahrer Bemerkungen, eine Menge falſcher, boshafter und verkehrter; viele Anekdoten, worunter eine gute Zahl Lügen, wenn auch der Verfaſſer einmal ſagen zu müſſen glaubt, ſeine Geſchichten ſeien wahr oder er halte ſie wenigſtens dafür; viele Charakterſkizzen, worunter nicht wenige unrichtig gezeichnete; viel hiſtoriſches Detail mit unendlichen Fehlgriffen. Kurz, es iſt ein ſehr

leichtfertig und bisweilen gewiſſenlos hingeſchriebenes Buch, aber doch amüſant, vielfach belehrend und mehr geeignet, in ſeinem Converſationston, ſeiner fragmentariſchen Schreibart, dem Aufnehmen und Fallenlaſſen einer Menge der verſchiedenartigſten Gegenſtände, dem Hineinziehen vieler Perſönlichkeiten, ein anſchauliches Bild römiſcher Verhältniſſe in den ſpätern Jahren Pius' VII. und zur Zeit Leo's XII. zu geben, als irgend ein anderes. Beyle's Bildung war eine im activen Leben (er war lange bei der Napoleoniſchen Armee, namentlich als Militär-Intendant in den nordteutſchen Provinzen) erworbene und äußerſt lückenhafte: namentlich mit ſeinen hiſtoriſchen Kenntniſſen ſtand es ſchwach, ſo viele Einzeldinge er auch wußte. Seine politiſche Geſinnung, die ihn in Italien ungern geſehen machte, war ein auf buonapartiſtiſch-deſpotiſche Ideen gepfropfter ſubverſiver Liberalismus. Ueber Kunſt und Kunſtgeſchichte kommt in ſeinen Büchern viel vor, ja er hat Lebensbeſchreibungen Haydn's, Mozart's, Metaſtaſio's, Roſſini's und eine Histoire de la peinture en Italie geſchrieben. Er beſaß aber nichts als ein oft treffendes, doch keineswegs gründlich durchgebildetes Dilettantenurtheil. Von der ältern mittelalterlichen Kunſt hatte er wenig Begriffe und ſie mag ihm tödtend-langweilig vorgekommen ſein; das religiöſe Element in der italieniſchen Malerei war für ihn total verloren. Einer ſeiner Freunde, ein ausgezeichneter Künſtler, behauptete, Beyle ſtelle in ſeinem Innern den Domenichino über Raffael, wage indeß, ungeachtet ſeines ſonſtigen Freimuthes, nicht, es laut zu ſagen. In der Sculptur war ihm, wie der Mehrzahl der Italiener, Canova der Zenith, und er bewunderte vielleicht den

Genius am Grabmal Rezzonico's und die beiden am Stuartsdenkmal mehr denn irgend ein Werk der alten Kunſt. Der Graf Cicognara that es wahrſcheinlich auch. Thorwaldſen war ihm in ſeiner Richtung wie perſönlich unangenehm. Seinem architektoniſchen Geſchmack zu folgen iſt Keinem anzurathen. Seine literariſchen Urtheile ſind nicht ſelten wahr, oft pikant; aber es kommt auch wol vor, daß er im Ernſte den Benvenuto Cellini mit Caſanova de Seingalt vergleicht, oder Paolo Giovio mit de Potter. Auch mehre Romane hat er geſchrieben, von denen ich nur Rouge et Noir kenne — in der Charakterſchilderung von ſehr mäßigem Talent, in der Intrigue ſchleppend und unwahrſcheinlich, in der Ausführung hie und da brillant, aber ungleich und im Ganzen vernachläſſigt, in der Geſinnung endlich ſo tief unmoraliſch und widerwärtig, daß es die Luſt benimmt, andere Romane deſſelben Autors zu leſen.

Ich kehre zur Kunſt zurück und zwar zunächſt zu den Engländern. Unter den hier lebenden Künſtlern waren Severn und Lewis die berühmteſten: ſeit geraumer Zeit aber haben Beide uns verlaſſen. Von Joſ. Severn ſieht man in der Paulskirche ein großes Altarbild, welches er für den verſtorbenen Cardinal Weld malte. Es ſtellt die Szene aus der Apokalypſe, XII, 1—9, dar, das Geſicht des mit der Sonne bekleideten Weibes, das vor dem Drachen in die Wüſte entflieht. Der Gegenſtand iſt ſeltſam gewählt und bleibt den Meiſten unverſtändlich. Im Vordergrunde, links vom Beſchauer, ſitzt der Evangeliſt, beſchattet von Felſenmaſſen, neben welchen der Drache ſich windet; in den Lüften erſcheint die Viſion des in der Glorie ſchreitenden Weibes. Es iſt einzelnes

Schöne in dieſem Bilde, aber das Ganze macht keine Wirkung und, abgeſehen von argen Zeichnungsfehlern, iſt die Lichtvertheilung im Allgemeinen keineswegs glücklich zu nennen. Ueberdies ſcheint es, daß Severn, ein höchſt talentvoller und geübter Künſtler, wenn es um Genrebilder und hiſtoriſche Gemälde von mäßigem Umfange ſich handelt, der Bewältigung der großen Maſſen eines ſolchen Kirchenbildes nicht gewachſen war. Es iſt dies aber eine bei den neuern engliſchen Malern gewöhnliche Erſcheinung. Sei es, daß ihre künſtleriſche Bildung nicht ernſt und ſorgfältig genug iſt, ſei es, daß die Vorliebe für eine andere Richtung die unleugbar großen Talente, welche vorhanden ſind, entſchieden anders gelenkt hat: die neueren Verſuche im ſtrengen hiſtoriſchen Styl ſind an Zahl gering, ihrem Charakter nach nicht beſonders erfreulich. So viel Wahrheit und Leben, ſo viel Bewegung und charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, ſo viel Humor und Anmuth in der Compoſizion und Reiz des Colorits der Engländer im höheren und hiſtoriſchen Genre entwickelt — ich erinnere nur an den trefflichen Wilkie — ſo monoton und froſtig, ſo trocken und ſteif wird er meiſt in großen Bildern, die der eigentlichen Geſchichts- wie religiöſen Malerei angehören, oder aber er verfällt in caricaturmäßige Uebertreibungen, die aller Wahrheit und Natur widerſtreiten. Selbſt mit den künſtleriſchen Mitteln reicht er dann gewöhnlich nicht aus, und die Gebrechen der Zeichnung wie das Ungeſchick in der Gruppirung verrathen den Mangel an Schule, über den auch ein bedeutendes Talent ſpäter ſchwer hinwegkommt *), während

*) Zahlreiche Beweiſe dieſes Ungeſchicks und dieſer zum Theil ſo-

das Colorit, das uns an den kleinen Bildern gefiel, bei den großen unſtät und fleckig und ohne Geſammthaltung, oder aber einförmig erſcheint. Die Engländer werden noch viel durchzumachen und zu lernen haben, bis ſie dahin gelangen, große Werke im ernſten, wahren hiſtoriſchen Styl auszuführen. Man merkt es bei ihnen nur zu ſehr, daß es gleich an den Elementen der ſichern und gewandten, beſonders aber recht durchgebildeten Zeichnung gebricht. Darauf ſollten ſie mehr hinwirken, als ſich z. B. mit den Fragen in Betreff der Freskomalerei beſchäftigen, wie jetzt geſchieht — ein Gegenſtand, worüber ſie in Broſchüren viel Unnützes geſagt haben, während ſie nebenbei im Fache der Kunſtgeſchichte immer und immer wieder die alten, hundertmal berichtigten Irrthümer und Anekdötchen aufwärmen, die man endlich einmal ruhen laſſen ſollte.

Unter den jetzt noch in Rom weilenden Engländern iſt Penry Williams der ausgezeichnetſte, und jenen Beiden in manchen Dingen gleichzuſtellen. Ein neueres Werk von ihm (für Lord Grosvenor) zeigt eine Familie von Landleuten aus dem Sabinergebirge, welche mit Angehörigen und Freunden nach einem Wallfahrtsorte ziehn, der Madonna für die Geneſung einer kranken Tochter zu

---

gar komiſchen Fehler lieferten leider zu viele unter den Cartons, die bei der Preisbewerbung für die in den neuen Parlamentshäuſern auszuführenden Wandgemälde in der Weſtminſterhalle im Sommer 1843 ausgeſtellt waren. Bei manchen dieſer Arbeiten konnte man ſich des Lachens nicht enthalten. Unter andern blamirte ſich dabei mehr denn ein Profeſſor der Royal Academy, und man wurde zu ſehr gewahr, daß es eine andere Sache iſt, Keepsake-Bilderchen zu zeichnen, als große ernſte Compoſizionen für Fresken anzugeben.

danken. Im Vordergrunde links ſieht man die Pforte des Kloſters, deſſen weitläufige Gebäude ſich auf dem äußerſten Rande einer ſteilen Felswand nach dem Hintergrunde hinziehen, das Motiv von dem Kloſter Sta. Scolaſtica bei Subiaco entlehnt, welches in ſolcher Weiſe die enge und tiefe Schlucht beherrſcht, durch die der Anio ſtrömt. Mönche (Kapuziner) ſtehn an der Pforte, neben welcher das Madonnenbild ſich befindet; die Geneſene reitet auf einem Eſel in der Mitte der erfreuten Ihrigen. Die Compoſizion iſt ſehr anſprechend, und es iſt vieles an dem Werke zu loben, beſonders in der Gruppe der Mönche und der ſie zunächſt Umſtehenden, die ſich durch ein vorzüglich warmes und harmoniſches Colorit auszeichnet. Anderes in der Charakteriſtik der Köpfe wie in der Farbe iſt minder zu rühmen. Die Skizzen dieſes Malers, großentheils nach der Natur gemalt, enthalten einen Schatz von Motiven und Compoſizionen. Von großem Intereſſe ſind die Figuren und Gruppen Buckners, meiſt Naturſtudien, voll Grazie und mit feinem Farbenſinn, bisweilen zu kokett und nicht ſicher genug in der Zeichnung. Gute Bildniſſe lieferten Latilla und W. Furſe, Letzterer von dem ſchon bei einer andern Gelegenheit genannten Dr. Wiſeman. Von ihm war auch ein Petrus Eremita, das Volk aufrufend zum Kreuzzuge, gelungen in Haltung und Farbe. Unter den Genremalern macht ſich Strutt bemerklich, der auch Landſchafter iſt.

Die Zahl der teutſchen Künſtler, zu denen ich nun komme, iſt die bedeutendſte. Ich nenne unter ihnen zuerſt Fr. Overbeck, denn keiner wird ihm wol den erſten Preis ſtreitig machen wollen. Was in jüngſter Zeit, ſeltſamerweiſe gerade von Teutſchland her, über Overbeck's

Iſolirung vorgebracht iſt, dürfte ſchwerlich Jemand irre machen. Zum Glück iſt nichts falſcher als die Behauptung, dieſer Mann ſtehe außerhalb ſeiner Zeit: wie mächtig, und zum Heil, er auf ſeine Zeit einwirkt, ſehn wir in Teutſchland nicht allein, wir ſehn es in Frankreich, in Italien. Und der Einfluß in beiden letztern Ländern iſt ein wohlthätiger, wenn auch hie und dort die Aeußerlichkeit für das Weſen, die Form für Seele gehalten wird, wenn auch bisweilen Misgeſchaffenes und Verfehltes zum Vorſchein kommt. Wie mächtig aber dieſer Einfluß iſt, zeigt die Heftigkeit, die ſchlechtverhehlte Angſt, womit die alte Schule gegen ihn ankämpft, indem ſie verjährte Vorurtheile als Axiome ihm entgegenzuſtellen ſucht und um die Fahne der zu Ende des letzten Jahrhunderts geltenden Kunſtkritik ſich ſchaart, welche noch immer das bekannte Sonett des Agoſtino Carracci, das den Eklektizismus in ſeiner materiellſten Form predigt, als Canon ausſchreit, wobei höchſtens den Werken des Niccolò dell' Abate die des Appiani, Landi oder Camuccini ſubſtituirt werden — ein Tauſch, bei welchem das 19. Säculum immer noch ſchlechter wegkommt, als das 16. — Das letzte größere Werk Overbecks iſt der Carton der Pietà. Seine reinſte Eigenthümlichkeit ſpricht ſich in dieſer Schöpfung aus: da finden wir ſeine Innigkeit, ſeine tiefe Religioſität, ſeine Einfachheit und Demuth, und jenes vollkommene Aufgehen des Künſtlers in dem Gegenſtande, welches nur bei einem Manne ſtattfinden kann, bei welchem eine ſo ſeltene Harmonie der geiſtigen Kräfte und der Gefühlsſtimmung vorhanden und das ganze Leben und Sein von ſo wahrer und warmer Frömmigkeit durchdrungen iſt. Beim Anſchauen dieſes Werkes wird man

sogleich an Perugino erinnert und namentlich an die wunderschöne Pietà für die Nonnen von Sta. Chiara von 1495, welche jetzt eine der Hauptzierden der Pittigalerie und wol das vortrefflichste Staffeleigemälde dieses Meisters ist. Aber man muß nicht glauben, daß dies Erinnertwerden von eigentlichen Reminiscenzen sich herschreibe. Overbeck ist so sehr eingedrungen in den Geist der umbrischen Schule, die in ihr herrschende Gefühlsrichtung ist so ganz die seine und spricht sich so entschieden aus, daß man, bei manchen Vorzügen der Ausführung, ein Werk jener Zeit und Schule vor sich zu sehn glaubt. Bei dieser großen Uebereinstimmung des Charakters muß es als eine freundliche Gewährung des Schicksals betrachtet werden, daß diesem Künstler — ein bei Ausländern so selten vorkommender Fall — Gelegenheit ward, an dem Orte, wo die Sonne aufging, deren Stralen Umbrien und den Erdkreis erleuchteten, im innersten Heiligthum dieser religiösen Welt, im Centrum, um welches die Jünger dieser Kunstschule sich gelagert, in der Engelkirche bei Assisi eins seiner schönsten Werke auszuführen, das wie durch ein Wunder des Himmels vom Untergange gerettet wurde *). Die Art und Weise der Darstellung in der Pietà, die für Lübeck, des Künstlers Heimat, bestimmt ist, kann ich hier nur mit zwei

*) Die Indulgenz des h. Franziscus, auf der vordern Wand der kleinen Kapelle der Portiuncula. S. Röm. Br. I, 176. Durch Koch's vortreffliche Steinzeichnung auch im Auslande bekannt. Bei dem großen Erdbeben vom J. 1832 stürzte ein Theil der Kirche ein, die wiederaufgebaut und am 8. Sept. 1840 eingeweiht ward. Die Kapelle blieb unversehrt.

Worten bezeichnen: der vom Kreuz abgenommene Leichnam des Heilandes iſt auf den Boden niedergelegt, umgeben von ſeinen Getreuen, von der Mutter, den Marien nebſt Martha, Johannes, Lazarus, Joſef von Arimathäa. Im Hintergrund öffnet ſich die Ausſicht auf eine Landſchaft mit ruhigen Linien. Kleinere Werke verdienen nicht minder Beachtung. Für eine Kapelle in der Villa Don Carlo Torlonia's zu Caſtelgandolfo zeichnete Overbeck die Apoſtel und Evangeliſten, deren Ausführung als Wandgemälde einem tüchtigen Schüler von Cornelius, J. Seitz, anvertraut werden ſoll. Es ſind würdevolle Geſtalten in einfach-ſtrengem Styl, im Charakter jener, welche Raffaels Schüler nach des Meiſters Zeichnungen an den Pfeilern der alten Kirche bei den Tre Fontane malten. Täglich mehrt ſich der Schatz der Handzeichnungen, durch welche der Ruhm dieſes Künſtlers am weiteſten verbreitet worden iſt. Eine der anſprechendſten und in ſich vollendetſten unter ihnen iſt die Parabel des Lazarus, in ihren verſchiedenen Momenten (für Fräulein Eveline v. Waldenburg in Berlin). Viele ſind nach Frankreich und England gegangen.

Von Overbeck gehe ich gleich zu einem Künſtler ganz verſchiedenen Charakters über, der in Rom als der erſte in ſeiner Richtung daſteht. Es iſt Riedel. Früher ſchon durch ſeine vortrefflichen Genrebilder rühmlich bekannt*), hat er ſich neuerdings durch Werke, die theils auf der Stufe zwiſchen Genre und Hiſtorie ſtehn, theils der letztern ganz angehören, einen noch berühmtern Namen gemacht. Zu dieſen Bildern gehören namentlich die

*) Röm. Br. I, 179.

Judith, Sakontala, Medea. Sehn wir auf das Colorit, die Zartheit der Ausführung, das auch ohne ſtarke Gegenſätze hervorgebrachte Relief, auf die vollendete Anmuth der Haltung und Bewegung, ſo iſt es nicht möglich, etwas Schöneres zu erſinnen, als die reizende Darſtellung des im vollen Sonnenlichte aus dem Waldesdunkel hervortretenden indiſchen Mädchens. Von dieſer anmuthreichen Geſtalt, die von nichts als einem Gewebe von Faſern des heiligen Walkalabaumes bekleidet, Lotosbänder am Arme, im Haare die hochrothen Blüten der Madhawiwinde trägt, ſcheint ein helles Licht auszuſtrömen, und es iſt ein Effect hervorgezaubert, wie einen ähnlichen geſehn zu haben ich mich nicht erinnere. Keiner unter allen Malern, die mir bekannt, malt einen weiblichen Körper wie Riedel: bei ihm iſt Leben und Athem und das Blut kreiſet unter der durchſichtigen Haut. Wenn die Sakontala, dieſe Perſonifizirung der Poeſie des fernen Oſtens, durch den unendlichen Liebreiz, der über ſie ausgegoſſen iſt, Alles anzog und eine Bewunderung erregte, wie ſie lange keinem Bilde, beſonders einem, welches nur eine Halbfigur zeigt, zu Theil ward: ſo imponirte die Medea ebenſoſehr durch großartigen Ernſt wie durch die Virtuoſität der Behandlung. Die zauberkundige Königstochter von Kolchis iſt dargeſtellt in dem Moment, wo ſie, von Jaſons Untreue unterrichtet, den Mord der Kinder beſchließt. Es ließe ſich fragen, ob die Auffaſſung an ſich eine richtige, ob die, welche wir vor uns ſehn, eine Medea iſt, wie wir, der Mythe gemäß, ſie uns denken. Wir ſehn ein mächtiges Weib vor uns, von großartiger ernſter Schönheit, von der die Jugendblüte gewichen iſt, wenn ſie jemals ihr eigen war, von kräf-

tigen, vollen Formen; in dem regelmäßig ſchönen Geſichte heftige, aber wehmüthige Trauer und ſinnendes Nachdenken überwiegend, wenn auch um die Lippen ein unheildrohender Zug ſpielt; die Haltung ruhig, etwas zurückgelehnt der Kopf, verſchränkt die den Mordſtahl haltenden Hände. Denkt man ſich ſo die Gattin und Mutter, deren Eiferſucht, Schmerz und Wuth bis zu dem Grade des Wahnſinns geſteigert werden, daß ſie ſich vergreift am eignen Blute? Die gräßliche Handlung iſt nahe und doch iſt der Uebergang nicht recht erſichtlich; es fehlt die Brücke, die hinüberführt von dieſem Moment des ſchmerzlichen Nachſinnens zu der wilden, ſinnloſen Verzweiflung, der Selbſtbewußtloſigkeit, in der allein die furchtbare That denkbar iſt. Ob der Künſtler endlich Recht daran gethan hat, ſeiner Medea dieſen Charakter und dieſe Körperfülle zu geben, ließe ſich gleichfalls fragen: ob dieſelben nämlich paſſen zu einem ſo dämoniſchen, ſchuldbewußten, von ungebändigten Leidenſchaften ſo zerriſſenen Weſen? Blicken wir auf die Ausführung, ſo hat Riedels Kunſt einen neuen Triumf gefeiert. In Rückſicht auf Farbe und Wirkung iſt dies Werk unübertroffen, und es ſcheint kaum möglich, ſolche Kraft zu erlangen, ohne die Harmonie und ohne die Wahrheit zu verletzen. Zu der Form ſtimmt die Färbung des Nackten, ſtark gebräunt, wie in der Mitte ſtehend zwiſchen Europa und dem Oſten, und dennoch vermöge der kunſtvollen und eminent harmoniſchen Behandlung der Gewänder innerhalb der Grenzen des Natürlichen ſich haltend. Der Mantel vom tiefſten, aber dabei leuchtenden geſättigten Roth gießt wie einen abendlichen Schimmer auf die düſtre Geſtalt aus, deren große dunkle Augen

unter der nicht hohen, aber dennoch mächtigen, von reichem rabenschwarzen Haar umschatteten Stirn hervorblicken. Am Saum des Abendhimmels ziehn sich die letzten Streifen des wie blutig verglimmenden Sonnenlichts. Die Judith Cristofano Allori's im Palast Pitti ist dasjenige Werk, an welches die Medea am meisten erinnert, sehn wir auf imposante Schönheit, oder auf Colorit und Behandlung *).

Andere Künstler wetteifern mit Riedel in der Meisterschaft der Farbengebung. Unter ihnen nenne ich den Wiener Amerling, der sich namentlich als Bildnißmaler durch lebensvollen Ausdruck, durch große Charakterwahrheit, durch treffliches Colorit endlich einen berühmten Namen gemacht hat. Größere Compositionen sind mir von ihm nicht bekannt. In einem seiner neuern Werke, einer Römerin, die einen schlummernden Säugling auf dem Schooße hält, ist die Kraft und Wärme der Farbe gleich bewundernswürdig, wie die treue Auffassung der nazionalen Eigenthümlichkeit. Als ausgezeichneter Colorist hat sich auch L. Brüls gezeigt, der, aus der Nähe von Aachen gebürtig, seit mehren Jahren gewöhnlich in Rom lebt, und weniger bekannt geworden ist, als er verdient. Eine Fahnenweihe der Kreuzfahrer, in der malerischen alten Kirche S. Miniato al monte bei Florenz, machte vor einiger Zeit Aufsehen; größeres noch zwei

*) Die Judith und Medea sind im Besitz des Königs von Württemberg, so auch eine Wiederholung der Sakontala, von der das Urbild dem Freiherrn v. Lotzbeck in München gehört. Beinahe alle Bilder Riedels finden sich in Wiederholungen, meist mit größeren oder geringeren Veränderungen.

neuere Bilder, die beſonderes Lob verdienen. Das eine derſelben iſt die Schleiernehmung eines Mädchens aus vornehmem Geſchlecht, mittelalterliche Coſtüme, die Kirche Or ſan Michele in Florenz der Schauplatz (für Lord Farnham in Irland). Eine Taufe im Baptiſterium von S. Marco zu Venedig iſt das andere. Von Seiten der Compoſizion und Gruppirung ſind dieſe Bilder ausgezeichnet; das erſtere iſt reich, ohne Verwirrung bei ſehr geſchickter Benutzung des Raumes; das zweite einfacher, voll Würde und Wahrheit. Die Farbe vereinigt in hohem Grade Kraft und Anmuth: ſie iſt warm und leuchtend, harmoniſch, ungeachtet des Vorkommens vieler glänzenden Stoffe und Kleidungen, wie dies bei der Schleiernehmung der Fall iſt. Der Schauplatz iſt bei allen dieſen Werken ſehr glücklich gewählt. Für die neuere Kunſt in Belgien, wo Brüls ſeine Ausbildung erhalten hat, legen dieſe Bilder ein günſtiges Zeugniß ab. Bei den Uebrigen muß ich mich auf kürzere Angaben beſchränken. Unter den Genremalern ſind namentlich zu bezeichnen: Lindau, deſſen anmuthige Compoſizionen ſeit Jahren ſchon Szenen des italieniſchen Volkslebens auch im Auslande ſehr bekannt gemacht haben; Pollak, von dem beſonders ein Hirtenknabe in der Campagna ſitzend, großes Glück gemacht hat und von E. Mandel in Berlin vortrefflich geſtochen worden iſt; Cretius, deſſen beſte Arbeit eine Prozeſſion von Landleuten, die zu einem Madonnenbilde in der Umgebung Roms ziehn (bei Fräulein M. v. Waldenburg); Törmer, Hottenroth, R. Lehman u. A. Im hiſtoriſchen Fach Rahl, Seitz, Nadorp, Wittmer, Kaſelowski u. M. Von einer ausgezeichneten Dilettantin, der

Gräfin Julie Egloffstein, sah man, neben einer Reihe interessanter Skizzen, ein größeres Bild: Hagar in der Wüste, welches nicht weniger durch die Wärme und Wahrheit des Gefühls anzog, das sich in Miene und Attitüde lebendig aussprach, als durch das vortreffliche Colorit. So viel mir bekannt, ist dies schöne Werk nach Petersburg in den Besitz des Großfürsten Thronfolgers gekommen.

Die Landschaft- und Architekturbilder mögen nun an die Reihe kommen. Hier begegnen wir meist Teutschen und Engländern, denn im Allgemeinen kommt die Landschaftmalerei noch nicht recht auf unter den Italienern. Es ist dies eine Bemerkung, die ich überall in Italien zu machen Gelegenheit gehabt habe, im Süden wie im Norden. Die Talente stehn sehr vereinzelt. In Mailand finden wir den March. Massimo d'Azeglio, Alessandro Manzoni's Schwiegersohn, von dem ich bei andrer Veranlassung ausführlicher zu reden Gelegenheit haben werde. Sein Fach ist das der historischen Landschaft mit reicher Staffage, sein vorzüglichstes Bild die Darstellung des bekannten Kampfes der italienischen und französischen Ritter bei Barletta. Tüchtige Architekturmaler gibt es in Oberitalien mehre. In Toscana ist mir nicht ein einziger ausgezeichneter Landschafter bekannt, in Neapel hat Giganti sich durch seine gut aufgefaßten und mit Leichtigkeit und Keckheit ausgeführten Ansichten dortiger Gegenden einen Namen gemacht. Indeß ist er zu sehr Bedutenmaler. Unter den Römern ist A. Castelli zu nennen, welcher mit großem Geschick für malerische Auffassung ein tüchtiges Detailstudium vereinigt und den Charakter römischer und neapolitanischer Gebirgs- und Wald-

gegenden mit großer Treue wiedergibt. Was noch hie und da etwas hart und ſchroff erſcheint, wird ſich mit der Zeit ausgleichen. Sehr gelungen war eine Anſicht des Caſtells von Terracina mit dem Meer und dem Vorgebirge der Circe im Hintergrunde, eben ſo gut in der Geſammtwirkung, wie in der kecken, aber ſehr charakteriſtiſchen Behandlung der Vegetation und des Bauwerks. Seitdem entſtanden zwei Compoſitionen, der Raub der Proſerpina, und Dante's und Virgils Zuſammentreffen mit den Centauren im 12. Geſang der Hölle. Es iſt viel Fantaſie in dieſen Bildern, vielleicht etwas zu viel, und ein zu großes Ueberwiegen des Gewaltſamen. Vortreffliche Studien von Felſen- und Baumpartien, beſonders aus dem Sabinergebirge, weiſen dieſen Künſtler weſentlich auf die treue Nachahmung der Natur hin, für deren Individualitäten er einen lebendigern Sinn hat, als die meiſten ſeiner Landsleute. A. Porcelli, ein anderer in Rom lebender Maler, von dem man eine Szene aus den Puritanern Walter Scott's ſah, zeigt in der Auffaſſung Aehnlichkeit mit den Compoſitionen Caſtelli's. Noch ſind E. Landeſio aus Turin, A. Marinoni aus Bergamo u. A. zu nennen, die aber blos bei der in dieſem Zweige herrſchenden Armuth Beachtung finden können. A. Caffi aus Venedig, eigentlich Architekturmaler, hat in der Darſtellung von Lichteffecten viel Glück, arbeitet aber zu flüchtig und ſelbſt handwerksmäßig. Ein durch die ſeltſame Wirkung der Beleuchtung überraſchendes Bild von ihm iſt die Sonnenfinſterniß vom 8. Juli 1842, bei den Lagunen Venedigs geſehn. Es iſt mit Talent und Wahrheit aufgefaßt, ſo weit ein ſolcher Gegenſtand ſich überhaupt darſtellen läßt.

Auch die Zahl der französischen Landschaftmaler ist nicht groß, aber der Werth einzelner Werke leistet Ersatz dafür. Obenan steht Mlle. Sarazin de Belmont. Das liebevolle Eindringen und Sichvertiefen in die Natur und ihre Geheimnisse kann kaum weiter gehn, als in ihren Bildern. Von der größten Schönheit war ein Blick auf Florenz und seine paradiesische Umgebung vom Hügel von S. Miniato aus: seltene Treue im Wiedergeben des Charakteristischen in der reizenden Landschaft und Lage der Stadt, vereint mit der anmuthigsten Gesammtwirkung. Man wähnte die laue Luft einzuathmen auf dem mit Weinreben und Oelbäumen bedeckten Hügel, von welchem Buonarroti in der gefahrvollen Zeit der Belagerung auf die geliebte Vaterstadt blickte; ragend erhoben sich aus dem Arnothale die Kuppeln und Thürme, weithin zog der Strom durch die vor ihm sich ausbreitende Ebne, in der Ferne verschwammen in goldnem Duft die Marmorberge der Lunigiana. Eine im Walde von Fontainebleau genommene Ansicht zeigte namentlich das sorgfältigste Studium der Eigenthümlichkeit dieser weiten Waldungen. Mit dem größten Fleiße war die Ansicht Roms vom Monte Mario gemalt. Die hübsche Gruppe im Vordergrunde war eine Erinnerung an Nicolas Poussin's berühmtes Gemälde: Les bergers d'Arcadie, wie die auf dem zuerstgenannten Bilde an Michel Angelo's Geschichte. Vorzüglich gelungen war das Duftige der Fernen, nebst den vortrefflichen Baumpartien: der Totaleffect geringer als bei jenem Werke, welches so ausgezeichnet, daß keine Ansicht von Florenz mich zu befriedigen vermocht hat, seit ich dasselbe gesehn. — Unter den übrigen französischen Landschaftern

kann Labouère mit den besten anderer Nazionen wetteifern. Seine Aquäducte in der Campagna an einem Sommernachmittage während der Ernte sind ein vortreffliches Bild, welches den glühenden Farbenton und das Verbrannte dieser baumlosen Ebne mit großer Treue wiedergibt, während die prächtige Linie der halbzertrümmerten Wasserleitung Alexanders Severus einen imposanten Mittelgrund bildet. Daß in der Campagna zur Sommerzeit selten so viel Leben sich findet, dürfte gegen dieses Bild mit einigem Rechte eingewendet werden: der Charakter dieser Gegend ist so sehr Stille und Einöde, daß man sie lieber ohne solche reiche Staffage sieht, die indeß hier vortrefflich gemalt ist. Flacheron hat gerade für diese Seite der italienischen Natur Talent, aber seine Arbeiten sind allmälig sehr monoton geworden und durch Vernachlässigung des Detailstudiums haben sie zu sehr die Individualität verloren, während die Färbung, die zum Theil in ihrer ernsten Haltung etwas Interessantes hatte, ins Trübe und Graue gefallen ist.

Der ausgezeichnetste unter den Engländern ist De Soulavy. Er vereint mit angenehmer Auffassung eine sehr gewandte Pinselführung. Eins seiner besten neuern Bilder ist eine Ansicht Roms, aus der Nähe der Milvischen Brücke genommen, rechts der Monte Mario, im Hintergrunde die Albanerhügel *) Von dieser Seite ist der Blick auf die Stadt einer der belohnendsten und ein solcher, der, ohne daß man der Wirklichkeit Gewalt anthut, zu einem Bilde sich abrundet, was nicht mit allen Ansichten der Fall ist, so schön sie auch meist sein mögen.

*) Beim Grafen Friedrich Egloffstein zu Berlin.

Es ist ein heiteres, glänzendes Bild, brillant in der Farbe und harmonisch in den Linien; nur der Vordergrund, so gut er componirt ist, fällt etwas aus dem Charakter, will man sich nicht etwa an dieser Stelle eine Villa denken, wo keine ist. Das Eigenthümliche der Campagna findet man mit Glück wiedergegeben in zwei nicht großen Bildern von Edw. Lear, Tor de' schiavi und das Grabmal der Cäcilia Metella. Namentlich aber hat dieser Künstler sich bekannt gemacht durch die von ihm herausgegebene Sammlung von Veduten aus Rom und den Umgebungen, welche in großem Format, trefflich lithografirt, in London erschienen sind. Sie sind keineswegs frei von Manier und Suchen nach Effect; auch könnten einzelne Punkte glücklicher gewählt sein. In vielen aber ist eine sehr gelungene Auffassung mit einer freien, talentvollen, charakteristischen Ausführung verbunden. Mit den überzierlichen, wenn auch zum Theil mit großer technischer Gewandtheit gearbeiteten Landschaften in den Annuals und vielen pittoresken Werken bilden diese Blätter einen scharfen Contrast. Je untreuer die meisten dieser Stahlstiche sind, wobei oft der Eine die flüchtige Skizze nach der Natur entwirft, der Zweite die eigentliche Zeichnung ausführt, der Stecher dann auch noch das Seinige hinzuthut, um die Natur zu corrigiren: um so willkommener ist es, daß gegenwärtig mehre der ersten Landschafter Englands, Roberts, Harding, Lewis, Stanfield u. A. es vorziehn, große Steinzeichnungen zu liefern, wobei natürlich ungleich mehr Wahrheit erzielt und eine richtigere Anschauung gegeben wird. Die hohe Stufe, auf der die Lithografie in England steht (namentlich die Arbeiten von Day und Haghe, welcher Letztere aus Tournay in Belgien

gebürtig iſt), kommt dabei ſehr zu Statten. Die Lear'ſchen Views of Rome reihen ſich den genannten würdig an. — Noch ſind unter den engliſchen Landſchaftern Strutt, Cole, Cook u. A. zu nennen.

Unter den Ruſſen machte der Marinemaler Aivaſovski am meiſten von ſich reden und ſeine Seeſtücke zeugen wirklich von außergewöhnlichem Talent. Von vielen derſelben nur ein Paar namhaft zu machen, zeigen zwei kleinere, Fahrzeuge en pleine mer*): das eine, ruhige, windſtille, dunſtige See bei dickem Siroccowetter; das andere, windbewegte Nacht bei halbbedecktem Himmel, der Mond hervorbrechend zwiſchen Wolken. Dieſe verſchiedenen Momente ſind mit großem Glück und vollkommener Wahrheit dargeſtellt: die Dichtigkeit der Luft, welche ſelbſt nahe Fahrzeuge wie Fantome mit unſichern Umriſſen erſcheinen läßt, und das Blendende des Sonnenſcheins im Waſſer; das Rollen des Schiffes und das Zerriſſenſein von Wolken und Wellen nebſt dem unſtäten Widerſpiegeln des Mondes. In einem größern Bilde der Strand bei Neapel mit dem Veſuv im Mondlicht; in einem andern der Quai von Sta. Lucia mit dem Pizzofalcone, bei hochſtehender Sonne und ziemlich unruhigem Meer: jenes mit dem Reflex des Mondes in der glatten See und dem Dunſt, der die Berge umzieht, dieſes mit dem häuſerhoch aufſpritzenden Giſcht und dem durchſichtig am Strande ſpielenden Waſſer. Aivaſovski iſt noch ein junger Mann, der ſehr Bedeutendes leiſten kann, wenn er ſich nicht von ſeiner, wie man ſagt, ungewöhnlichen Leichtigkeit im Produziren verleiten läßt.

*) Beim Grafen Egloffſtein.

Es währte nicht lange, so sah man in Rom alle Buden voll schlechter Nachahmungen seiner Bilder, mit allen möglichen Kunststücken mit Mond und Sonne und Wasser. Von den Brüdern Czernetzow sah man eine Reihe interessanter Ansichten aus den kaukasischen Provinzen, der Krim u. s. w., welche indeß mehr das Verdienst der Treue hatten, als jenes einer malerischen Auffassung.

Mit den teutschen Landschaftmalern mache ich den Schluß und nenne als den ausgezeichnetsten unter ihnen zuerst Aug. Elsasser aus Berlin. Er besitzt ein sehr glückliches Talent, bei dem die größte Feinheit in der Beobachtung der Natur mit einer zugleich zarten und poetischen wie großartig-effectreichen Darstellung sich vereinigt. Obgleich das eigentlich Landschaftliche sein Hauptfach ist, hat er doch auch in Architekturbildern Vorzügliches geleistet. So in einer innern Ansicht der Rogerskapelle zu Palermo. Die Gesammtwirkung ist überraschend, dabei das Detail mit einer liebevollen Sorgfalt behandelt, welche nicht weiter gehen kann. Die vielen figurenreichen Musive, die Sculpturen des Osterleuchters und der Säulenkapitäle, die durchbrochene Marmorarbeit an dem Geländer vor dem Presbyterium, der Fußboden, die von der Decke herabhangende Lampe, die Ornamente an der Decke selbst — Alles ist aufs fleißigste studirt und meisterhaft wiedergegeben. Dabei ist die Wirkung des Lichtes aufs glücklichste berechnet, im Totaleffect wie in den einzelnen Nüanzirungen, und der Weihrauchduft und Kerzendampf, der den hintern erhellten Theil der Kapelle füllt, täuschend nachgeahmt. Von ungleich größerer Wirkung noch ist eine Ansicht des Innern von S. Peter, die einzige mir bekannte, welche von dem Eindruck, den die kolossale Größe

dieſes wunderbaren Gebäudes auf den Beſchauer hervorbringt, eine Ahnung gibt. Es iſt der Moment gewählt, wo der Papſt im feierlichen Aufzuge, auf der Sedia geſtatoria getragen, zum Pontificale herannaht: der Zug geht vorüber, zerſtreute Gruppen von Pilgern und Betenden knieen, in hellem Lichtglanz ſtralt der Hochaltar, während die übrige Kirche in Halbdunkel gehüllt iſt. Die Täuſchung iſt ſo geſchickt, daß der Blick die halb entſchwindenden Räume der Kuppel und des Schiffs zu durchdringen ſtrebt. Eine kleinere Anſicht von S. Peter, bei voller Tagesbeleuchtung, und das Innere des Camposanto zu Piſa ſind gleichfalls von vielem Verdienſt. Bei alledem gebe ich den landſchaftlichen Bildern den Vorzug. Wenige haben das Weſen der ſüdlichen Natur ſo erfaßt wie Elſaſſer, und den Farbenglanz, die reiche Vegetation, den durchſichtig klaren Himmel, die reizenden Linien der Fernen mit ſo vieler Treue zugleich und ſo vieler Poeſie wiederzugeben verſtanden. Eine große Anſicht Palermo's, eine andere des Theaters von Taormina mit dem Aetna u. m. a. legen dafür Zeugniß ab. Intereſſant war ein Urwald in den Thälern bei Gerace in Calabrien. Die Vegetation außerordentlich üppig, Schlingpflanzen, welche die Stämme bekleiden und ſich emporranken an den Aeſten, der Boden mit vielfarbigem Mooſe und Tauſenden von Pflanzen und Kräutern bedeckt, darunter geſtürzte Stämme, verwitterndes Laub und Rinde, neues Leben aufkeimend aus dem Verweſenden. Das Einzelne ſehr fleißig ſtudirt und mit Meiſterſchaft durchgeführt; der Totaleffect geringer als bei andern, was wol dem Gegenſtande zuzuſchreiben. Etwas Fremdartiges aber iſt in dem Bilde: man möchte

im erſten Moment eher an eine tropiſche Natur denken, als an eine europäiſche, ſelbſt in dieſen ſüdlichen Climaten. Das beſte Bild Elſaſſers, welches ich kenne, iſt eine Anſicht der Trümmer Roms, von den Ruinen der Kaiſerpaläſte aus genommen. Die Sonne iſt eben unter und die Schatten des Abends ziehn herauf: man ſteht auf der Höhe des Palatin, der Boden zerriſſen, maleriſche Reſte der Prachtbauten der Cäſaren hie und dort ſich erhebend, geröthet noch von den letzten Stralen des Taggeſtirns. Zwiſchen ihnen wiegt eine Palme ſich in der ſtillen Luft; einſame Carmelitermönche in ihrem langen weißen Gewande, auf der Bruſt das blau-rothe Kreuz, ſchicken ſich zum Weggehn an. Im Hintergrunde fällt der Blick auf die ſeit Jahrhunderten verödete Gegend, auf den Cälius, die Rieſenmaſſen der Antoniniſchen Thermen, die Kirchthürme von Sta. Balbina auf dem Aventin, während, in duftigen Purpur gehüllt, der Albanerberg die Ausſicht ſchließt. Die Poeſie dieſes Bildes iſt eine, Grund und Boden der Wirklichkeit entſproſſene und innerlich wahre: es iſt eine Anſicht nicht blos, die wir vor uns haben, es iſt eine Stimmung, die wir mitempfinden. Das iſt die Stille des nahenden Abends, das iſt die ſanfte Melancholie, in welche dieſe Stunde an ſolchem Orte uns verſetzt. Man glaubt von den Kloſterthürmen das Ave Maria-Geläute durch die Einſamkeit erſchallen zu hören. Die Behandlung iſt im Einklang mit dem Gegenſtande: bei der ſorgfältigen Ausführung des Einzelnen iſt ſie doch maſſenhaft und in ihrer Wirkung unendlich harmoniſch. Auf den großen Reichthum an Skizzen, welche Elſaſſer beſitzt, wie

auf ſeine vortrefflichen Federzeichnungen kann ich hier nur hindeuten *)

Die teutſchen Landſchafter haben aber überhaupt manches Vorzügliche gebracht. Eins der beſten Bilder der Ausſtellung im letzten Frühling (1843) war ein Eichenwald bei herannahendem Abend, von A. Bromeis aus Caſſel. Die Bäume ſind mit der größten Wahrheit und dem treueſten Studium des Details gemalt und der Geſammteindruck iſt ein höchſt erfreulicher. Man findet ſich in einer ächten Waldeinſamkeit; gewaltige Baumgruppen auf der einen Seite, mit ihren hundertjährigen Stämmen, ihren mächtigen Aeſten, ihren tiefen Schatten, vorne ſumpfendes Waſſer, aus dem Pflanzen hervorwachſen, von abgefallenem Laub und Holz, von Gras und Waldblumen umgeben, dahinter die Ausſicht auf eine Ebene, wo aus einer fernen Hütte Rauch emporſteigt, während der Horizont noch geröthet iſt von der untergeſunkenen Sonne. In ſeiner ganzen Auffaſſung ſpricht dies Bild ein inniges Verſtändniß der Natur und eine ruhige ſinnende Stimmung in vollendeter Weiſe aus. In den Süden verſetzen uns die Arbeiten von C. Roß, aus Holſtein, Anſichten aus Griechenland, wo der Künſtler (ein jünge-

*) Von den neuern Bildern Elſaſſers gelangte eine Anſicht Taormina's an Thorwaldſen, eine andere, in manchen Dingen veränderte, die beinahe vollendet, iſt für den Grafen Egloffſtein beſtimmt, der auch die Peterskirche, die Rogerkapelle und die Kaiſerpaläſte beſitzt. Eine Anſicht von Palermo kam an die Gräfin Dohna-Dönhoffſtädt zu Berlin, eine andere an Hrn. v. Suermond in den Niederlanden, eine kleinere Anſicht von Sanct Peter an Hrn. Seufferheld in Frankfurt, das Camposanto an Hrn. H. Baur in Hamburg u. ſ. w.

rer Bruder des ausgezeichneten Archäologen Prof. Roß zu Athen) lange verweilte. Beſonderes Lob verdient ein Bild, welches die ſchöne Gruppe des Parnaſſus zeigt, mit ihren mächtigen Formen emporragend aus der waldigen Ebene, in der warmen, aber ruhigen Beleuchtung des Südens. Auf einem andern ſieht man die anmuthige Küſte von Trözene mit ihren Gebirgsſtreifen, im Vordergrund Palmen mit einem jener maleriſchen Marmorbrunnen, wie der im Orient Reiſende ſie an vielen Orten mit doppelter Freude findet, und wie ſie zur Zeit der türkiſchen Herrſchaft in großer Zahl in Hellas wie im Peloponnes gebaut worden ſind. In den näheren Umgebungen Conſtantinopels, wo man einer Menge ſolcher Brunnen begegnet, die gewöhnlich von alten Platanen beſchattet ſind, haben dann wol Kaffeewirthe ihre hölzernen Buden daneben aufgeſchlagen, und mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen Gruppen von Rauchenden um die Quelle herum. Auch in der römiſchen Campagna, die mit der Levante ſo viele Aehnlichkeit hat, findet man nicht wenige ähnliche Brunnen an den Straßen, und wie dort eine Stelle aus dem Koran in Marmor ausgehauen ihr Schmuck zu ſein pflegt, ſo hier ein Papſtwappen und eine die Zeit ihrer Erbauung bezeichnende Inſchrift. — Der Schweizer Bühlman gibt namentlich die leuchtende Farbe des heitern Neapel mit Glück wieder; Krüger aus Berlin malte tüchtige Campagneanſichten; der Schweizer J. N. Rauch iſt namentlich in Thiergruppen ausgezeichnet, während ſeine landſchaftlichen Partien etwas Convenzionelles haben; W. Ahlborn aus Berlin lieferte eine intereſſante Darſtellung der durch den Sturm zerſchmettert am Boden liegenden Taſſo's Eiche. Von

Wittmer, den ich ſchon nannte, ſah man die Ebne von Troja und die ſogenannten ſüßen Gewäſſer auf dem aſiatiſchen Ufer des Bosporus, nicht ferne von Conſtantinopel, treu und fleißig, und das letztere Bild mit reicher und ſehr hübſcher Staffage, aber in der Ausführung des Landſchaftlichen etwas hart und trocken. Gelungene Anſichten italieniſcher und ſiziliſcher Gegenden waren von J. Frey aus Baſel. Unter F. Catels neueren Bildern befindet ſich eine charakteriſtiſche Anſicht des Kraters des Veſuv, mit der Fernſicht auf Neapel, den Golf und die Inſeln, ſo wie eine gelungene Vedute der Villa Mäcens zu Tivoli. Eine Ausſicht von Camaldoli auf die Küſte von Bajä und Miſene und die reizenden Inſeln iſt eine der beſten Arbeiten des Niederländers Teerlinck, den ich hier den Teutſchen anreihe und von dem man auch einige ſehr wackere Thierſtücke ſieht.

Ein Paar Architekturbilder und die Aquarelle habe ich für den Schluß aufgeſpart. Von erſtern nenne ich zunächſt zwei von A. Hallmann aus Hanover, der ſich als Architekt beſonders durch ſeine Pläne für den in Berlin zu errichtenden Dom, als Schriftſteller durch Bemerkungen über die Kunſtverhältniſſe der Gegenwart bekannt gemacht hat. Das eine iſt die Abdankung des letzten Dogen von Venedig (L. Manin), das andere ſtellt die Rieſentreppe des Dogenpalaſtes dar. Sie ſind mit großer Virtuoſität gemalt und haben in der kräftigen und entſchiedenen Behandlung des Details nicht gewöhnlichen Effect und Relief. Beſonders iſt dies der Fall beim erſtern derſelben, wo der Hauptſaal des Dogenpalaſtes mit ſeinen reichen Vergoldungen, Malereien, Stuccaturen, mit dem Schnitzwerk der Decke vortrefflich wiedergegeben und

das einfallende Licht auf geſchickte Weiſe zur Hebung der Geſammtwirkung benutzt iſt. Von der Decke ſieht man zu viel und ſie wird dadurch zu ſchwer; einiges, was grell und ſcharf erſcheint, hätte mit leichter Mühe gedämpft werden können. Die Staffage beider Bilder iſt unglücklich: die des erſteren (wobei Copley's Tod des Grafen von Chatham in der Parlamentsſitzung, dem Maler ein Vorbild hätte ſein können) iſt monoton und ungeſchickt, abgeſehn davon, daß die vielen Allongeperrücken, wie ſie hier ohne Abwechſelung hingeſtellt ſind, einen komiſchen Eindruck hervorbringen, was doch gewiß nicht bezweckt ward; die Figuren des andern Bildes ſind bunt und puppenartig. C. Werner iſt als Architekturmaler beſonders durch ſeine zahlreichen trefflichen Aquarelle längſt mit Recht berühmt. Neuerdings hat er Bilder in Waſſerfarben ausgeführt, von ungewöhnlicher Größe und von einer Kraft und Wirkung, die Oelgemälden nichts nachgeben. Eins derſelben iſt die Heimkehr des Andrea Contarini und ſeiner Kampfgenoſſen Piſani und Zeno, nach der bei Chioggia erfolgten Niederlage der Venedig bedrohenden Genueſen (Juni 1380); ein anderes der Saal der Botſchafter im Dogenpalaſt mit der Gerichtsſcene aus dem Kaufmann von Venedig: der Moment, wo Porzia den frohlockenden Shylock, der mit dem Meſſer auf Antonio zuſtürzen will, mit den Worten: „Tarry a little; there is something else“ zurückhält. Es iſt nicht möglich, die Architektur mit mehr Gewandtheit und Geſchick, mit größerer Kenntniß des Details und Effekts zu behandeln, als hier geſchehn iſt. Allem Einzelwerk iſt ſein Recht wiederfahren, wie die Totalwirkung groß iſt. Durch Anbringung zahlreicher Bildniſſe gewinnt die Staffage noch

an Intereſſe. Anſichten des Innern des Doms zu Siena mit der Kanzel des Niccolò Piſano, der mittelalterlichen Thüre an der Hauptkirche zu S. Quirico im Gebiet von Siena, Interieurs von Stuben mit reichem Hausgeräth im Rococogeſchmack u. A. ſind vortrefflich. Viele Aehnlichkeit mit Werner, aber eine noch breitere und maſſenhaftere Behandlung, zeigt der engliſche Aquarellmaler Cromek, von dem u. A. eine Anſicht des Chors und Hauptaltars in der Laterankirche bei untergehender Sonne höchſt effectvoll iſt. Wenige, die eine Zeitlang in Rom geweſen, werden ſich der wunderbaren Wirkung nicht erinnern, welche das Innere dieſer Kirche macht, wenn die rothen Vorhänge der Fenſter der Tribüne halb geſchloſſen ſind, die Hauptthüre geöffnet, und der ganze innere Raum wie in ein roſiges Lichtmeer getaucht erſcheint.

Einer der tüchtigſten Maler in Waſſerfarben iſt der Schweizer S. Corrodi, von welchem ich eine Reihe von großen Anſichten aus Rom und den benachbarten Gebirgen kenne, die ſich nicht minder durch glückliche Auffaſſung wie durch ſchönen Ton und fleißig durchgeführte Behandlung auszeichnen. Zwei andere Schweizer, Müller und Horner, die meiſt gemeinſchaftlich arbeiten, ſind nicht ohne Verdienſt, aber die Individualiſirung und ſcharfe Charakteriſtik, welche Veduten erſt rechten Reiz gibt, wird zu oft in ihren Arbeiten vermißt. G. Buſſe aus Braunſchweig weiß in ſeinen Landſchaften den Bleiſtift und Pinſel auf geſchickte Weiſe mit einander zu vereinigen, wenn auch dadurch, wie durch häufige Anwendung von Deckfarben, ſeine Blätter zu ſehr den Charakter von Aquarellen verlieren. Viele Freunde haben ſeine radirten Anſichten, namentlich aus Rom und

der Umgegend, ihm erworben, in denen er, abgesehen von der malerischen Auffassung, große Gewandtheit in Handhabung der Nadel zeigt, und nur einzelne Härten und Seltsamkeiten, namentlich in den Vorgründen, zu vermeiden haben würde. Wie er aber in seinen Aquarellblättern zu sehr die verschiedenen Arten vermengt, so dürfte auch in seinen Radirungen der Grabstichel zu oft angewandt sein, wodurch sie ihre Eigenthümlichkeit einigermaßen einbüßen. Dies bemerkt man namentlich in seinen sonst schönen größern Blättern nach Koch'schen Bildern, deren eins Macbeth mit den Hexen darstellt, das andere Apoll unter den Hirten, beide mit Recht geschätzt und angenehme Erinnerungen an diese vortrefflichen Gemälde.

Vierzehnter Brief.

Neuere Kunst. Sculptur, Kupferstich, Stempelschneidekunst, Architektur und Archäologisches.

Wenn wir auf den gegenwärtigen Zustand der bildenden Künste in Rom blicken, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Sculptur bei weitem am höchsten steht. Was die letzten Jahre hervorgebracht haben, kann nur dazu dienen, in dieser Ansicht zu bestärken. Da ich ein andermal schon die Schicksale der neuern Bildhauerkunst im Zusammenhang betrachtet und eine Charakteristik der ausgezeichnetsten, gegenwärtig in Rom lebenden Künstler gegeben habe *), so glaube ich, um Wiederholungen zu vermeiden, lediglich auf gedrängte Bemerkungen über die bessern der neuerdings entstandenen Werke mich beschränken zu dürfen.

Ich beginne mit Tenerani. Keiner unter den lebenden Meistern ist mir lieber als er, wo es auf den Ausdruck der ruhigern Seelenstimmung, auf die schöne Ver-

*) Röm. Br. II. 260 ff.

wirklichung eines edeln Gedankens, auf eine feine und ſtylgemäße Ausführung der Form ankommt. Für eine der Kapellen der Paulskirche machte er das Modell einer Statue des h. Benedict: der Marmor iſt noch nicht vollendet, jetzt nimmt ein Gypsabguß deſſen Stelle ein. In ſeinem Werke ſehn wir in Wahrheit den frommen und ſtarken Gründer des abendländiſchen Kloſterlebens vor uns: es iſt der Mann, von welchem der Dichter *) ſagt:

— „In ausgehöhlten Felſen
Wohnteſt du, weiſer Siedler,
Dem Gott dich weihend,
Dem dein Herz und deine Seele brannte.
Große Entzückungen
Wandelten dir vom Ufer herüber,
Wenn der donnernde Strom
Dir unten ſein Kirchenlied ſang.
In nächtlichen Schauern
Und Sturmesſauſen
Sprach der Ewige zu dir.“

Der Heilige iſt ſitzend dargeſtellt, nach vollendetem Werke, wie in der betrachtenden Ruhe des Abends. Sein langer Bart fällt herunter auf das in einfache, breite Falten gelegte Gewand. Der ſchöne würdevolle Kopf und die Haltung machen den vollkommenen Eindruck des innern Friedens, und die Statue erinnert, wenngleich mit verſchiedener Charakteriſtik der Perſönlichkeit, an den heil. Bruno von Houdon in Sta. Maria degli Angeli. Eine noch bei weitem größere, ja mächtig poetiſche Wirkung macht ſein Engel des Gerichts, für das Grabmal der

*) L. Tieck.

Ducheſſa Lante (geb. Colonna von Paliano) beſtimmt, welches in einer Kapelle der Kirche Sta. Maria ſopra Minerva aufgeſtellt werden ſoll. Der Bote des Weltgerichts iſt in ſitzender Stellung, etwas nach vorne gebeugt und harrend des nahenden Momentes. Die Hand hält die Poſaune, iſt aber noch nicht emporgehoben, ſondern ruht in dem Schooſe; Haupt und Blick ſind wenig nach oben gewandt. Das Antlitz iſt voll großartiger Schönheit: Ruhe und Wehmuth zugleich ſind ausgegoſſen über die Majeſtät dieſer Züge; die Formen ſind edel und gewaltig, ohne darüber die Anmuth zu verlieren: es iſt der junoniſche Typus übertragen auf die chriſtliche Welt und Anſchauungsweiſe. In langen Locken wallt das Haar um die hoheitblickende Stirne und fällt herab über Nacken und Schultern. Der Faltenwurf des Gewandes paßt zu dem einfach großen Styl der Figur. Es gibt keine edlere Geſtalt, keine wahrere und in ſich vollendetere Darſtellung des Gegenſtandes; Tenerani hat kein ſchöneres Werk geſchaffen. Die erhabene Poeſie des alten Bundes wie die des Chriſtenthums iſt hier verkörpert.

Manche andere Werke ſind theils neu entſtanden, theils in Marmor ausgeführt worden. Die Kreuzabnahme, für die Kapelle Torlonia im Lateran, iſt faſt vollendet. Für die Villa Torlonia iſt, außer dem Vulcan, noch eine Veſta beſtimmt. Für Meſſina eine koloſſale Statue des Königs Ferdinand II., für Columbien eine Statue Bolivars, welche beide in München in Erz gegoſſen werden ſollen. Kleinere Arbeiten, darunter eine ſehr ähnliche Büſte des Herzogs von Bordeaux, kann ich nur im Vorbeigehn erwähnen.

Wenn Tadolini's Talent ſeinem Fleiße gleichkäme,

ſo dürfte man der Kunſt dazu ganz beſonders Glück wünſchen. So wenig es ihm aber an Talent fehlt, ſo ſchleicht ſich doch leicht etwas Handwerksmäßiges bei ihm ein, welches eine unerfreuliche Wirkung macht. Namentlich iſt dies der Fall bei dem figurenreichen Monument der indiſchen Fürſtin, der Begum Sombre, von deren Reichthümern und Leichenfeier in Rom vor wenigen Jahren ſo viel Aufhebens in den Zeitungen gemacht wurde. Es iſt ein ziemlich unbedeutendes Werk, an welchem die Statue der alten Dame eine beinahe komiſche Wirkung macht. Nicht ohne Verdienſt iſt ein Cypariſſus für den Fürſten Borgheſe; eine der beſten Arbeiten aber eine Statue des h. Franz von Salas, für die Peterskirche, voll Würde und ruhiger Haltung. Schade, daß ſie, nachdem alle Niſchen der untern Reihe durch meiſtentheils ſehr ſchlechte Bildſäulen eingenommen ſind, gleich Tenerani's h. Alfons von Liguori ſo hoch zu ſtehen kommt, daß ſie der genauern Beurtheilung ſo zu ſagen entrückt iſt. Bienaimé vollendete, neben manchen andern Werken, einen Telemach im Begriffe ſich zu bewaffnen, wie Homer ihn ſchildert. Es iſt eine ſeiner beſten Productionen; die Attitüde iſt ſo natürlich wie graziös: man ſieht den jungen Helden, wie er ſich das Schwert umhängt und den Arm dabei erhoben hat. Rinaldi hat, außer andern Arbeiten, eine anſprechende Statue der Rahel geliefert, der Piemonteſe A. Biſetti tüchtige Büſten, der Modeneſe G. Obici einen verwundeten Krieger, eine von Talent und Fleiß zeugende Bildſäule. Kleinere Arbeiten, Reliefs, Büſten u. ſ. w. ſind, wie Sie leicht denken können, in Maſſe entſtanden.

Die neue Statue Huskiſſons (für das Zollhaus zu

Liverpool) von John Gibson ist im Marmor vollendet worden. Nun sie mit der größten Liebe und Sorgfalt ausgeführt dasteht, ist der Fortschritt, der zwischen ihr und der frühern, auf dem Friedhofe genannter Stadt aufgestellten, stattgefunden, unverkennbar, so tüchtig auch das erstere Werk war. Dieser Fortschritt gibt sich nicht blos in der Form kund, sondern auch in der ernstern Auffassung wie in der größern Würde. Unter den Porträtstatuen, die in Großbritannien öffentlich aufgestellt sind und deren Zahl nicht gering ist, wird sie jedenfalls in der ersten Reihe Platz finden. Daß diese Monumente, an denen das Land so reich ist, sei es, daß wir auf die vielen in Kirchen (namentlich in Westminster und St. Paul) vorhandenen blicken, oder die auf Plätzen befindlichen berücksichtigen, im Durchschnitt so unbedeutend sind, ist sehr zu beklagen. Mit Ausnahme einiger, die von Flaxman's, Chantrey's, Westmacott's Hand herrühren, ist die Gesammtheit größtentheils mittelmäßig und selbst unter der Mittelmäßigkeit. Und auch die Genannten haben den monumentalen Charakter keineswegs immer genug berücksichtigt und haben zum Theil Werke geliefert, welche, so wenig man ihnen das Verdienst einer lebendigen Individualisirung oder Kunstwerth absprechen kann, dennoch für den Ort, wo sie aufgestellt sind, sehr wenig passen. Zu Gibson zurückzukehren, der gegenwärtig unter den englischen Bildhauern den ersten Rang einnimmt, so ist von ihm die für Lord Grosvenor bestimmte Gruppe eines Jägers zu nennen, der, vorgebeugt, im Begriffe steht, seinen Hund auf die Beute losschießen zu lassen. Sie wird jetzt vollendet und die kräftige Schönheit des männlichen Körpers im überwiegend materiellen Charakter, wobei aber

Gewandtheit und lebendige Bewegung noch den Sieg über dieſe materielle Kraft davontragen, ſtellt ſich in ihr in hoher Vollendung dar. Das anmuthige Element waltet dagegen vor in einer Aurora: ſie iſt gedacht im Moment, wo ſie aus den Meereswellen tritt, dem Lande den neuen Tag zu verkünden. Der leichthinſchwebende Gang, die etwas nach vorne geneigte Haltung, die Gewandung, die jugendlich ſchönen und reinen Züge vereinen ſich, dieſe Statue, welcher indeß größere Feinheit der Form zu wünſchen wäre, zu einer ſehr anſprechenden zu machen. Unter Gibſons Büſten ſind einige vortreffliche: der Idealkopf einer Helena verwirklicht die Begriffe der höchſten, aber noch der Erde gehörenden Schönheit; voll Charakter und Leben iſt der Kopf einer jungen Griechin in ihrem Nazionalcoſtüm, während die Porträtbüſte eines Mädchens aus Capua in Form und Weſen etwas ſo Antikes hat, daß man ſich ſchwer überredet, daß man ein wirkliches Bildniß vor ſich ſieht.

Auch Wyatt und Macdonald ſind fleißig. Erſterer aber wiederholt ſich zu ſehr, und ſo anmuthig auch ſeine Werke ſind (unter denen Ino mit dem kleinen Bacchus ganz allerliebſt und voll Natur und Naivetät), ſo kehren doch dieſelben Motive zu oft zurück. Für den Prinzen Albert von Coburg arbeitete er eine Penelope, graziös wie Alles, was aus ſeinen Händen hervorgeht, aber ohne recht lebenvolle Individualiſirung. Von Macdonald iſt eine an den Felſen gekettete Andromeda, ſo wie Odyſſeus mit ſeinem Hunde, letzteres eines ſeiner beſſern Werke. Meiſt iſt dieſer Künſtler jedoch mit Porträtbüſten beſchäftigt und hat viel Glück im Treffen, wenn auch ſeine Büſten keineswegs immer intereſſante Kunſt-

werke ſind. Zum Theil ſind es freilich ebenſowenig intereſſante Süjets. Eine Statue des Orfeus, im Moment, wo er, Eurydicen ſuchend, in die Tiefen der Unterwelt hinabeilt, von einem Amerikaner, Crawfurd, aus Neuyork, hat namentlich das Verdienſt einer großen und naturgemäßen Leichtigkeit in der Bewegung. Der Sänger iſt in Haſt, ſeine Rechte überſchattet das Auge, gleichſam als wollte er deſſen Sehkraft concentriren, um das Dunkel zu durchdringen; er hält die Leier und ſein Gewand löſt ſich fliegend von der Schulter ab. Die Erwartungen, welche er durch dieſe Statue erregte, hat er durch eine Gruppe der Hebe mit Ganymed vollkommen gerechtfertigt. Die Hauptfigur iſt von einer zarten Anmuth und im Charakter der erſten Pſyche Tenerani's. Ein kleines Modell zu einer Reiterſtatue Washingtons, auf hohem Poſtament, mit vier allegoriſchen weiblichen Figuren an den Ecken, zeigt eine ſehr glückliche Anlage. Bei der Erwähnung dieſes Modells kann ich nicht umhin, der ſitzenden Statue des großen Mannes zu gedenken, welche, ein Werk Horatio Greenoughs, jetzt im Innern des Capitols in der nach ihm benannten Stadt aufgeſtellt iſt. Sie iſt nicht ohne Mängel, aber ſie zeigt eine großartig würdevolle Auffaſſung, und der Kopf iſt ganz vortrefflich. Neben Crawfurd und Greenough, welcher Letztere lange in Italien war, wohin er zurückzukehren denkt, und welcher mit ſeinen Künſtlergaben den Anſtand eines Gentleman in hohem Maße vereinigt, iſt noch ihr Landsmann Hiram Power zu nennen, ein vorwiegend naives Talent, voll charakteriſtiſcher Naturwahrheit. Seine höchſt ausgezeichneten Porträtbüſten erinnern in ihrer ſcharfen

Individualiſirung an Mino da Fieſole. Er lebt in Florenz, wo auch Greenough lange verweilte.

Unter den Niederländern machte ſich ſeit Keſſels namentlich Vanderveen bekannt. Seine Eva (beim Grafen Egloffſtein) iſt ein ſo eigenthümliches wie ſchönes Werk. Es iſt der erſte Moment der Verſuchung: Eva, von den großartig-ſchönſten Formen, ſitzt am Boden und wendet ſich halb erſchrocken ab, im Begriff ſich zu erheben. Das Motiv iſt originell, die Ausführung zeigt eine ungewöhnliche Durchbildung der Form. Sonſt hat dieſer Künſtler namentlich in chriſtlichen Süjets ſich verſucht.

Wenige Werke haben ſo viel Glück gemacht wie die Gruppe Hagars und Ismaels, von dem Schweizer Imhof. Die rührende Geſchichte der Magd des Patriarchen hat von jeher der Kunſt willkommenen Stoff geboten. Ihre Ausweiſung iſt vom Guercino in einem Bilde dargeſtellt worden, welches den Schmerz einer wenn nicht erhabenen, doch innig fühlenden Natur mit ſelten erreichter Wahrheit vorführt. Die in der Wüſte Irrende haben neuerdings Overbeck und die Gräfin Egloffſtein (ſ. oben) in verſchiedener Auffaſſung, aber Beide mit Glück dargeſtellt. Imhof wählte den Moment, wie nach der langen Wanderung der Knabe kraftlos niederſinkt und nach Labung lechzt, während die unglückliche Mutter rathlos daſteht, ihr Kind verſchmachten ſieht, nicht einen Tropfen mehr in dem Kruge findet, nicht weiß, woher Hülfe kommen ſoll. Die Auffaſſung iſt äußerſt glücklich und für die plaſtiſche Darſtellung in hohem Grade geeignet. Es iſt noch nicht der Ausbruch der Verzweiflung in Hagar: die entſetzliche Wirklichkeit wird ihr erſt allmälig klar und

ſie beginnt den vollen Umfang des Unglücks zu ermeſſen; noch ſinnt ſie, wenn auch halbbetäubt; noch hält ſie Rettung, noch einen Ausweg für nicht ganz abgeſchnitten. Sie ſteht neben dem Knaben, deſſen Haupt zurückſinkt, während er noch einmal ſich aufzurichten verſucht; ihre Rechte legt ſie an den Kopf, die Linke hält das leere Waſſergefäß; eben hält ſie ein mit dem Gehen. Es iſt eine ſchlanke Geſtalt, voll Leben und Bewegung; das meiſterhaft behandelte Gewand läßt die Körperformen, ſo viel als dem Gegenſtande anpaſſend, hervortreten; der Kopf iſt voll Ausdruck und Gefühl, abgeſehen von dem Adel der Bildung. Eine ſchönere Gewandfigur iſt wol ſeit lange nicht geſehn worden. Daß aber auch in der Darſtellung des Nackten der Künſtler viel Geſchick hat, zeigt die Geſtalt Ismaels. Die Großfürſtin Herzogin von Leuchtenberg wird dies treffliche Werk erhalten. Ein anderes Süjet aus der bibliſchen Geſchichte iſt kurz vorher von Imhof behandelt worden, Rebecca, welche vom Brunnen heimkehrt, mit dem Armband, welches der Bote Abrahams ihr übergeben hat: ein Werk von vielem Verdienſt und vorzüglicher Ausführung, aber mit einem Ausdruck der Naivetät, der ans Gezierte ſtreift.

Eine große Thätigkeit hat E. Wolff entwickelt. Sein größtes neueres Werk iſt eine Statue des Prometheus, welcher das Feuer vom Himmel geraubt hat und in ſeinem Rohrſtocke verbirgt. Er ſchreitet vorwärts, den Kopf kühn und ſtolz zurückgeworfen und den Blick aufwärts gerichtet; die Linke hält den Stab, die Rechte iſt halb erhoben. Das Gewand fällt in breiten Falten herunter, ſo jedoch, daß der größte Theil der Figur nackt erſcheint. In der ganzen Attitüde iſt etwas Trotzendes,

eigner Kraft ſich Bewußtes; der Kopf iſt ausdrucksvoll, entfernt ſich aber vielleicht etwas zu ſehr von dem Typus antiker Schönheit. Eine der anmuthigſten Schöpfungen Wolffs iſt eine Nereide, welche, halb aufgerichtet, den obern Theil des Körpers entblößt, auf die Linke ſich ſtützend, mit dem Dreizack nach den im Waſſer ſpielenden Fiſchen ſticht. Sie kam an den Grafen Wilh. v. Redern in Berlin, eine Wiederholung an die Großfürſtin Herzogin von Leuchtenberg. Sehr gelungen iſt die Porträtſtatue des Prinzen Albert von Sachſen-Coburg, ſtehend, in altgriechiſcher Rüſtung. Früher ſchon, bei des Prinzen Anweſenheit in Rom, modellirte dieſer Künſtler deſſen recht ähnliche Büſte, die er oft wiederholen mußte. Unter ſeinen übrigen Büſten iſt jene des Cardinals Angelo Mai von großer Aehnlichkeit und charakteriſtiſch in der Auffaſſung. Die Form iſt in Wolffs Werken immer fleißig ſtudirt und die Ausführung in Marmor ſehr ſorgfältig. Fr. Woltreck aus Deſſau hat ſich namentlich durch ſeine vielen, zum Theil ſehr gelungenen und intereſſanten Reliefporträts einen Namen gemacht. Zu ſeinen neuern Arbeiten in ganzen Figuren gehört eine anmuthige Gruppe, Amor und Pſyche, ſo wie die halbkoloſſale Statue einer Quellnymfe, ſitzend, ein Waſſerbecken auf dem Schooſe haltend. Die Haltung iſt leicht und graziös, während die Ausführung von innigem Verſtändniß der Form zeugt. Beide Arbeiten ſind für den König von Preußen beſtimmt. Die koloſſale Büſte des Malers Cornelius erinnert im Guten wie in den Mängeln an ähnliche Verſuche des Franzoſen David, ohne doch gar ſo übertrieben zu ſein, wie letztere in der Schädelbildung.

Die Zahl der jüngern teutſchen Bildhauer iſt nicht

gering und es iſt erfreulich zu ſehn, wie bei ihnen die Sculptur innerhalb lobenswerther Kreiſe ſich bewegt. Da der Kreis dieſer Kunſt aber im Ganzen weit enger gezogen iſt als jener der Malerei, ſo iſt es kaum zu vermeiden, daß bisweilen Wiederholungen deſſelben Motivs vorkommen, wie denn in der Behandlung mythologiſcher Gegenſtände im Allgemeinen eine gewiſſe Einförmigkeit ſich einzuſchleichen droht, von welcher die Künſtler der Rococozeit durch das Herabziehn der Mythologie in die Sfäre und die Coſtüme des Lebens der Zeit ſich frei zu halten ſuchten. Man hat deßhalb mehr denn früher das Genreartige, ſo wie zum Theil wieder das Bibliſche und Chriſtliche hervorgeſucht: die Sculptur iſt darin Hand in Hand mit der Malerei gegangen. Namentlich iſt dies bei den Teutſchen der Fall. Ein thätiger und talentvoller Künſtler iſt E. Steinhäuſer aus Bremen. Die kleine Statue eines Mädchens, welches lauſchend eine Muſchel ans Ohr hält (jetzt im Beſitz des Königs von Preußen), gefiel durch den ungekünſtelten Ausdruck naiven Gefühls, wie durch eine höchſt zarte Ausführung. Die Gruppe Hero und Leander iſt beſonders hinſichtlich der Harmonie in der Zuſammenſtellung der beiden Geſtalten zu loben; eine Bildſäule der Judith vereinigt glücklich die leidenſchaftliche Bewegung und die begeiſterte Hoheit, die in der Wiedergebung dieſes ſchwierigen Sujets verſchmolzen ſein ſollen. Zwei andere Statuen, Fiſcherknaben, vorgebeugt und auf das Ergebniß des Fanges ſchauend, zeigen ebenſoſehr ein ſchönes Gefühl für Form wie Mannigfaltigkeit in der Auffaſſung, wenn auch einer von ihnen etwas zu ſehr an die Darſtellungen des Narciſſus erinnern ſollte. Von verſchiedenem Charakter iſt der angelnde

Knabe von Kümmel aus Hanover (beim Grafen von Redern zu Berlin), deſſen Ballſchläger ſo großen und verdienten Beifall fand. Er ſteht angelehnt, eine ſchöne, ruhige Knabengeſtalt, und wartet auf die Beute. Einige vorzüglich gelungene Statuen ſind von J. Troſchel aus Berlin. Eine derſelben ſtellt ein ſchlafendes Mädchen dar, dem die Spindel entfallen iſt; die andere ein junges Mädchen, welches ſich entkleidet, um ins Bad zu ſteigen. Wenn an dem erſten Werke (welches dem Freiherrn v. Lotzbeck in München gehört) beſonders die ſehr verſtändige und kunſtgemäße Anordnung gefällt, die Ruhe des tiefen Schlummers, die ſich in der Lage des Oberleibes, des Kopfes, in den hingeſunkenen Armen ausſpricht, die geſchmackvolle Anordnung der Gewänder: ſo ſpricht bei dem zweiten die äußerſt glückliche Nachahmung der Natur an, die graziöſe Haltung und die Anmuth der Formen. Eine Büſte des Cardinals Orioli hat neben mehren andern das Verdienſt einer charaktervollen Aehnlichkeit. Bei W. v. Hoyer aus Dresden herrſcht das Anmuthige gleichfalls vor. So in der Porträtſtatue eines betenden Mädchens, im Ausdruck nicht minder gelungen als in der ſorgſamen und geſchickten Ausführung der Gewandpartien, die freilich vielleicht etwas zu ſehr dominiren. Seine vorzüglichſte Arbeit iſt eine Pſyche, die ſich auszeichnet durch Styl und Reinheit der Form. Beide Werke ſind im Beſitz des Königs von Sachſen. Neuerdings entſtanden eine liegende Nymfe, die ſich in einem Quell ſpiegelt, eine Statue der Unſchuld und eine weibliche Büſte von großartiger Schönheit, den Sommer darſtellend und zu einem Cyclus der Jahreszeiten gehörend. Matthiä hat einige anſprechende Werke geliefert, u. A. einen ſehr

hübſchen Amor und die Gruppe eines ſchlafenden Liebesgotts, den ein Hund bewacht. Der Fries des däniſchen Bildhauers Jerichau, Alexanders Hochzeit mit Roxanen, hat die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Wenn die noch zu erwartenden Theile dem bereits Vollendeten gleichkommen, ſo wird derſelbe neben Thorwaldſens unſterblichem Werke mit Ehren genannt werden.

Bevor ich von den teutſchen Bildhauern Abſchied nehme, muß ich noch des Weſtfalen W. Achtermann gedenken, der früher Landmann war, im Bildſchnitzen, namentlich von Crucifixen u. ſ. w. große Fertigkeit an den Tag legte und dadurch die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo daß ihm Gelegenheit geboten wurde, ſein Talent auch von der techniſchen Seite auszubilden. Er hat ſich ſtets der chriſtlichen Kunſt gewidmet und verſchiedene Bilder des gekreuzigten Heilands geliefert, meiſt für Kirchen ſeiner Heimat. Eines der beſten dieſer Art führte er für den Herzog von Aremberg in Marmor aus. Es iſt die einfache fromme Auffaſſung, wie ſie für den Gegenſtand ſowol als für den Zweck paßt, verbunden mit einem tüchtigen Studium des menſchlichen Körpers und ſorgſamer Ausführung. Sehr zu wünſchen wäre, daß dieſem fleißigen und anſpruchsloſen Künſtler, in deſſen Werken der chriſtliche Sinn ſo rein und unverfälſcht ſich ausſpricht, Gelegenheit geboten würde, durch Ausführung des Entwurfs einer Pietà, an welcher die Gruppe ſehr ſchön gedacht iſt, während Reliefs, die das Piedeſtal umgeben, auf paſſende Weiſe die Leidensgeſchichte erzählen, ſeine Kräfte auf einem weitern Felde zu verſuchen.

Von der Kupferſtechkunſt in Rom iſt nicht viel zu ſagen. Es fehlt jetzt gänzlich an bedeutenden Talenten.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß weder hier noch in Neapel einheimische Kupferstecher von Ruf sich vorfinden, während Florenz, Parma, Oberitalien so tüchtige Künstler zählen. Ich darf nur Samuel Jesi nennen, den Stecher der Hagar Guercino's, der Madonna di Casa Tempi, des Leo X., Antonio Perfetti, von welchem die Sibyllen des Domenichino und Guercino, die Präsentation des Frate, jetzt die Geburt Mariä von Andrea del Sarto, A. Guadagnini, dem man den gekreuzigten Christus des Guido und andere tüchtige Werke verdankt, Paolo Toschi, den berühmtesten unter den neuern Kupferstechern Italiens, von welchem der Einzug Heinrichs IV. in Paris, die Madonna della Tenda, der Spasimo di Sicilia, neuerdings die Kreuzabnahme des Daniel von Volterra herrühren und der in Parma eine thätige Schule gebildet hat, Pietro Anderloni, den Stecher der von den Engeln umgebenen Madonna des Tizian, der Ehebrecherin, des Moses am Brunnen, des Heliodor, des Attila. Die beiden einzigen, mit Recht berühmten Römer, Mercuri und Calamatta — jener durch die Robertschen Schnitter, durch Delaroche's h. Elisabeth, dieser durch Napoleon nach der Todtenmaske, Ingres' Voeu de Louis XIII., Ary Scheffers Paul und Francesca von Rimini und durch seine trefflichen Bildnisse allgemein bekannt — leben in Frankreich. Hier sind nur die vielen Stecher von Veduten, Costümebildern, antiquarischen Gegenständen, Umrissen u. s. w. geblieben, die zum Theil ganz geschickt sind, deren Leistungen aber dem sich keineswegs an die Seite stellen lassen, was in England, Frankreich, Teutschland in diesem Fache produzirt wird. Unter dem, was die päpstliche Chalcografie,

deren Thätigkeit ſich nicht in Abrede ſtellen läßt, zum Vorſchein bringt, iſt nichts eigentlich Ausgezeichnetes, wenn auch manche der neuern Arbeiten, die Fortſetzung des Kupferwerks über das Muſeo Chiaramonti, das große Werk über das Gregorianiſche Muſeum u. ſ. w. ganz tüchtig ſind. Immer aber bleibt es zu verwundern, daß die Volpato'ſche Schule keine größere Nachwirkung gehabt hat. Freilich hat auch Volpato's größter Schüler, wie überhaupt der erſte Kupferſtecher unſerer Zeit, Raffael Morghen, als Lehrer wenig gewirkt, unendlich weniger als z. B. Longhi und Toſchi. Man braucht nur in Florenz nachzuſehn, wo er über dreißig Jahre lebte und die Kupferſtechſchule leitete. Der Grund liegt wol großentheils darin, daß Morghen ſelbſt als Zeichner keine eigentliche ſtrenge Bildung erhalten hatte und durch die Leichtigkeit, womit er auf der Platte arbeitete, zu dem Glauben verleitet ward, daß dieſe große Geübtheit im Zeichnen gar nicht nöthig ſei. Während nun aber für Morghen ſelbſt daraus der Uebelſtand erwachſen iſt, daß ſeine Stiche, bei denen er fremder Zeichnungen ſich bediente, keineswegs immer treue Abbilder der Originale ſind, ſo vortrefflich auch ihre techniſche Ausführung ſein mag, ja daß einige, wie die Madonna della Seggiola, die Madonna del Granduca, das Porträt des Lionardo da Vinci u. ſ. w. in der Auffaſſung geradezu verfehlt ſind: ſo hat ſein Beiſpiel für die Schüler die noch weit ſchlimmere Folge gehabt, daß ſie, mit ungleich geringerem Talente begabt, es dem Lehrer nachmachen zu können wähnten, nicht ordentlich zeichnen lernten und, wenn ich den einzigen Perfetti ausnehme, welcher Beſſeres geleiſtet hat, alle mittelmäßig blieben.

Fremde Kupferſtecher verweilen meiſt nur eine Zeitlang in Rom. Der Umſtand, daß es hier keinen einzigen guten Drucker gibt und ſie ihre Platten nach Paris oder nach Teutſchland ſenden müſſen, um ſie drucken zu laſſen (denn auch Bardi in Florenz, der als Chalcograf einen Namen hatte, wird in neuerer Zeit wenig gerühmt), iſt äußerſt hinderlich. Früher lebte Ferd. Ruſcheweih aus Strelitz lange in Rom und machte ſich durch ſeine zum Theil vortrefflichen Stiche nach Overbeck und ſeine Copien nach Marc Anton ſehr verdient. Derſelben Richtung gehört Ludw. Gruner aus Dresden an, der ſeit mehren Jahren gewöhnlich hier lebt und ſowol neuere Werke, namentlich von Overbeck, wie die Pietà, die Hagar, den Moſes am Brunnen u. a., wie Raffaeliſche mit Glück wiedergegeben hat. Die Muſive der Chigi'ſchen Familienkapelle in Sta. Maria del popolo, die Darſtellungen an der Decke im Saal des Heliodor im Vatican (noch unvollendet), die nicht genug beachteten Caryatiden in den Vaticaniſchen Stanzen u. a. ſind auf ſolche Weiſe vervielfältigt worden, und Gruners Verdienſt iſt um ſo größer, je weniger dieſe Werke bekannt waren und je treuer und anſprechender er ſie wiedergegeben hat. Die leider ſehr verdorbenen Fresken in der Villa Magliana werden durch den nämlichen Künſtler publizirt werden. Gegenwärtig befindet ſich derſelbe in England, wo er die Cartons in Hamptoncourt für den Stich zeichnet und die Herausgabe eines großen Werkes, einer Sammlung von Abbildungen der ſchönſten Ornamente des 15. und 16. Jahrhunderts in den Paläſten und Kirchen des mittlern und obern Italiens, nicht vereinzelt, ſondern in Darſtellungen ganzer Gemächer und Räume, vorbereitet. Seit

einiger Zeit wohnt in Rom ein höchſt ausgezeichneter jüngerer teutſcher Kupferſtecher, Joſ. Keller, Lehrer an der Düſſeldorfer Akademie. Sein Hauptzweck iſt eine Zeichnung nach der Disputa, zum Behufe eines Stiches in bedeutend größerm Maßſtab als der Volpato'ſche, welcher wol von der Compoſizion und allgemeinen Wirkung dieſes, meinem Gefühle nach, ſchönſten und großartigſten der Wandgemälde Raffaels einen Begriff geben kann, nicht aber von dem Charakter der wundervollen Köpfe und den tauſend Feinheiten dieſes herrlichen Werkes. Man darf ſich Glück dazu wünſchen, eine ſolche Arbeit in ſolchen Händen zu ſehn. Wie ſchön Keller ſticht, zeigen die eben jetzt von ihm vollendeten Blätter nach E. Steinle's Zeichnungen zu dem Gebetbuche des P. Nacatenus, die mit großer Meiſterſchaft in der ſtrengern, der altitalieniſchen Schule ſich anſchließenden Stichweiſe ausgeführt ſind und mit ungewöhnlichem Geſchick viel Harmonie erreichen, während ſie die Härten vermeiden, die man nicht ſelten bei der Anwendung dieſer engen Taillen findet. — Lithografie und Holzſchnitt liegen in Rom völlig danieder.

Unter den Steinſchneidern, namentlich in erhabener Arbeit (Cameen), ſteht G. Girometti immer obenan und manche ſeiner Werke ſind von bewunderungswürdiger Schönheit. L. Dies und T. Saulini, beide ſehr geſchickte Künſtler, beſchäftigen ſich mehr mit Arbeiten in Conchylien, von denen bekanntlich eine bedeutende Menge ins Ausland geht und die den Beifall, welchen ſie finden, wol verdienen. Großentheils ſind es Nachbildungen antiker geſchnittener Steine, oder auch anderer älteren wie neueren Kunſtwerke. Der genannte Girometti, wie ſein Sohn Pietro und N. Cerbara ſind tüchtige Stempel-

ſchneider, und ihnen verdankt man es, daß die jetzigen päpſtlichen Medaillen und Münzen ſich ſehr vortheilhaft auszeichnen. Die Sitte, alljährlich eine Denkmünze prägen zu laſſen, welche am Petersfeſte an die Beamten und andere Perſonen vertheilt wird, und an irgend eine Regierungshandlung, namentlich Aufführung von Bauwerken oder ſonſtige öffentliche Vorkehrungen erinnern ſoll, gibt dieſen Künſtlern mannigfache Gelegenheit zu Arbeiten. Die letzten Medaillen dieſer Art ſtellen die Reſtaurationen der Porta Maggiore, das große Gebäude am Hafen Ripetta (wovon ſpäter) und die Cittadelle von Ancona dar. Eine Menge anderer Denkmünzen ſind in jüngſter Zeit entſtanden: die Ausbeſſerungen an der Façade des Doms zu Orvieto, die Vervollkommnung der Wohlthätigkeitsanſtalten, die Preisaufgaben des Künſtlervereins der Virtuoſi del Pantheon, die Herausgabe der Gedichte der Vittoria Colonna u. ſ. w. haben dazu Veranlaſſung gegeben. Die ſchönſte unter denſelben zeigt eine Nachbildung des vortrefflichen Reliefs von Tenerani, die Charitas, von P. Girometti. Die architektoniſchen Gegenſtände ſind meiſt mit Geſchick behandelt, wenn ſie nicht gar zu unvortheilhaft ſind, was freilich nicht ſelten vorkommt. Neuerdings haben der jüngere Girometti und Cerbara unter der Benennung: Serie iconografica numismatica dei più famosi Italiani eine Sammlung von hundert Bildnißmedaillen zu publiziren begonnen, welche durch die Idee, wie, nach dem bisher Geleiſteten zu urtheilen, vermöge der Art der Ausführung den Beifall verdient, der ihr entgegenkommt.

Ich wende mich nun zu den Leiſtungen im Fache der Architektur.

Gleich von vorneherein muß ich das Bedauern aussprechen, daß dieſe Leiſtungen ſo ſehr wenig befriedigend ſind. Die römiſchen Baumeiſter unſerer Zeit haben Unglück. Es wird Manches ausgeführt; ſelbſt große Gebäude entſtehen: aber über den meiſten ſcheint ein Unſtern zu ſchweben. Auch da, wo hinlänglicher Raum, die Façade einem ſchönen, wenn nicht von klaſſiſchen, doch theilweiſe durch ihre Maſſe imponirenden Privatgebäuden umgebenen Platze zugewandt, endlich vortreffliches Material an Marmorſäulen vorhanden war, wie bei dem neuen Poſtgebäude an Piazza Colonna, hat man nichts als einen miſerabeln Fenſterkaſten zu Stande gebracht, der ſelbſt den ſchlechteren Bauten der Berniniſchen Epoche bei weitem nachſteht. Noch viel mehr aber gilt dies von dem koloſſalen Gebäude in der Nähe des Hafens Ripetta, wo ehemals ein zu Holzmagazinen verwandter leerer Platz war und wo man jetzt Wohnungen für Beamte und andere Perſonen aufführt: ein Chaos von Fenſtern und von disharmonirenden Linien, welches weder der Straße noch dem Flußufer, auf welchem man eine hübſche Promenade angelegt hat, zur Zierde gereicht. Privathäuſer, die in Menge entſtehn, namentlich in den dem Corſo naheliegenden Straßen, welche allmälig ein ganz verändertes Ausſehn bekommen werden, ſind wenig beſſer, und über der, man möchte ſagen gierigen Benutzung des Raumes, ſetzt man in den meiſten Fällen jede Rückſicht auf architektoniſche Schönheit und Würde aus den Augen. Bei dieſem Streben verſchwindet am erſten die alte gute italieniſche Sitte großer und hoher Gemächer, und von Tage zu Tage wird man mehr gedrückt und eingeengt. Man möchte glauben, dieſe Gebäude wären mehr für den

Norden berechnet als für den Süden. Freilich ſtehn die meiſten derſelben leer vom Mai bis November. Einigermaßen könnte man ſich tröſten, wenn man nur auch nordiſchen Comfort fände. Hat man nun aber auch in dieſer Hinſicht einige Fortſchritte gemacht, ſo iſt man doch noch weit entfernt von einem befriedigenden Reſultate. Thüren und Fenſter ſchließen noch immer ſchlecht und die Kamine rauchen, die einen bei der Tramontana, beim Scirocco die andern. Kurz, man büßt das Alte ein, ohne im Neuen hinreichenden Erſatz zu finden.

Bei dem größten römiſchen Bauunternehmen unſerer Zeit, der Paulskirche *), zeigt ſich mehr von der alten Pracht und Tüchtigkeit. Eine Zeitlang arbeitete man an derſelben mit dem größten Eifer: ſeit aber das Querſchiff vollendet iſt, ließ die Thätigkeit nach, und wenn ſie nicht bald wieder eine größere wird, ſo iſt kaum noch Ausſicht vorhanden, daß die Kirche für das nächſte Jubeljahr (1850) vollendet ſein wird, wie man gehofft hatte. Der Bau würde dann gerade fünfundzwanzig Jahre gewährt haben. Das Querſchiff iſt längſt fertig und wurde am 5. October 1840 vom Papſte eingeweiht. Eine Unzahl von Beſuchenden (Andächtige kann ich ſie mit gutem Gewiſſen nicht nennen) ſtrömt täglich hin und zahlreiche Omnibus fahren anhaltend, namentlich Nachmittags, von Porta del popolo nach Piazza di Venezia und von dort nach der Kirche, an heitern Tagen Schaaren von Menſchen hinführend. Vor der Einweihung wurde der fertige Theil durch eine proviſoriſche Wand, welche die Form der ihr gegenüber befindlichen Tribüne hat und an wel-

*) Röm. Br. II. 34.

cher die Bekleidungen dieſer letzteren, aus euböiſchem Marmor und Moſaikſchmuck, durch Malerei nachgeahmt ſind, vom Langſchiffe geſchieden, ſo daß er nun einer vollendeten Kirche gleicht, in welcher freilich die gewöhnliche Ordnung der Dinge umgekehrt erſcheint. Die koloſſalen Dimenſionen kommen nun recht zum Vorſchein. Die vier großen Kapellen (die einzigen der Kirche), zwei auf jeder Seite der Tribüne, ſind fertig; zwei derſelben ſind neu, die beiden andern gehören dem frühern Bau und ſind blos wiederhergeſtellt worden. An der Ausſchmückung fehlt indeß noch Manches. Die ſchönſte iſt die dem h. Benedict (dem Stifter des Ordens, welchem das Kloſter gehört) gewidmete, für welche Tenerani's ſchon erwähnte Statue beſtimmt iſt; dennoch dürfte der Styl, in welchem ſie gebaut, zu gegründeten Ausſtellungen Veranlaſſung geben. Eine herumlaufende Reihe kleiner Säulen auf einem drei Seiten einnehmenden Poſtament bildet eine Art Galerie, deren Zweck man nicht recht einſieht, wenn es nicht etwa darauf ankam, vorhandenes Material auf irgend eine Weiſe zu benutzen. Die beiden ältern Kapellen ſind höchſt barok. Die Ausführung des Einzelnen iſt ſorgſam und tüchtig, wenn man auch dies oder jenes anders wünſchen möchte. Die Decke, mit viereckigen Caſſetten von vergoldetem Schnitzwerk auf weißem Grunde, iſt reich und glänzend; aber man hätte beſſer daran gethan, die Zeichnung derſelben einfacher und gleichförmiger zu halten, da gegenwärtig die übermäßig großen Caſſetten in der Mitte, mit Verzierungen und Wappen, ſie ſchwerfällig erſcheinen laſſen. Die Decke in Sta. Maria Maggiore, die zum Muſter gedient, iſt weit beſſer. Die Wände ſind mit Marmor bekleidet; zu der Abſis der

Tribüne und den großen Altären hat man den euböiſchen und frygiſchen der alten Säulen verwandt. Der Biſchofſtuhl, von weißem Marmor mit Vergoldung, iſt geſchmackvoll: aber man hätte darauf achten ſollen, ihn mit den Muſiven wie mit dem Styl des Tabernakels in Uebereinſtimmung zu bringen. Ein Gleiches läßt ſich von dem die Confeſſion umſchließenden marmornen Geländer ſagen. Die beiden großen Bilder der an den Enden des Querſchiffs befindlichen Altäre und die vier höchſt mittelmäßigen Statuen in den Niſchen neben denſelben, vollenden den ſehr modernen Eindruck, den die äußerſt helle, durch Gold und Farben zu bunte und glänzende Kirche macht. Mit der Zeit wird dies mehr ins Gleichgewicht kommen. Der Fußboden iſt ſehr ſchön und beſteht aus größern und kleinern Marmorplatten von verſchiedenen, zum Theil (namentlich in der Tribüne) gewählten und koſtbaren Gattungen, welche nach einer einfachen paſſenden Zeichnung zuſammengefügt ſind. Auf Opus Alexandrinum läßt man ſich jetzt ſchwerlich mehr ein, namentlich wenn es ſich um ſo rieſige Räume handelt. Indeß ſtimmt dieſes am meiſten zum architektoniſchen Charakter.

So viel über den bis jetzt vollendeten Theil der Kirche. An dem Langſchiffe fährt man zu bauen fort, wenn es auch etwas zurückgeblieben iſt. Noch bleibt unendlich viel daran zu thun. Mit den Bogen über den Säulen des Mittelſchiffs iſt kaum der Anfang gemacht worden, und was davon vorhanden, hat durch Feuchtigkeit ſchon gelitten. Man mauert jetzt an den Seitenſchiffen. Hinſichtlich der Façade ſcheint noch nichts feſtgeſetzt zu ſein. Die nach der Stadt zugewandte Seitenporticus am linken Ende des Querſchiffes, welche, da die Stirnſeite der Kirche

von der Straße ab und nach dem Flusse zu liegt, den eigentlichen Haupteingang bilden wird, ist beinahe vollendet: man hat dazu die noch brauchbaren alten Säulen der Nebenschiffe benutzt. Ich kann nicht umhin, hier der Säulen von egyptischem Alabaster zu erwähnen, des Geschenkes Mehemet Ali's, wovon ich schon ein andermal (S. 67) sprach. Sie sind jetzt größtentheils geschliffen und von überraschender Schönheit. Die Steinart ist zwar nicht sehr compact und gibt deshalb, auch beim sorgfältigsten Poliren, keine ganz glatte Oberfläche: indeß macht die weißliche Grundfarbe mit vielfach verschlungenem Geäder in mannigfachen Abstufungen des Gelb eine vortreffliche Wirkung. Die Größe derselben ist überdies eine für diese Steinart sehr bedeutende.

Sonst ist in römischen Kirchen nicht viel gebaut worden. Die Torlonia'sche Kapelle im Lateran, welche in Tenerani's Kreuzabnahme ihre vornehmste Zierde erhalten wird, ist noch nicht vollendet. Eine wesentliche Umänderung in einer der großen Kirchen ist die Tribüne und der Hochaltar im Gesù, welche unter der Leitung des Architekten Sarti neugebaut worden sind. Der Styl an sich ist nicht gerade zu tadeln, doch ist er etwas ärmlich und, was ein bedeutender Uebelstand, harmonirt nicht mit der Kirche selbst, welche barok und überladen, aber nicht ohne eine gewisse Größe ist. Bekanntlich wurde sie vom Vignola und Della Porta auf Kosten des Cardinal-Vicekanzlers Alessandro Farnese, Neffen Pauls III. (desselben, welchen Tieck in der Vittoria Accorombona eine so schlimme, durch die Geschichte nicht gerade gerechtfertigte Rolle spielen läßt), erbaut und die Inschrift trägt das Datum des Jubeljahres 1575. Was dieser neuen

Tribüne allgemeine Aufmerkſamkeit zugewandt hat, iſt ihr unendlicher Reichthum an den ſeltenſten Steinarten. In Rom, was in dieſer Hinſicht wol alle Städte der Welt überbietet, gibt es kein anderes Gebäude, welches ſolche Pracht aufzuweiſen hätte. Selbſt die durch ihre Lapidarausſchmückung und ihren Pomp weltberühmten Kapellen, die Borgheſiſche in Sta. Maria Maggiore und die Corſiniſche im Lateran, können ſolcher Seltenheiten ſich nicht rühmen. Die Certoſa von Pavia kann ich nicht anführen, denn obgleich ſie auch die ſchönſten Marmor- und andere Steingattungen aufzuweiſen hat, beſteht ihr Reichthum doch mehr noch in den koſtbarſten Pietredure-Arbeiten, wie in der Medizeiſchen Kapelle zu Florenz. Sonſt kann, ſo viel mir von italieniſchen Kirchen bekannt geworden, nur San Marco zu Venedig mit dem, was Rom darbietet, ſich meſſen. Bei der Tribüne im Geſù ſind, mit Ausnahme der großen cannelirten Pilaſter von hochgelbem Giallo di Verona, der eine vortreffliche Wirkung macht und dem bei Siena gebrochenen gelben Marmor ſehr ähnlich ſieht, blos antike Steinarten verwendet, unter denen der Vordertheil (Paliotto) des Altartiſches von jenem Steine (fluorite antica oder antikem Flußſpath), aus dem man glaubt, daß die berühmten Vaſi murrini beſtanden. Alles, was neuere Ausgrabungen Koſtbares zum Vorſchein gebracht, iſt hier zu ſehn. Die Sculpturen erheben ſich nicht über das Mittelmäßige, ſind indeß keineswegs ſtörend. Die ſchönen vergoldeten Broncearbeiten, Tabernakel und Verzierungen, ſind von Hopfgarten aus Berlin *).

*) Das Studium der antiken Steinarten iſt in Rom immer mit Eifer betrieben worden. Freilich fordert kein Ort ſo ſehr wie

Von neuern Bauwerken bleibt mir nichts mehr zu nennen übrig. Mit Reſtaurationen antiker Monumente wird fortgeſchritten. So am Coloſſeum, wo des Ausbeſſerns doch beinahe zu viel wird und man jetzt beſſer daran thäte, auf das durchaus Nöthige ſich zu beſchränken. Die Umwandlung der Area in einen ordentlichen Kiesweg hat der maleriſchen Wirkung der Ruinen keineswegs genutzt. Die Reſte der Waſſerleitung zwiſchen Cälius und Palatin, deren hohe Bogen über die langweilige neue Straßenmauer hinwegragen, wurden vor dem Einſturze geſchützt, der Bogen des Druſus an Porta S. Sebaſtiano von dem ihn umgebenden neuern Anbau befreit. Der Einſturz eines Theiles des Dominikaner-Nonnenkloſters SS. An-

---

dieſer dazu auf: denn nirgend findet man ſolchen Reichthum, nirgend wird fortwährend noch ſo viel Schönes entdeckt, wie hier in Stadt und Umgebung. Das Hauptwerk darüber iſt des Advocaten F. Corſi Trattato delle pietre antiche (2. Aufl. Rom 1833), aus welchem die „Beſchreibung der Stadt Rom" (Bd. I. S. 335 ff.) einen Auszug mittheilt. (S. auch Röm. Briefe I. 63 ff.) Corſi's Sammlung gehört gegenwärtig der Univerſität Oxford. Ein ſchätzbares Hülfsmittel iſt noch der Catalogo della collezione di pietre usate degli antichi per costruire ed adornare le loro fabbriche dell' avv. *Fr. Belli* (Rom 1842), welcher die Orte angibt, wo in Rom die ſchönſten Stücke ſich finden. Die ſehr reichhaltige Belli'ſche Collection, eine Frucht ſiebzehnjährigen Sammelns, kam vor kurzem nach Ungarn in den Beſitz des Grafen Stefan Karolyi. Die große Dodwell'ſche Sammlung, die indeß auch nicht-antike Steinarten, Lavagattungen u. ſ. w. umfaßt, befindet ſich im Beſitz des bairiſchen Geſandten in Rom, Grafen von Spaur. Ueber die neue Tribüne im Geſu handelt: Enumerazione delle pietre ornamentali usate nella rinnovata Tribuna ed Altar maggiore della chiesa del Gesù di Roma (Rom 1843).

nunciata beim Arco de' Pantani veranlaßte die Abreißung eines Theils des Mauerwerks, welches die herrlichen Säulen des Tempels des Mars Ultor nur halb sichtbar werden ließ. Schade, daß man diese Gelegenheit nicht benutzte, das Kloster anderwärts zu verlegen und die bedeutenden Reste der schönen, aus gewaltigen Travertinquadern errichteten Einfassungsmauer des Augusteischen Forums in ihrer ganzen Ausdehnung freizustellen. Rom würde auf diese Weise um den Anblick eines der eigenthümlichsten und ältesten Bauwerke reicher geworden sein. So ließ man es aber, wie leider zu oft, bei einer halben Maßregel bewenden. Schon im Sommer 1838 wurde eines der großen Bogenfenster des Tabulariums, an dem, dem Campo Vaccino zugewandten Theile des Senatorischen Palastes, wieder geöffnet. Man erhielt dadurch einen Begriff von der Wirkung, welche dies Gebäude gemacht haben muß, bevor diese Bogenfenster, zehn an der Zahl, jedes von zwei cannelirten dorischen Halbsäulen von Travertin eingeschlossen, vermauert wurden. Diese Vermauerung geschah unter Papst Nicolaus V., welcher den auf dem Tabularium sich erhebenden Theil des Palastes baute. Von den Säulen blieben damals nur Spuren der Capitäle und des Architravs. Zu Poggio Bracciolini's*) Zeiten, nämlich in den ersten Dezennien des 15. Jahrhunderts und noch als Nardini zweihundert Jahre später schrieb, war die Porticus des Tabulariums ein Salzmagazin, welchem Umstande das Zerfressensein der Wände zugeschrieben werden muß. Man war übrigens genöthigt, es bei der Wiedereröffnung der einen Arcade bewenden

*) Röm. Br. II. 361.

zu laſſen, um die Mauer nicht zu ſehr zu ſchwächen und die Südſeite des Gebäudes zu gefährden.

Der Porta maggiore, bei welcher man einen ſo guten Anfang gemacht hatte und wo das vielbeſprochene Monument des Bäckers Euryſaces zum Vorſchein kam *), iſt es nun doch ſchließlich ſchlecht ergangen. Nachdem man das alte Thor in ſeinen Haupttheilen frei hingeſtellt und den größten Theil der neuern Bauten zu Boden geworfen, kam man auf den unglücklichen Gedanken, die koloſſalen Travertinbogen durch häßliche, meskine Ziegelwände zu verbauen, wodurch dies merkwürdige Monument beinahe ärger als vorher verunſtaltet ward. Die auf der Stadtſeite zur Rechten und Linken errichteten doriſchen Tetraſtyle, welche den Thorwarten und Acciſebeamten zur Wohnung dienen, ſind an ſich nicht übel, aber ſie erſcheinen gedrückt und paſſen durchaus nicht zum Charakter des Hauptgebäudes, zu dem ſie ein Anhängſel bilden ſollen. Es iſt umſomehr Schade, daß dieſe Reſtauration, oder richtiger dieſe neue Verballhornung, vorgenommen worden iſt, da der Effect dieſer freiſtehenden Waſſerleitungsbogen ein ſehr impoſanter geweſen ſein würde, wie er denn auch jetzt noch, wenn man ſich auch über den neuen Unverſtand ärgert, ein bedeutender genannt werden kann.

Hiermit ſchließe ich die Reihe der durch die Regierung unternommenen Bauten. Kann man auch nicht an Allem die Art der Ausführung preiſen, ſo läßt ſich doch dem regierenden Papſte nicht abſprechen, daß er überaus thätig iſt. Der bedeutendſte Theil der im Wiederaufbau begriffenen Paulskirche, die Promenade am Cälius und der

*) Röm. Br. I. 200.

Umbau des dortigen Camaldulenſerkloſters, die nicht unweſentlichen Reſtaurationen am Coloſſeum, die Arbeiten auf dem Forum, am Palatin und am Tempel des Antonin und der Fauſtina, deſſen eine Seite von ſpäterem Anbau freigemacht ward, das Poſtgebäude, das ſchon erwähnte Gebäude nebſt dem Quai an Ripetta, die gegenwärtig unternommene Vergrößerung des Spitals von S. Giacomo am Corſo, endlich die Vergrößerung der Muſeen durch Anlegung der etruskiſchen wie der egyptiſchen Sammlung im Vatican, durch die Galerie mittelalterlicher Bilder in der Vaticaniſchen Bibliothek und das neue Muſeum im Lateraniſchen Palaſt, gehören ſeiner nunmehr zwölfjährigen Regierung an. Dies iſt nur das auf Rom ſich Beziehende: in den Provinzen aber ſind manche Werke zu erwähnen, der Neubau der Kirche Sta. Maria degli Angeli bei Aſſiſi, die Arbeiten am Hafen von Civitavecchia und an der Cittadelle von Ancona, der Emiſſar des Anio zu Tivoli, die hydrauliſchen Arbeiten in den Thalgegenden Umbriens, die Erweiterung und Verbeſſerung des Hafens von Terracina, verſchiedene Straßenbauten und Anderes, welches namhaft zu machen mich zu weit führen würde.

Da im Obigen der Reſtaurationen mehrer alten Bauwerke Erwähnung geſchehn iſt, ſo halte ich es für nicht unpaſſend, die Reſultate der wichtigſten Ausgrabungen in Rom ſelbſt hier anzureihen. Es ſind Grabmonumente. Im J. 1839 wurde in der Vigna Argoli (Beſitzthum des Conte Lozzano) zwiſchen der Porta Pia und S. Lorenzo, dicht vor der Stadt, eine aus Travertin ſehr ſorgſam aufgeführte, viereckige geräumige Grabkammer aufgefunden. Sie iſt vollkommen erhalten bis auf den Ueber-

bau der Wölbung der Grabkammer, der wahrscheinlich eine pyramidalische Form hatte. Die Erhöhung des umgebenden Erdreichs ist Schuld daran, daß dies kleine Gebäude ganz bedeckt war. Ein einfacher viereckter Eingang führt in das durch ein Kreuzgewölbe bedeckte Innere, an dessen drei Seiten in Nischen Sarkofage mit verschiedenen Bildwerken stehn, von denen zwei in ihren Reliefs die Fabel der Niobe und die Rache des Orestes darstellen, während auf dem dritten mittlern und vorzüglichern ein Faun und zwei Genien Blumen- und Fruchtkränze halten, zwischen denen Gorgonenköpfe angebracht sind. Die Zeit ist jene der Antonine. Hoffentlich läßt man dies interessante Denkmal in seinem gegenwärtigen Zustande, statt es, wie die Scipionengräber, seines Schmuckes zu berauben *). Von großem Interesse sind die von dem Cav. Campana in der Nähe der Porta Latina entdeckten Columbarien. Das erste derselben wurde ganz nahe am genannten Thore, noch innerhalb des durch die Aurelianische Mauer gezogenen Kreises, dicht bei dem Kirchlein S. Giovanni in olio aufgefunden. Es ist dort eine verödete, von Menschen verlassene Stätte, wo die einsame Kirche S. Giovanni a Porta Latina bei dem jetzt verschlossenen Thore sich erhebt, wo die Gräber der Scipionen sich befinden und vor Alters ein großes Leichenfeld sein mußte, so zahlreich sind die Spuren aller Art, die sich von Grabmonumenten finden, wie solche u. a. auch bei der Wegräumung der den benachbarten Drususbogen einschließen-

*) Die Sarkofage sind in das Lateranische Museum gebracht worden. In dem Grabmal hat man Gypsabgüsse derselben aufgestellt. Spätere Anmerkung.

den mittelalterlichen Bauwerke zum Vorſchein kamen. Das Columbarium beſteht aus zwei Geſchoſſen: von dem obern iſt nur die eine Seite mit einer größern Niſche wohlerhalten; das untere, in welches man hinabſteigt, iſt eine wenn nicht große, doch äußerſt zierliche, mit Stuckarbeiten, Arabesken und andern Verzierungen geſchmückte Grabkammer, deren Decke mit Guirlanden von Weinlaub geziert erſcheint. Das zweite Columbarium findet ſich in derſelben Vigna, nahe an der Appiſchen Straße und dem Druſusbogen. Es iſt eine maleriſche Localität, die hohen Thore und die halbzerfallenen Mauerthürme, mit einzelnen Cypreſſen, blicken ernſt über den verödeten Theil der alten Stadt. Das Grab wurde im Frühling 1840 entdeckt und ich beſuchte es zuerſt mit dem Beſitzer, wenige Tage, nachdem Schutt und Erde weggeräumt worden waren. Seitdem wurde es, da das urſprüngliche Dach eingeſtürzt war, mit einem neuen verſehn und ſo vor jeglicher Beſchädigung geſchützt. Es iſt viel umfangreicher als das erſtere und unendlich reicher an Inſchriften und Monumenten aller Art als jenes. Das Ganze bildet ein längliches Viereck, deſſen längere Seiten gegen 23 Fuß, die kürzere 16 Fuß lang ſind, während die Höhe des Ganzen gegen 19 Fuß beträgt. In der Mitte ſteht ein bis zur Decke reichender, ebenfalls länglich-viereckter Pfeiler, gleich dem ganzen Bau mit zahlreichen Reihen größerer und kleinerer halbkreisförmiger Niſchen, am obern Ende mit Gemälden verziert. Mehre kleinere Monumente, Bildniſſe u. ſ. w. finden ſich neben den gewöhnlichen Aſchenbehältern in dieſem höchſt intereſſanten Grabmal, das, gleich dem erſtgenannten, halb im Tuf des Bodens ausgehölt iſt, halb hervorragend Eingang und Treppe hatte,

bis die Anhäufung des Erdreichs es bedeckte und nach dem Einſturz der Decke füllte. Die Inſchriften nennen eine Menge Perſonen, welche Aemter im Cäſarenpalaſt hatten, von Octavianus Auguſtus an bis zu Nero — einen Arcarius oder Kaſſenbeamten, einen Hofnarren des Tiber, einen Nomenclator oder Anmelder des Claudius, zwei Legionsproviantmeiſter u. m. a.

Durch die Sorgfalt, welche Hr. Campana der Wiederherſtellung und Erhaltung dieſer intereſſanten Monumente widmet, über die er ein reich ausgeſtattetes Buch mit vielen Abbildungen herausgegeben, hat er ſeine Verdienſte um die alte Kunſt noch gemehrt. Er iſt einer der glücklichſten Forſcher und ſeine Sammlungen von Kunſtwerken des Alterthums, namentlich von goldenen Ornamenten und Geräthſchaften, von Münzen und Terracotten, abgeſehn von den vielen Marmorwerken, die er in ſeiner Gartenwohnung beim Lateran aufgeſtellt hat, enthalten große Schätze. Von Wichtigkeit iſt beſonders ſeine Sammlung von Terracotten, über die er jetzt ein Werk mit vortrefflichen Abbildungen publizirt. Welche Stelle unter den Schätzen des Alterthums die Werke in gebrannter Erde einnehmen, wie viele Künſtler erſten Ranges dieſes leicht zu behandelnden Materials ſich bedient haben, wie viele reizende und intereſſante Darſtellungen jeglicher Art uns geblieben ſind, zum Theil gerade durch das werthloſe Material vor Zerſtörung geſchützt, während Erz und Marmor unterlagen: dies braucht wol nicht erſt erläutert zu werden. Ebenſowenig, wie gerade in dieſen Werken häufig eine Unmittelbarkeit, ein reiner Ausdruck des urſprünglichen künſtleriſchen Gedankens ſich findet, welche man bei andern Arbeiten vergebens ſuchen würde. Die Campana'-

ſche Sammlung von Monumenten dieſer Gattung läßt alle ähnlichen an Menge wie an Schönheit und Wichtigkeit der Gegenſtände hinter ſich. Aus den Nekropolen Etruriens, den in Trümmern liegenden Städten Latiums, aus Roms Ruinen ſelbſt, brachte der Beſitzer, unermüdlichen Sammlerfleiß mit gebildetem Geſchmack und Urtheil vereinigend, dieſe Schätze zuſammen. Es ſind Denkmale aller Art, römiſche wie etruskiſche Figuren in ganzem Relief von jeder Größe, Basreliefs, die vorzugsweiſe zur äußern wie innern Ausſchmückung der Gebäude dienten, Gebälkſtücke, Frieſe, Ornamente, endlich Geräthe, Gefäße, Lampen, Weihgeſchenke, Teſſeren u. ſ. w.

Daß das Fach der Archäologie in Rom ſtets Neues und Intereſſantes darbietet, brauche ich kaum zu ſagen. Die Sammlungen mehren ſich täglich, ſo viel auch nach dem Auslande geht, wie neuerdings der von dem Könige von Preußen angekaufte ſchöne Meleager, welchen die nun verſtorbene Ducheſſa di Sermoneta bei Santa Severa an der Straße nach Civitavecchia aufgefunden und der durch E. Wolff nach dem Vaticaniſchen Exemplar ergänzt ward. Eine bei Terracina gefundene, von Tenerani reſtaurirte Statue des Sofokles, bis jetzt im Lateraniſchen Palaſt aufgeſtellt (wohin man die Abgüſſe der Elgin Marbles, der Aegineten u. ſ. w., das große Gladiatorenmuſiv der Antoniniſchen Thermen, welches der Conte di Velo entdeckte und welches gegenwärtig einen ganzen Saal einnimmt, nebſt mehren Anderm gebracht hat) erregte durch die Würde und Natürlichkeit der Haltung, die an den Ariſtides des Muſeo Borbonico und den Demoſthenes des Braccio nuovo im Vatican erinnert, wie durch ihre ſchöne Ausführung allgemeine Bewunderung. Unter den Privat-

ſammlungen von Antiquitäten zeichnet ſich die, ſtets ſich vergrößernde, des hanöverſchen Miniſterreſidenten Herrn Keſtner aus. Die Dodwellſche kaufte der König von Baiern: nur die ſchon erwähnte große Collection von Steinen blieb in Rom. In dem prachtvollen Muſeum der Villa Borgheſe wurden die modernen Werke, die Venus victrix des Canova, die Berniniſchen Sculpturen u. ſ. w. in ein abgeſondertes Local gebracht. Die von der verwitweten Königin von Sardinien in Tusculum, Veji u. a. O. aufgefundenen Kunſtwerke gingen meiſt nach Piemont, beſonders nach ihrem Schloſſe Aglié.

Die archäologiſche Literatur feiert dabei natürlicherweiſe nicht. Während der letzten Jahre ſind ſelbſt eine ungewöhnliche Menge tüchtiger Werke im Fache der Alterthumskunde erſchienen. Ich nenne unter denſelben zuerſt das große, ſplendid ausgeſtattete Kupferwerk über das etruskiſche Muſeum mit Text von einem tüchtigen jungen Archäologen, Achille Gennarelli (1842), welches Alles enthält, was in dieſer im Winter 1836—37 zuerſt geöffneten Sammlung *), welcher das perſönliche Intereſſe, das der regierende Papſt ihr widmete, ſehr zu gute kam, enthalten iſt. Es ſind die Ergebniſſe wiederholter Ausgrabungen im päpſtlichen Etrurien und Latium, zu Cäre, Vulci, Tarquinia, Toscanella, Orte, Bomarzo, Valmontone u. ſ. w. Ein kleiner, aber ſo ſchöner wie wichtiger Theil dieſer Monumente, Ergebniſſe der im J. 1836 durch den General Galaſſi und den Erzprieſter Regulini zu Cäre veranſtalteten Ausgrabungen, waren ſchon früher (1841) beſonders in ihrer Beziehung zu den Ceremonien und

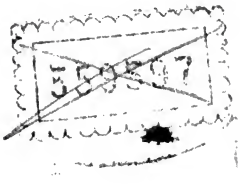
*) Röm. Br. II. 132.

Symbolen des perſiſchen Mithrasdienſtes, der im religiöſen Leben des polytheiſtiſchen Roms eine wichtige Rolle ſpielte, von L. Grifi erklärt worden. Eine Beſchreibung und Geſchichte von Cäre hatte der fleißige L. Canina herausgegeben, von dem auch eine vortreffliche Arbeit über das alte Tusculum (1841) erſchien. Auch ſonſt iſt Canina vielfach thätig geweſen: ſeine Schrift über die Porta maggiore und das Grab des Euryſaces (1839), die erſten Theile ſeiner Geſchichte und Topografie der alten Campagna, die Fortſetzung ſeines großen Werkes über die alte Architektur, endlich, was hier nicht eigentlich hingehört, ſeine intereſſante Arbeit über die chriſtlichen Baſiliken legen Zeugniß ab von dieſer Thätigkeit. Andere Alterthumsforſcher, P. E. Visconti, M. A. Lanci, Melchiorri, Sarti, Teſſieri, Secchi, Ungarelli, Betti u. A. haben Tüchtiges geleiſtet. Von Ungarelli's Werk über die Obelisken ſprach ich ſchon bei einer andern Veranlaſſung. Einen großen Verluſt erlitt die Wiſſenſchaft in dieſen letzten Jahren durch den Tod Nibby's, von deſſen größerem Werke: Roma nell' anno 1838 nur die, die Beſchreibung der alten Stadt enthaltende Abtheilung bei ſeinem Ableben vollendet war. Die Beſchreibung und Geſchichte der Campagna bleibt, mancher Mängel ungeachtet, ſein vorzüglichſtes und brauchbarſtes Werk, in welchem er nicht nur große Gelehrſamkeit, ſondern, worauf es bei ſolchen Arbeiten namentlich ankommt, eine ſeltene Localkenntniß an den Tag gelegt hat.

Das Inſtitut für die archäologiſche Correſpondenz fährt in ſeinen Arbeiten rüſtig fort. Einer der Gründer deſſelben, Prof. Ed. Gerhard, gegenwärtig Archäolog des Berliner Muſeums, hat in einer kleinen Denkſchrift

über dasselbe mit Recht darauf hingewiesen, wie seit Winckelmanns Zeit das archäologische Material in solchem Maße sich gemehrt, daß Hunderte, ja Tausende von Denkmalen antiker Kunst die Stelle isolirter Exemplare eingenommen, welche jener große Forscher gesehen, und wie eben diese außerordentliche Anhäufung von Monumenten aller Art umsomehr einen Mittelpunkt wünschenswerth, ja nöthig machte, von welchem aus die gelehrte Welt mit möglichst zuverlässiger und detaillirter Kunde derselben versehen würde. Dies Bedürfniß der allgemeinern Bekanntmachung und der Centralisirung der gewonnenen vereinzelten Resultate sprach sich auf verschiedene Weise aus: im Jahre 1827 begann Gerhard's Sammlung unedirter Denkmale, die noch fortgesetzt wird, ein Jahr drauf Raoul-Rochette's Monuments inédits. Einen abgeschlossenen Gegenstand umfassend, waren Inghirami's Monumenti Etruschi schon zu Ende geführt, und noch spezieller trat das Museo etrusco Chiusino auf. Ottfried Müller machte in seinem Handbuch der Archäologie der Kunst einen glücklichen Versuch, die Masse des Vorhandenen übersichtlich zu ordnen und einen Wegweiser durch das weite Gebiet zu geben. Mit diesen Bestrebungen hängt die Gründung des archäologischen Instituts zusammen, welche unter dem Schutze des jetzt regierenden Königs von Preußen stattfand. In der Herbeischaffung des Stoffes waren die italienischen Mitglieder wol die thätigsten, die eigentliche Leitung blieb indeß in den Händen von Teutschen, der Herren Bunsen, Kestner, Gerhard, Panofka, denen nachmals der vielfach thätige E. Braun, O. Kellermann, der im Sommer 1837 der Cholera erlag, R. Lepsius, welcher jetzt an der Spitze der von der

preußischen Regierung nach Egypten gesandten wissenschaftlichen Expedition steht, der kürzlich verstorbene W. Abeken und Henzen sich anschlossen. Der Düc de Luynes, als thätiger Chef der französischen Section, nahm an der Redaction der Druckschriften regen Antheil. Während der dreizehn Jahre seines Bestehens hat dies Institut vielfach gewirkt und auf die Richtung der Forschungen wesentlichen Einfluß geübt. Sein Kreis hat sich immer erweitert: auch die egyptische Alterthumskunde wurde hineingezogen. Namentlich aber waren es die griechischen und römischen Antiquitäten nebst der alten Geografie und Topografie, welchen ausführlichere Besprechung zu Theil ward. Rom wird immer der Mittelpunkt archäologischer Forschungen bleiben, und es ist zu hoffen und zu wünschen, daß das Institut auch in Zukunft ein Centrum für die in dies Fach einschlagenden Bestrebungen bilden wird.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Römische Briefe

von

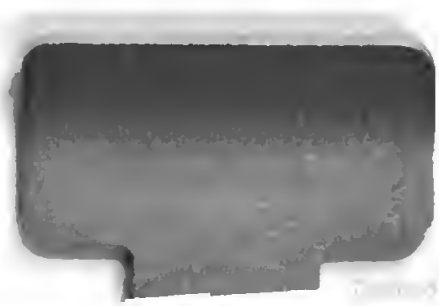
einem Florentiner.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

SAVELLI & CAPPELLI
Via Maggio 4 - FIRENZE

B. 19.2.360

B.N.C.F.

Digitized by Google